Gesammelte

Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Erster Band.

Mit Portrait des Verfassers.

Frankfurt am Main.

Sauerländer's Verlag.

1850.

259. E

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Das Mailehen. Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale . . 1

Das Gotteshäuschen und seine Bewohner. Eine Volksgeschichte aus dem Jahre 1689. 65

Die Deserteure. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte . . . 187

Eine rheinische Schmugglergeschichte 283

Aus der Schmiede. Eine rheinische Dorfgeschichte . . . 313

Das Mailehen.

Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.
Claudius.

Die Eifel ist ein wundersames Land, aber ein armes — das sagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüsse verhießen, wie ich sie auf meiner Wanderung theilweise entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landschaftliche, was meine Theilnahme in Anspruch nahm und fesselte; vielmehr war es die Geschichte der Natur (Naturgeschichte ist ein gar seltsames Wort für das, was wir damit bezeichnen. Man kann kaum sich toller ausdrücken, als eine Beschreibung der sogenannten drei Naturreiche eine Geschichte zu nennen, wenn „Geschehen" die Wurzel des Wortes ist), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtausenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen sind. Was ich so nenne? O, es sind die Krater erloschener Vulkane; es sind die „Maare;" es sind die Lavafelder; es sind die Basalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdische Feuer eine Werkstätte hatte, wie sie die bekannte Erde nicht mehr aufzuweisen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landstraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkanischen Erscheinungen mehr im Volke nach. Also weit vor aller Geschichte, weit vor dem Menschengeschlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauste, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in diesem Bereiche

einer entsetzlichen Naturgewalt, wenn sie auch ihre Herrschaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß gerade seit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in diesen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verschütteten Kanäle wieder aufsuchen wollen? Sollten die alten erloschenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in die Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue senden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menschen seine mühsam ihr abgerungene Existenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt so wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unserer Tage ruhig schlafen. Hier liegt das Wann ebenso in dunkler Zukunft, wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einst diese Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet sorgende preußische Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraus tretend, stand ich staunend still. Welch ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahre mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zu viel davon gehört, um mich durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsre Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben,

frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

„Wir müssen dort auf die Zinne des Berges," sagte er, „wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum Sie hier herauf gestiegen sind." Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Dorngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr, denn so was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim seid!"

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabschießende, grauenvolle Tiefe mich fast schwindeln machte. Felszacken starrten überall herauf, schwarz, schroff, diabolisch anzusehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuschauen. Bergkegel überall. Da unten in

der Tiefe rauscht die Ahr durch die zackigen Felsen, bald aufblitzend, bald verschwindend und immer wieder sich um die Felsen windend, wie der Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal sah ich ihren Silberblick aus diesem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe sie sich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm schließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man sich, so liegen wieder diese wilden Felsen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buschwerk, bekleiden sie kümmerlich. Dazwischen zeigen sich frischgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war versunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter störte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er selber ergriffen von dem, was er tausendmal geschaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken herauftönten, zog er stille seine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden im gluthigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in jedem Momente wechselten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Westpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte sagte: „Wir müssen scheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!“

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahre, Geschichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber

zutraulicher Kindlichkeit auf seinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Was ist denn das?“ fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudalistischen Rest, der sich in diesen abgeschlossenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott,“ sagte er. „Das ist's nicht. Ich sehe wohl, bei Euch zu Hause weiß man davon nichts. So muß ich's Euch sagen. Hier herum haben die Jungen (Bursche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zusammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leisten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der sich dem Spruche, den sie thun, widersetzen wollte; er wär' von aller Lustbarkeit ausgeschlossen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, versammeln sie sich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind sie Alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber sitzen, alle Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sich als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem Andern, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammenkommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig blieben, bilden den „Rummel“ und werden im „Rummel“ an einen Jungen versteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken und

je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Jung sein Mailehen."

„Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben," sagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!"

„Kommt auch vor," versetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz," dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen," heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen."

„Kommt aber, was jedoch gar, gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert wurde, als Mailehen — gescheuert; das Pflaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmt's scharf bei uns im Thal, und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häcksel wird ihr zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Thüre."

Wir waren unter diesem Gespräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber so lau und mild; das Mondlicht zitterte so schön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büschen und die Ahr rauschte so eigenthümlich, daß ich gar keine Lust nach der Wirthsstube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter saß rasch an meiner Seite.

„Ihr seid mir noch die Geschichte schuldig," sagte ich. „Es ist so wunderhübsch hier, wollt Ihr mir sie nicht erzählen? Morgen bin ich schon wieder über die Berge, weit weg von hier." Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er sagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stimmelchen ist mir lieber und die Geschichte sollt Ihr hören."

Er klopfte das Pfeifchen aus, stopfte aus seinem langen Leder-

beutel, der, wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geschichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er sie mir mittheilte.

I.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran.
Goethe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war schon im April wahrer Sommer und der wetterwendische Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm seit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und das Wasser der Ahr so lau wie sonst kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längst den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren schon da und jubelten in den Büschen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Drosseln Gesänge herab.

Es war Mondschein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die so traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüsch begrenzte ein kleines, frischgrünes Wiesenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwasser lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Wasser kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete seine Unterlage. Es war so stille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen *) hören

*) Cyprinus phoxinus, ein kleiner, fetter, gern gegessener Ahrfisch, der in Salzwasser abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt und in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fischer.

konnte, die zu Hunderten sich in der warmen Flut herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle saß eine jubilirende Nachtigall; sonst war's stille und die Ahr floß sanft dahin.

An diesem heimlichen Plätzchen saß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere seines Alters schon schliefen oder mit den Mädchen majeten*) und schäkerten oder in Haufen singend durch die Gassen zogen.

Es war ein netter Junge, der so eifrig Rumpen flocht, ein bildhübscher Junge mit frischrothen Wangen, schwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachsen war er wie die schlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen sahen dem frischen Hubert nach, wenn er so schnacks vorüber ging. Manche dachte bei sich: schade, daß der nette Junge so arm ist!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fischer und Winzer wie er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeschwollen ein erschreckliches Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da sie sich, seinen Arm lähmend, an ihn festgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachsen, hatte betteln und Bettelbrod essen müssen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun seine alte Mutter als treuer Sohn, und trug sie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts strickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerlei Gebrauch in der Zwischenzeit. Darin war er ein Meister; besonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn sie nach Ahrweiler oder sonsthin zu Kauf oder Besuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muster einzuflechten, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften.

*) Majen heißt plaudern, kosen.

Einen fleißigeren Jungen, einen stilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille saß Hubert da, weil er nicht wollte gesehen oder gehört und in seiner Arbeit gestört sein. Während seine Hände die Weidenschalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren seine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin sie am liebsten sich wendeten. Wer's wissen will, dem will ich's sagen.

Des Hubert's armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden desselben, recht künstlich zusammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieser in Köln wohnte, so hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hause wohnte bei dem Hofbauer und seiner Frau ein Mädchen, sein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinsah, so tief, so tief bis in das gute Herz hinab, und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für: verliebtsein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

Sollt's dem stillen Hubert besser ergehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg sein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten sein, nicht wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte, und das Mäd-

chen nicht hundertmal am Tage! Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich, streng genommen, Manches nicht geschickt, und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem Andern, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und das Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten sein können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vorher um, ob's Niemand höre; wenn sie bei einander an der Ahr standen und plauderten, so mußte es unter dem Schutze der Weiden sein; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust, und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht kuriose Geschichte mit dem Liebhaben! So lang Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das Alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen drauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit! sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubert ist arm und du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für dich!"

Die Beiden meinten: das sei alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Hubert's Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er so viel eifriger als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: „wirst du mich als Mailehen steigern? ich will ja mit keinem Andern tanzen, keines Andern Schatz sein!"

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab jeder zehn, und des Krakel's Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen, und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchen's Vater nur Ochsen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: grad, wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sei, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß Hubert

hübscher war als der Peter oder Pitter, wie sie zu Altenahr sagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen steigern, das hatte er schon gesagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich sie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerschäbigsten Geizhalses und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

Das beste, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wiesenplätzchen war sein Eigenthum, und da waren tausende der kleinen lustigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag und zum Fischen extra, weil es ein Fasttag war, und Fische kein Fleisch sind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag schon ein hoher Haufen Rumpen und sein Vorrath von Weiden und Weidenschalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, so war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn sie dafür sein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond schien hell zu seiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es stille. Die Uhr schlug eben Zehn.

Da plätscherte es im Wasser, als wenn Jemand sachte heranschliche. Hubert horchte.

Es wird ein naschiger Otter sein, der den Rümpchen nachschleicht, dachte er bei sich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein ins Wasser, daß es platschte; Alles wurde still.

Dem hab' ich's vertrieben! sagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patschte es wieder und näher.

Das ist ein freches Biest! sagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden wegbog und einen Menschenkopf vor sich sah.

„Bst!" klang's an sein Ohr.

Er sah schärfer, und bald hätte er laut aufgeschrieen — denn mit einem leichten Sprunge stand Annchen vor ihm.

„Jeſſemarjoſep!“ *) rief er, „wie kommſt du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkſt du? du weißt, wie ich dich lieb habe — aber —“

„Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch ſtill!“ ſagte ſie. „Meinſt du, ich wollte ſo etwas wagen, ohne daß ich vollſtändig ſicher wäre? Siehſt du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblaſen und gewartet, bis Alles ſtill wurde, dann bin ich hergeſchlichen, um dir zu helfen, und ſie meinen, ich ſei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo du warſt und — warum du Rumpen machſt! Biſt du mir bös, Hubertchen?“ fragte ſie ſo ſüß ſchmeichelnd, daß ſie einen Raſenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie ſollte ich das anfangen?“ ſagte Hubert. „Bange iſt mir's ja nur um dich, weil du ſo gut wie ich weißt, daß der Pitter überall dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, ſo ſollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig ſein! Er wär's nicht!“

„Still, ſtill!“ rief das liebe Mädchen und ſaß ſchon im Graſe, hatte Weiden genommen und flocht ſchon ſo wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergeſſend, auf das liebliche Mädchen und ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Luſt bebte: „Nun ſeh' ich wohl, wie gut du mir biſt!“

„Haſt du das noch nicht gewußt?“ fragte ſie ſchelmiſch lachend. Ich weiß es ſchon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei ſchönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unſern Waſſerſchöpfplatz gehängt hat. Du warſt's doch nicht gar?“

Hubert lächelte und ſagte: „Nein!“

„Du Lügner!“ rief ſie. „Es gibt ja nur Einen, der ſie machen kann, und das biſt du. Nun will ich ſie abverdienen mit Rumpenflechten.“

---

*) Jeſus, Maria, Joſeph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

„Da ſeh' 'mal eins!“ rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um ſie zum Mailehen zu kriegen, und ſagt nun, ſie wolle die Körbchen abverdienen!“

„Du Advocat!“ ſcherzte ſie. „Mit dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' dich und ſei hübſch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden.“

So ging das neckiſche Geſpräch fort, bis ſie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander beſtimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich ſelbſt und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen ſie ganz. Dabei arbeiteten die Hände ſo raſch, daß, ehe es halb Zwölf ſchlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf ſprang Annchen auf, ſchlug Hubert leiſe auf die Wange, rief: „gute Nacht!“ und war wie der Blitz verſchwunden.

Als aber Hubert ſeine Kappe ſuchte, war ſie fort. Starr vor Entſetzen ſtand er da. Hat uns Jemand belauſcht? fragte er zitternd. Eiskalt rieſelte es durch ſeine Glieder. Er durchſuchte noch einmal rings um Weiden und Gras. Sie war nicht da; ſie war entwendet.

Was ſoll das werden? rief er weinend vor unſäglichem Leid. Ach armes Annchen!

Er ſchlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angſtpochendem Herzen ſein Häuschen. Da fiel's wie Zentnerlaſt von ſeiner Seele; denn auf dem Klopfer hing ſeine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

Ich Tölpel! rief er aus. Das hätt' ich doch wiſſen können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelaſſen? Aber wart', das ſollſt du mir ſchon vergelten kriegen!

Mit den ſüßeſten Rachegedanken im Herzen, ſchloß er die Thüre auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blaſen und zu ſingen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeſchlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Wasser lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie fest lag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseit der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er und leise sein Lieblingslied: „so viel Stern' am Himmel stehen" ꝛc. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er sah um sich und drüben an der Hecke stand das liebliche Mädchen und schabte ihm ein Rübchen mit leisem Lachen.

„Etsch! etsch!" rief sie. „Gelt', ich hab' dich einmal geängstigt? Aber das war dafür, daß du wie eine alte Großmutter mir vorhieltst, daß ich zu dir kam, du Wüster, und ich wollte dir doch flechten helfen, damit du nicht zwei Nächte dir den Schlaf brächeſt."

„Warte nur!" drohte er hinüber.

„Komm', wenn du Muth hast!" lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem sie die beiden Hände in die Seite stemmte und mit schelmischem Lachen ihn ansah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und schneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geschnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatschte sie in die Hände und war eben so schnell jenseit des Gartenthürchens verschwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des

Nachbars Fenster gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hause sein.

Eine Weile sann er, ob er es wagen sollte; dann aber stellte er sich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es blieb Alles still, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über sein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo sie sei.

Jetzt reichte ein rascher Sprung hin, sie zu haschen und ein Kuß war die schwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demselben Augenblick der Hofbauer mit seiner Bärenstimme: „Annchen!“ rief und sich nun langsam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr sichtbar und Annchen jätete so emsig Unkraut aus, daß sie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch so klein ist, daß du dich bücken mußt,“ sagte er, „so laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jessemarjosep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geschossen ist! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!“

Während sich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, saß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf gestiegen, sondern aus dem Gesichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzusehen war. Erst als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht gesehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut sei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf gestiegen. Er wußte es besser!

Drüben rastete der Alte nicht, bis das Kind ins Haus ging und für heute war die Hoffnung vorüber, sie zu sehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fischen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das

Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erschrack er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert stand, und jetzt seine Absicht, sich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Rasch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und sprang in die Ahr. Am jenseitigen Ufer sprang er durch die Weiden und nicht lange, so stand er ungesehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf sich dieser auf ihn und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er seine nicht geringe Kraft schnell zusammen, aber unter Hubert's gewichtigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war gesichert für lange Zeit, das er mit sich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal seinen luftigen Feuerherd über das Wasser, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gange und fast noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und setzte sich zu der Mutter, ihr den Streich des bösen Menschen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte sich noch im Andenken an den Sieg.

Da sprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo sie sich verborgen und rief: „Das hast du brav gemacht!“

Wie erschrack er! Aber wie selig ruhte sein Auge auf ihr! War sie doch nun sein sicheres Mailehen, da er so reich im Fang an diesem Abend geworden war!

Nur die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, weil sie den Pitter und sein rachsüchtiges Gemüth kannte; aber sie mochte das Glück der Beiden nicht stören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

II.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz ich grüne Maien dir an's Haus,
Schicke dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.
Kommt er nicht, so magst du denken,
Ich käm' selber ferne her;
Komm' ich nicht, so magst du glauben —
Daß ich auch gestorben wär.

Volkslied.

Nacht war's geworden an dem Tag, als Hubert gefischt und so glücklich über seinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig wurde, sein Annchen bei sich zu sehen. Drüben im Hofhause waren Annchen's Eltern bereits zu Bette gegangen und meinten, ihr Kind schliefe den tiefen gesunden Schlaf der frischen Jugend

droben im Kämmerlein. Das Elternauge schlief nicht. „Trine,“ sagte der Hofbauer zu seiner Frau, „ich wittre Unrath. Heut' ist mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, stand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo ist das Kind? Ich rufe, Alles still. Denk' ich, du gehst nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext ist. Komm' ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kastenmännchen gegen einen Thaler! das ist auch nicht ohne Ursache, nehm' mich aber zusammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt sich tief, daß ich das Erröthen nicht sehen soll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameisen. Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und sag' dem Kind, es soll aufhören, da ihm das Blut so in den Kopf schieße, und soll' das Unkraut größer werden lassen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenstand, denk' ich, und wart's mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, so raschelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und schlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Haf' im Lager sitzt! Siehst du, so steht's. Die Zwei sind ineinander vernarrt und verschamerirt. Was soll draus werden? Der Huber ist brav — aber ein Lump, und ein Lump soll mein Kind nicht haben und damit holla!“

„Gewiß nicht!“ sagte Trine. — „Ei so soll dich das Wetter! Wer hätte das denken sollen!“ rief sie aus und setzte sich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit dir gemacht habe und du mit mir,“ bemerkte der Hofbauer.

„Man sucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat; aber,“ setzte sie hinzu, „laß die Geschichte und rede von heute.“

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unser Kind ist ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert ist ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel gesucht werden. Was denkst du zu dem Pitter?“

„Ich denke," sagte die Hoffrau, „er ist für das Kind der rechte Jung."

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt," war des Hofbauers Meinung. „Man soll keinen zerrissenen Lappen auf ein neues Kleid setzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden."

„Dem Pitter sein Vater hat auch schon angeläutet," sagte sie.

„Ja, mit allen Glocken," bemerkte er; „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit."

„Zum Kreuz," fiel sie ein.

„Was Kreuz!" rief der Hofbauer. „Bleib mir mit dem Weibergeschmuse vom Leibe. Wenn das Heirathen so ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht so gerne Männer haben. Halt's Maul davon!" Wie denkst du denn, Trinchen, soll ich Ja sagen, wenn er nun wirklich Ernst macht?"

„Wart' erst 'mal das Mailehen ab," versetzte sie. „Da muß sich's ja zeigen."

„Still!" rief da der Hofbauer und richtete sich auch im Bett auf. „Hast du nichts gehört? Die Thür ist gegangen!"

„Du träumst mit offenen Augen wie ein Hase," sagte sie lachend.

„Du weißt Alles besser, als andere Leute und das Mädel hackt dir das Mus auf dem Kopfe, ehe du's merkst. Wer doch so klug auf die Welt gekommen wär'!"

„Ja, ich hab' auch recht," sagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du hast einen Floh im Ohre mit dem Hubert, und nun juckt's dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachsen!"

„Ein Kastenmännchen gegen einen Thaler!" rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!"

Drauf stieg er auf, kleidete sich an und schlich sachte hinaus.

Trine lachte über den Esel, wie sie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Untersuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür ins Schloß, daß Trine

im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie ſteht es denn jetzt? die Hausthür iſt offen. Denk' ich, mußt 'mal ſehen, wie's im Kämmerlein iſt. Geh' hinauf, wenn du willſt, und ſieh, wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett iſt leer und das Kind iſt fort!"

„Was?" rief die Mutter und ſprang in einem Ruck aus dem Bette. „Du wirſt mich doch nicht narren?"

Du biſt genarrt genug!" ſagte lakoniſch der Hofbauer und legte ſich. „Such' das Mädel! doch eins rath' ich dir, mach' keinen Tumult! du weißt, daß ſonſt des Kindes Ehre hin iſt. Aber ſo geht's, wenn die Henne klüger iſt als der Hahn."

Die Hoffrau verſchluckte die bittere Pille, kleidete ſich raſch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ ſie das Haus, ſchritt durch den Garten und ſachte über den Steg, weil ſie in Hubert's Häuschen Licht ſah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fenſterchen. Sie ſchlich an dieſe heran und ſah, wie Annchen der alten Mutter Hubert's Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte ſie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und ſie konnte drauf nicht zürnen. Ihr ſcharfer Verſtand ſetzte ſich gleich die Umſtände zuſammen und ſie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fiſchen kam? — wie ſtand's dann?

Ei, ich verſtecke mich und warte es ab! ſagte ſie zu ſich. Geſagt, gethan. Lange währte es nicht, ſo kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war ſie wieder am Fenſter. Annchen war weg, ſo lange er da war. Als er aber weg war, kam ſie wieder zum Vorſchein. Das gefiel ihr.

Wenn's ſo ſteht, kann ich gehen, ſagte ſie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit ſieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, ſtopfte er ſich ſeine Pfeife und rauchte, während tauſenderlei Anſchläge durch ſeinen Kopf gingen.

Endlich kam sie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie steht's?“

Sie legte sich still ins Bett.

„Krieg' ich keine Antwort?“ fragte er barsch.

„Du weißt,“ sagte sie, „wie du mich mit dem Worte ärgerst. Nun geb' ich dir keine Antwort.“

„Trinchen,“ bat der gute Mann, der längst die Hosen nicht mehr hatte, „sei nicht motzig und sag', wie's steht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles besser wissen,“ sagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, und wittert gleich Unrath. Ich sag' dir, mir lacht das Herz im Leib über unser Kind. Geh' hin und sieh's. Es steht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er sie bringt, dann verbirgt sie sich, bis er fort ist. Siehst du, so ist's, und Gott segne das Kind, das einer armen alten Wittwe also hilft. Es ist ein christlich Kind und die Heiligen müssen sich darüber freuen.“

„Wenn's so ist,“ sagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „so hast du recht.“ Er legte sich herum und seine Sinne umflorte schnell der Schlaf. Ob auch die Mutter so schnell einschlief! Als der Hofbauer zu schnarchen begann, stand sie wieder auf und ging leise hinaus, und erst als Annchen wieder im Hause war, suchte sie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm gewesen und sie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung gewesen? hatte nicht Pitter's Vater gerade so um sie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte sie aber doch, es sei besser, wenn sie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene sie doch, weil sie der Hubert heimbegleitet und — sie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, sagte die Hoffrau am andern Morgen zu sich selbst. Viel Wissen bläht auf. Mein

Alter ist recht gut, gehorcht gerne, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwischen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in den Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief sie dem Kinde, während sie am Herde stand und das Gemüse für die vielen Taglöhner beiwusch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil sie meinte, hinter ihr Geheimniß sei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal," fing die Mutter an, „ich bin auch jung gewesen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!"

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach, dachte sie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauscht. Jessemarjosep! was gibt das? — aber sie sagte kein Wort und sah unter sich, wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte vom vielen Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, sieh' du unter dich! du hast Ursache!" fuhr sie fort. „Meine ich, du säßest droben und machtest den Mailehenstrauß oder schliefest in guter Ruh — da hört dein Vater" —

Ein: „Ach Jessemarjosep!" entschlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater," fuhr die strenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er steht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein ist fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau stehe auf und sehe nach; sehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun so schlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet sie der Hubert heim und küßt sie! — Pfui der Schande!"

Der Boden unter Annchen's Füßen wankte. Der Kopf schwindelte. Die arme Sünderin stand da, als sollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter stand jetzt vor ihr und sah sie scharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuschauen hätte sie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekostet hätte.

„Pfui der Schande!“ wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küssen!“

„Ach,“ lispelte es da leise über die Lippen der schönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir ist's auch recht!“

Die Mutter hatte Mühe, das unkräftige Lachen zu verbeißen, das sich ihrer Gesichtsmuskeln bemeistern wollte bei dieser Herzensäußerung, an deren Wahrheit sie keine Sekunde zu zweifeln Ursache hatte.

„Glaub's gern,“ sagte sie, nachdem sie Herr über diesen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die sind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heischt. Da kannst du dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine so ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichste Mädchen — nein, für einen solchen Kindskopf hätt' ich dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für so dumm sah ich dich doch nicht an! Geh'; aber hüte dich vor jedem Schritt ähnlicher Art! Meide auch den bösen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifst das nicht und man sollte meinen, du wärst heute auf die Welt gekommen. Seh' ich dich noch einmal bei dem Hubert, so geht's nicht gut.“

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Euerm Kinde,“ schluchzte das arme Mädchen, und schlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz so eigenthümlich und in den Augenwinkeln so feucht. Sie drückte das Mädchen an sich und sagte sanft: „Siehst du, das geht nicht mehr! Du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen.“

„Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav!“ sagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind,“ versetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander.“

„So wollt' ich, ich wäre arm, wie er!“ rief Annchen.

„Prost die Mahlzeit!“ sagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur

nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern, so lautet's. Er wird halt dein Mann nicht!"

„So bleib' ich ledig!" sagte das Mädchen.

„Und willst eine alte Jungfer werden?" fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: „Ja."

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber," versetzte spottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig."

„Wenn er mich aber als Mailehen steigert?" fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es ist schon dafür gesorgt," sagte sie, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gesetzt aber, es geschähe — so mußt du ihm folgen; allein es wäre mir doch sehr leid um den Pitter, der dir so treulich nachgeht. Das wäre der Jung für dich und auch der Mann."

„Lieber sterben!" rief das Mädchen und enteilte dem peinlichsten Zwiegespräche ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus, und als die Mutter hinauf schlich, um zu hören, was sie triebe, da hörte sie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum ersten Male sich bewußt wurde, daß sich eine Macht zwischen es und seine Liebe gestellt, die zu besiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief sie. Es blieb stille.

Da überkam die liebende Mutter eine entsetzliche Angst. Sie ging eilings hinauf. Da fand sie das Mädchen eingeschlafen, mit dem Kopf auf dem Bette ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die vor unsäglichem Leid weinend, sich in die Vergessenheit alles dessen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen,

die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechselnder Besorgniß das reizende Wesen, und schlich dann wieder hinab, das Herz voller Angst.

Gegen vier Uhr kam sie wieder. Jetzt schlug Annchen matt die Augen auf. „Wie ist dir's?" fragte die Mutter besorgt.

„Ach, so weh," sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich ins Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, stand. Die Fahne wurde in den Aesten befestigt und unten schloß sich ein Kreis um den kleinen Tisch, der mit sechs Stühlen umgeben war. Zur Seite standen noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maischultheiß.

In Gruppen sammelten sich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war sichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle versammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächst die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor sich. Schulmeisters Anton, der auch ein Schulmeister werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meisten Stimmen. Einer nur sah bleich und ängstlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Brust sprengen. Annchen war nun gewiß die Erste, denn der Schultheiß hatte ja ein Vorrecht, und dessen begab sich der hochmüthige Pitter gewißlich nicht.

St! St! zischte es rings umher. Das Mailehen beginnt!

„Ich weiß Eine," rief mit einer Stentorstimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben ansteht. Ihr kennt sie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!"

Der Hofbauer schmunzelte vor Lust. Er stand auch im Kreise.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut," fuhr Pitter fort. „Ein

Mädchen still und fleißig, sittig und bescheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachstelze, rasch wie ein Reh, schlank wie eine Pappel, holdselig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!"

„Welch ein Preis!" riefen die Jungen.

„Eilf!" rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maischultheiß abzubieten.

Ueber Pitter's Angesicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!" rief er triumphirend und sah im Kreise herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das sei eine Liebe, die zu Opfern bereit sei.

Eine Weile blieb's stille. „Gebt acht, der bietet weiter!" sagten einige der Jungen.

„Dreizehn!" tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, dessen Stirne glühte. Der Hofbauer biß sich in die Lippen. Der Pitter wechselte die Farbe. Alles schwieg. Man konnte wohl sehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber sollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!" donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zusammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!" sagte nach einer Pause der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechzehn!" Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!" rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus seiner Brust, und doch rief er sie in der Verzweiflung aus.

„Ei, so soll dich der Donner!" polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub siebzehn Gulden für das Mädchen, so hab' ich achtzehn!"

„Wenn's Noth thut noch mehr!" riefen die Jungen von seiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt sie haben!"

Alle Köpfe richteten sich auf den armen Hubert, der todtenbleich dastand.

„Halt," sagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geschimpft."

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber neunzehn!" sprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So ist Anna sein Mailehen!" sprach der Schöffe und setzte sich.

„Hussa!" schrie der Kreis. „Der Schultheiß hat das schönste Mailehen, und es gebührt ihm auch!"

„Und damit holla!" sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu Andern, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides sein.

Dort lag er noch auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O hadert nicht und nennt's nicht weibisch! Was stürmte Alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und Alles umsonst! nein! Werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist.

Liebesweh'! Mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des Verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz im wirbelnden Tanze? Und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm

einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht so? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gohr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Table ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich.

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es ist eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war solche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufstand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens, denn er hatte ja keine Majen geholt und sein Gesicht, der treue Abdruck seines Innern, sprach's deutlich genug aus, was geschehen war.

Er saß stille an der lieben Mutter Bette und hielt ihre fieberisch glühende Hand in der seinen. Sie war so matt, daß sie kein Auge aufschlug. Es kam eine große Angst über ihn. Er ging zur nächsten Nachbarin und bat, daß sie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam diese und sogleich eilte er fort, die Hülfe zu suchen in seiner Angst.

Als spät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu sehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," sagte sie zu der Leidenden. „Unser Kind liegt im Bette."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?“ fragte Hubert, den die Nachricht heftig erschütterte.

„Sie will keinen,“ sagte die Hoffrau. „Ich denke,“ setzte sie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei sein, daß sie doch tüchtig tanzen kann, da sie des Schultheißen Mailehen ist. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er so viel für sie bezahlen muß!“ — Das war ein Stich ins Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. „Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat!“ Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch nichts zu sagen haben mit Annchen?“ fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchst dich nicht zu bekümmern,“ sagte die Hoffrau; „hast Sorgen genug. Bis morgen ist Alles vorbei.“

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte, denn am andern Morgen war Hubert's Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bette knieend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte sich in Gedanken Alles so zusammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlassenen erfüllte sie.

Sie sprach ihm Trost zu, aber er schien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggestorben. Er stand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte, durfte er nicht aufsuchen.

Annchen lag noch zu Bette. Die Nachricht von Hubert's Verlust traf sie hart. Sie wurde kränker.

„Siehst du," sagte die Mutter, „wie gut es war, daß du Pitter's Mailehen wurdest! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit dir tanzen können und dürfen."

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und sein Leid, und daß sie ihn jetzt nicht trösten könne.

Acht schwere, ja die schwersten Tage seines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um seinen Durst zu löschen mit einem Glas Bier. Der Wirth war sein Pathe und ein verständiger Mann dazu.

„Setz' dich Path'," sagte der Wirth. „Dir ist heiß!" Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Prosit, Path'! wie geht's?"

„Wie soll's gehen," sagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht."

„Freilich," war des Wirths Antwort. „Wie denkst du deinen Sack anzuhängen?"

„Häng' ich ihn rechts, so paßt er nicht; häng' ich ihn links, so paßt er gar nicht," sagte Hubert. „Rathet mir einmal.

„Ja, Path'," versetzte der Wirth, „da ist bös rathen. So allein steckst du nicht viel auf, und wenn du heiratheſt, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich."

„Wohin denn?" fragte Hubert. „Der Taglohn und das Fischen ernährt mich schon ganz gut."

„Ei, so nimm ein wackres Mädchen, das dir was beibringt, und ernähre dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast du dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal!"

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

„Narr du!" rief der Pathe aus. „Was brauchst du dich vor deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich bin dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!"

„Ach ja,“ ſagte Hubert halblaut und ſah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!“ verſetzte der Wirth. „Unter der Sonne nichts neues, ſagt Salomon. Bin auch jung geweſen; aber wer iſt's denn?“

„Des Hofbauers Annchen!“ geſtand Hubert mit Widerſtreben, denn das hatte er ja noch Niemand geſagt.

„Hu, Jung!“ rief der Wirth, da willſt du hoch hinaus!“

„Ich will's ja nicht allein — ſie auch;“ ſagte Hubert leiſe.

„Aha, da pfeift der Wind anders woher,“ ſprach der Wirth. „Alſo ihr Zwei ſeid einig?“

„Gewiß!“

„Und die Alten?“

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!“

„Freilich, Hubert, du haſt kein Vermögen, und das wiegt ſchwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! iſt ſie dein Mailehen?“

Da ſeufzte tief der arme Jung und erzählte ſein Leid.

„Das iſt ſchlimm,“ entgegnete ſein Pathe, „da will mir's vorkommen, als ſei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?“

„Nein, nie!“

„Guter Hubert, ſei nicht ſo ſicher!“ mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter ſind Geſchwiſterkinder! Ich verſtehe mich auf den Artikel. Bau' nicht ſo feſt drauf!“

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?“ rief da im Innerſten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, ſo —“

„Halt ein, Jung, halt ein,“ fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennſt die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!“

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Parthei mit einem Feuer und einem Nachdruck, daß er den Wirth aus dem Felde ſchlug.

„Nun, Närrchen,“ verſetzte dieſer endlich, „mir iſt's tauſendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich dir, mach's kurz und rede mit dem Alten.“

„Das kann ich nicht!“ rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!“

„Dummes Zeug!“ polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn du absolut nicht willst, so will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiesmann werden.“

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenster war offen gewesen; als er in die Stube trat, lag eine Rose am Boden, frisch erblüht, in voller Pracht. Wer sie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Genesung. Zum ersten Mal seit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu sehen, sie zu sprechen, war indessen umsonst. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war sie allein zu Hause; nicht einmal allein im Garten konnte sie sein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen gewesen, einen Augenblick erhaschen zu wollen; und schreiben? diese Kunst verstanden nur Wenige in den Landen des Kurfürsten von Köln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch sein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den sie sich sonst so sehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Messe. Er sah Annchen und wäre fast in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, so übel sah sie aus, so bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter so giftig auf ihn her, daß Annchen schnell das Auge anders wohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Hollunderbaume, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie käme. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die

Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie ins Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert war, je nachdem die Rinde daran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!" Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffegeschirr auf dem Tische stand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffe vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert schloß seine Thüre zu, daß er nicht Zeuge sei, wie sein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem sie mit widerstrebender Hand den Maistrauß an die Brust zu stecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Musik hörte, ging es ihm durchs Herz wie ein Schwerdt. Jetzt holte er sie ja ab und er — saß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte gesagt, wenn sie bei der Musik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, so wär's nichts.

So saß er denn stille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der andern ging langsam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung senkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es ist vorbei," sagte er endlich, als es vier Uhr schlug. „Sie haben Nein gesagt." — Er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht."

„Das ist ein verständig Wort," sprach in diesem Augenblick

der Pathe, der am offenen Fenſterlein ſchon eine Weile geſtanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du haſt's wohl ſchon ausgerechnet, Hubert," ſagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da iſt nichts zu wollen. Wo der Reichthum ſitzt, da ſitzt auf dem Geldſack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubſt du das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt iſt groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu iſt und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Gehn in die Meſſe, begleiten die Prozeſſionen, ſtehen Wache, eſſen, trinken und ſchlafen, und das iſt Alles. Dabei haben ſie gute Löhnung und ſind gekleidet wie Barone. Willſt du das nicht, ſo werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, ſo etwa im „Heiligen Geiſt." Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt dir auch das nicht, ſo will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die habens auch gut. Du ſparſt dir etwas überall. Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das iſt eine ſchlimme Nachbarſchaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tauſend Verdruß iſt die Folge."

„Ihr habt recht, Path'," ſagte mit bebender Stimme der arme Junge; „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?"

„Daß die gut verpachtet werden, dafür ſorg' ich," war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe dir's auf. Iſt dir das recht, ſo ſchlag' ein!" Er hielt ihm die Hand hin und Hubert ſchlug ein, und als der Path', der noch einen Beſuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extragläschen trinken wollte, zurückkam, ſtand Hubert unter der Thür, fix und fertig. Ein Bündel hing auf ſeinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze ſaß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!" ſagte er.

Der Path' war erstaunt. „Vorgethan und nachbedacht," sagte er, „hat Manchem schon groß Leid gebracht."

„Ich will nicht mehr hier bleiben!" war Hubert's Antwort.

„So komm' in Gottes Namen," sagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze sich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber so redsprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging still dahin und bewegte in seinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Rose trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage sagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit einem Nachbar seinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelschmied, hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will dir an selbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird dir gute Dienste thun." Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, desto besser es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beschäftigung war, kamen seine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief schreiben," sagte er zum Pathen, „so geh' ich morgen früh fort!" Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu schreiben, und er mußte also noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!" rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich dich doch, guter Hubert," rief sie ihm zu. „Ach, ich wär' gestorben, wenn du weggegangen wärst, ohne mir Adje gesagt zu haben!"

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willst du fort?“ fragte sie so süß.

„Ich muß ja,“ sagte er endlich. „Dein Vater gibt dich mir nicht, und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit dir kosen. Sie bewachen dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns Beiden!“

„Ich weiß es,“ sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns schnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach,“ sagte sie. „Ich war bei deinem Pathen und habe dich gesucht. Er sagte mir, du seiest da herausgegangen.“

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen. Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er mochte machen was er wollte. Aller Frohsinn war gewichen, und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft sich, oft ihrem Manne bittre Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen stehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen, und

wenn einmal der Bettelbub vergessen sei, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das, und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sei gut, daß der Jung fort sei. Es würde bald heißen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

III.

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimat, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiedersehe?

Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: aus den Augen, aus dem Sinn, war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu ächt dazu oder wie Hubert's Pathe sagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg, als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wart', dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Kaffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum sagte er zu Annchen: „Kind, wenn du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm' herein, wenn du nach Ahrweiler kommst."

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst du dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich

schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sei du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans."

So was schlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der sich verdingen will," und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern." Es drückte ihm schier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen, und da hatte er auf dem Kreuzberg, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging.

„Sei gescheidt, Hubert," sagte er. „Meinst du, das Köln wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen bist du dort, ganz gemächlich, du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen" war. Pah, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist du gewiß, daß dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Nest muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! Ich wette, du kriegst die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, du hast die siebente Ader von deinem Path, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen sollen dich geleiten. Sei brav und fleißig und spar' dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Nas'!"

„Ja Pathe," sagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Nase

drehen will, muß früh aufstehen.“ Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; als aber die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich ins Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt wacker. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Köln kam. Am Wege stand ein Kreuz — denn die Kölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legte seinen Bündel neben sich ins Gras und streckt die müden Glieder auf den dürren Rasen aus.

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tag und der ganze Zustand Hubert's, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So war's denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimat träumte, dann, ohne daß er's merkte, schlafend und so allmählig in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dies war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingedusselt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, so ein ächter „Drickes“ voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing sich's um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken

entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selber kommen konnte. Es kostete ihn wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sei. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und sich es nicht verhehlen konnte, er sei ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort, und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gras zu dessen Füßen? Ist es zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westensäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurkölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Bandelier hat, also ein Korporal ist, so Einer, der Etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns just Einer, der sich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Ueberdies, fährt er in seinem Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen Etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund," ſagte er zu Hubert, „du heulſt ja, als wär' dir das Allerſchlimmſte paſſirt. Wie ſteht's?"

Der Jung von Altenahr fährt zuſammen, als er die rauhe Stimme hört und ſieht den Fragenden an, wiſcht die Thränen weg, zieht ſeine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat," ſagt er darauf mit weinerlichem Ton, „mir iſt wohl das Allerſchlimmſte paſſirt, denn die Heimat hab' ich verlaſſen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu ſuchen, und als ich hier ſchlafe, ſtiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen ſoll, denn ich bin fremd und hungre wie ein Wolf."

Dem Korporal fuhr's übers Geſicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das iſt ſchlimm," ſagt' er drauf. „Dem Bündel kannſt du Adje ſagen. Der's mitgenommen, bringt dir's nicht wieder; aber wenn du Hunger und Durſt haſt, ſo komm' mit mir. Dort am Bajenthurme liegt ein Häuslein „zum Muttergottesbildchen," da wollen wir einkehren und du ſollſt eſſen und trinken, ſo viel du willſt, ich bezahl's. Ein kurfürſtlicher Soldat hat immer Geld für ſo etwas. Sei gutes Muths und komm'!"

Der Hubert meinte, es müſſe diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, beſinnt ſich nicht lange und geht mit ihm.

Bald iſt das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländiſchen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat ſieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hinthat; aber ſo ein junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es ſelbſt noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Eſſen allmählig langſamer geht, fragt er ihn: „Was willſt du denn nun anfangen in der Stadt Köln?"

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten" iſt?" fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?“ erwiedert der; „aber was willst du da?“

„Ei,“ sagt Hubert, „da wohnt Einer — ja, den Namen hab' ich rein vergessen in meinem Leid — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Stern. Kennt Ihr ihn vielleicht?“

„Gott behüte!“ sagte der Soldat. „Willst du aber in der ungeheuern Stadt Köln Einen suchen, dessen Namen du nicht weißt, Freund, dann ist's aus. Auch wär's schad' für einen Kerl, wie du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Besseres für dich!“

„Was denn?“ fragte Hubert.

„Ei, sieh' mich 'mal an, wie gefällt dir die Uniform?“

„Prächtig!“ rief Hubert.

„So kannst du auch eine kriegen und Geld dazu, Essen, Trinken und eine Schlafstelle. Niemand hat's besser, als unser einer. Alle Welt hat Respect vor ihm. Er ist ein freier Herr, so eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; sie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, so stechen wir fluggs Alle aus.“

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe,“ sagte traurig Hubert.

„Närrchen,“ versetzte der Korporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommst du 'mal heim, so gefällst du erst deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grausam schön stehen!“

„Darf denn ein Soldat heim?“ fragte der Junge neugierig.

„Das versteht sich; kriegt Urlaub, wann er will,“ entgegnete der Korporal. „Er kapitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.“

„O weh, zehn Jahre!“ rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim.“

„Das darfst du auch,“ sagte der Korporal. „Der Kurfürst ist ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn sie nur brav und gehorsam sind. Er ist gar nicht hitzig auf das Behalten

und kriegt deren mehr, als ihm lieb ist. Das mit den zehn Jahren ist nur so ein Geschwätz. Du weißt, so etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Mensch, der nicht vernagelt ist, vorankommen, avanciren nennen wir Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre schon Korporal. Nun heißt's: Herr Korporal hinten, Herr Korporal vorne! Schönes Geld, schöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, du bist, ehe ein halbes Jahr um ist, Korporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?"

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Korporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Soldatenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Kameraden sagten, der Korporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sei's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand in Wachenstehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraume den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden sein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig sah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Pathe hatte geschrieben: „Lieber Hubert, du bist ein Esel; sonst wärst du nicht Soldat geworden. Meinst du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische

Gedanken!“ Das brach ihm ſchier das treue Herz. Im Dienſte war er ein Muſter. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Funken, mied er ſtrenge. Am liebſten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückſeligen Tage, wo ihn der Korporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von ſo ſchwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben ſich baden ſah, auch Luſt fühlte, in den Wellen des Rheines die faſt verlernte Kunſt des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlähmten Kräfte zu erfriſchen und zu ſtärken. Er ging in die Weiden und entkleidete ſich. Mit kräftigem Arm und rechter Luſt theilte er die Fluth und ſchwamm, leicht wie ein Fiſch, umher.

Plötzlich ſah er einen Knaben unfern von ſich, ſich bäumen, zurückſchlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er ſchwamm mit ihm ans Ufer und begann zu reiben an ihm. Mehrere Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu ſich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein ſtattliches Haus und verkündete hier ſeinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die beſten Speiſen und Getränke wurden ihm vorgeſetzt und der Vater des Knaben ſetzte ſich zu ihm.

„Wo biſt du denn zu Hauſe, mein Sohn?“ fragte mit herzgewinnendem Weſen der ſchon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!“ verſetzte Hubert.

„Aus Altenahr?“ fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erſt in letzter Woche geweſen. Kennſt du den Hofbauer?“

„Wie ſollt' ich nicht,“ ſagte Hubert, „er iſt ja mein nächſter Nachbar.“

nn?“ — fragte wieder der Herr.
inen Namen und bezeichnete die nähern
err kannte weder ihn, noch hatte er seinen

dem Herrn gewesen, daß eine Glutröthe
uers Hubert's Wangen überzog. „Ich will
that. Der Hofbauer,“ fuhr er fort, „will
en Erbpacht sichern.“
ersehn?“ fragte bleich werdend Hubert.

l,“ sagte der Herr, den Hubert für den

aussprach, da schwindelte es plötzlich dem
nk in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß.
r Herr seine Hand. „Dir ist unwohl, mein
ch dir einen Arzt holen lassen?“
ise mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thrä-
rn schnell, hier müsse ein anderer Grund
erden.
fertig?“ fragte er leise.
des Erbpachts oder die Heirath?“ fragte
beiden,“ antwortete er sich selbst. „Erstlich
Pitter Krakel nicht, und dann ist er ein
der Erbpacht nicht übergeben werden kann,
nd Weinbau versteht.“
n Antheil an der Sache zu nehmen,“ fuhr
offen und erzähle mir, was du auf dem

“ sagte Hubert, „was kann es Euch helfen,
s erzähle? der alte Hofbauer, das seh' ich,
und das liebe Annchen wird am Ende, um
erden, Ja sagen. Dann hat das Lied sein
esser, ich läge im Rhein oder im kühlen
noch auf der Welt?“

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Hubert's Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er in Köln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm seines Herzens mittheilen konnte. Er hatte sich an keinen unter seinen Kameraden anschließen mögen, weil sie sich alle einem wüsten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergessen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erschloß er dem Theilnehmenden sein Herz, und daß er es keinem Unwürdigen erschlossen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, sagte der Herr: „sei gutes Muthes! so viel hab ich weg, daß dir das Annchen treu ist. Hast du etwas zu bestellen, so trag' mir's auf. Ich gehe ehestens wieder hin und will's ihr selber ausrichten."

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, sagt ihr, wie lieb ich sie habe und sie solle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürsten einen Kniefall thun, daß er mich loslasse!

Das versprach der Herr, und reich beschenkt verließ Hubert das schöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in seine Seele gekommen und es war ihm, er wußte selbst nicht wie, als müsse noch Alles gut gehen.

Acht Tage später stand er im Schlosse zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunsch, nur einmal den Kurfürsten zu sehen und ihn zu sprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geistlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit seinen Kameraden keine Gemeinschaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun so dastand, kam allein ein alter Herr in schwarzer geistlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es sei so einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürsten seien, als Kapläne und dergleichen.

„Faß' dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam

und er das gutmüthige Gesicht sah, sagte er: „Hochwürden, was ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?“

„Warum denn nicht?“ war des alten Herrn Antwort. „Willst du ihn einmal sprechen?“

„Ach ja,“ sagte Hubert darauf; „ich hab' so etwas auf dem Herzen.“

„Sag' mir's,“ versetzte der geistliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich will's ihm sagen.“

„Am liebsten sag' ich's ihm selber, denn Ihr vergeßt mir's doch,“ bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Traust du mir so wenig zu?“ sagte er.

„Das grad' nicht,“ lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das so geht. — Doch — wenn Ihr so gut sein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank.“

„So rede!“ sagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Korporal Honnef gekommen bin,“ sprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm ins Wort: „Was sagst du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!

Da war des Jungen Zunge gelöst. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Korporal gemacht.

„Und du hast Haus und Gut daheim?“ fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden,“ antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armseligen Pacht geben müssen und so geht mir's zu Grunde.“

„Wie heißt du denn?“

„Hubert,“ sagte der Jung.

„Aha, ich hab' schon von dir gehört,“ sprach der alte Herr. „Warst du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?“

„Ach nein,“ sagte Hubert, „ich hab' ihn bloß herausgeholt.“

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre,“ sagte er, „du kannst dich drauf verlassen, daß ich es dem Kurfürsten melde. Es ist so

gut, als hätteſt du es ihm ſelber geſagt, und du ſollſt es erfahren, daß ich's nicht vergeſſe.“

„Gott lohn's!“ rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der andern. Es wurde Herbſt und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

Der hat's doch vergeſſen, ſagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiederſähe, um ihn zur Rede zu ſtellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchen's Grüße und die bündigſten Verſicherungen der Treue, das erhob ſein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie ſeines muſterhaften Lebens wegen zum Korporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los geweſen und hätte er müſſen auf Erbſen heimgehen, wie die Leute nach Kevelaer wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn ſein Path' ſchrieb ihm, als er ihm ſeine Korporalſchaft melden ließ: „daß du nun ein Korporal geworden biſt, hatte mich erfreut, wenn ich mich nicht drüber geärgert hätte. Da läßt du dich ins Soldatenjoch ſpannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen faſt ruinirt. Deine Güterläppchen ſaugen ſie aus, und ich fürchte, wenn du zurückkommſt, ſchmeckt dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es iſt wie der Hofbauer zu Altenahr ſagt: „mit Waſſer backt man keine Pfannkuchen. Mach' daß du loskommſt. Das Annchen pfeift dir was, daß es dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer iſt und beim Mailehen in den Rummel kommt.“ Das ſchrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem ſpätern Briefe ſchrieb er ihm: „Du kannſt eine Meſſe leſen laſſen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von Olbrück nicht gefielen. Der Pitter ſollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit ſeiner Frau ſich in den Ausenthalt ſetzen; aber der that's abſolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach' daß du heimkommſt, denn es löffeln noch Drei um

das Annchen, und im nächſten Mailehen kann einer in den Säckel ſteigen, wer's haben will. Man meint das Mädel hing' voll Gold!"

Ueber dieſen Brief brummte der Hubert, weil er ſo ohne Reſpect von dem Annchen ſprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit geſagt.

IV.

Wenn der Baum grün ausſchlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne ſcheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'ſchicht,
G'ſchicht halt nicht heute.

Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigſten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte ſich ſchier die Augen aus und nahm ſichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es ſeine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte ſagen ſollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner geweſen. Der alte Krakel ſagte: „Es gibt ſich, es macht ſich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'." Der Pitter ſagte: „Wartet's ab, Vater, wie es ſich macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür ins Haus gefallen, ſo ſtünd's beſſer. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, ſo wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und ſäße warm; aber ſo muß Alles quer gehen!"

„Ja, du liederlicher Bub," polterte da der Alte, „ſeit du Maiſchultheiß biſt, gehſt du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten iſt dir ans Herz gewachſen. Das hat dich empfohlen! prächtig empfohlen!"

Da schwieg der Pitter still und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebissen."

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel sagte? O freilich! Der Pitter war ein geiziger Tagedieb gewesen; aber darum weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal sagte: sparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rath' hält, kriegt kein Kastenmännchen, und wer das Kastenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub ins Fleisch gewachsen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maischultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen spannte, sagte er: „Pitter, du mußt's laufen lassen!" Das that nun auch der Pitter. Und als sie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachtessen nicht abwarten. Da kam er denn auch ans Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habsucht und Geiz in ihm steckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr rasten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er sagte drauf: „habt Ihr's nicht gesagt, ich soll's laufen lassen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!" — Später, als er so alle Tage im Solo gewann, sagte er, wenn der Vater brummte: „ich fordre Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich selbst!" mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel sein Wort gegeben, der Pitter solle das Kind zur Frau kriegen. So ganz fest war's freilich nicht, und Handstreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm sichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hause.

„Du hätt'st nicht gleich zuzutappen brauchen!" sagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!" versetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!" versetzte sie.

„Ja, Allerweltsklugheit, du hörst das Gras wachsen, ich weiß es wohl," sagte er.

Nun wurde sie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr ins Haus. Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ sich nicht sehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörst du," sagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegslist erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbst gehoben werden, so läßt du dem Herrn Baron schreiben, er solle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung stellen, das Annchen müsse ihn heirathen. Wir Zwei setzen uns in den Ausenthalt und geben unser Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichsten Leben."

Dem Hofbauer, der ein sehr beschränkter Kopf war, gefiel das schon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Mal der Herr Baron selbst.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber der will wissen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällts schief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler ist und sagt: Nein.

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der sieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er bessert sich. Beim nächsten Mailehen steigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt sich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbst kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder, und nach seinem Grundsatz, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffte er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshaus geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

„Kind," sagte er, „du warst sonst so froh und nun bist du so traurig. Hast du was Liebes und darfst es nicht sagen? sei zutraulich, ich meine es gut. Willst du den Pitter, so soll er fluggs Hofbauer sein?

„Ach Gott, nein!" rief Annchen.

„Also du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen dich zwingen? Nicht so?"

„Ach ja!" war ihre leise Antwort.

„Halt!" rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll dir viel tausend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?"

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt du Niemanden in Köln, der dich könnte grüßen lassen?“ fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand“ — sagte sie endlich — „aber —“

„Gelt, du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich dir aber sagen.“ Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tod errettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

„Glaubst du mir's nun, daß er mir viel tausend Grüße an dich aufgetragen?“

Sie nickte.

„Und er läßt dir sagen, nur noch acht Jahre sollest du ihm treu verbleiben.“

Sie seufzte leise.

„Das ist lange, Kind,“ sagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken.“

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer,“ sagte sie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!“

„Dafür sei ohne Sorgen. Ich geb' dir mein Wort, daß er dich nimmt, denn er hat dich viel zu lieb. Willst du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?“

„Ja, ja!“ rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

Das war eine schwere Probe, sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andre und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!“ rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Eure Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden.“

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie geſprochen.

Ganz gebeugt ſchlich der Hofbauer weg und Abends ſagte er zu ſeiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh ins Ohr geſetzt. Wer's aber ſollt' gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das iſt eine dunkle Geſchichte. Weißt du, was er ſagte: Der ſolle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!"

„Dann wird's der Hubert!" ſagte die Frau.

„Lieber ſollt's mir der Schweinshirt werden!" kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal," höhnte die Frau, „iſt's denn am Ende nicht einerlei? Wenn ſie ihn lieb hat und abſolut nicht anders will, ſo iſt mir's recht."

„Mir aber nicht!" rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!"

„Oho!" rief die Frau. „Warſt du denn ſo reich, als du durch mich Hofbauer wurdeſt?"

Darauf ſchwieg er; aber er ſagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben."

„Haſt du's hinter meines Vaters Rücken beſſer gemacht?" fragte ſie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Eſel den andern Langohr heißen will! Wenn doch das Alter ſo alle Gedanken an die Jugend ausgelöſcht hat!" Sie legte ſich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber ſetzte ſeinen Starrkopf auf und ſchwur, der Hubert ſolle ſein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er ſchon geſcheidt machen. Und über dieſen Gedanken ſchlief er ein. Am andern Morgen reiſte der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter ins Haus mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, ſie ſolle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbſt der Paſtor kam und redete ihr zu.

Aber wann ſie nach Ahrweiler kam, ſagte der Path': „Halt' aus, Kind!" Und wann ſie an den Herrn Baron dachte, ſo fiel ihr, ihr Wort ein und ſie hielt ſich wacker.

War Musik im Dorfe, so stellte sie sich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müssen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ sich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen seufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie sah voraus, daß Pitter sie wieder steigern würde, und das lag ihr centnerschwer auf der Seele. Sie würde gern sich haben zum Rummel zählen lassen, wenn nur der verhaßte Pitter sie nicht als Mailehen abermals ersteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen versammelt und im Kreise die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maischultheiß erwählten Pitter und sagte:

„Herr Maischultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen steigern?"

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr seid kein Jung mehr und habt eine Frau, das ist gegen allen Brauch."

Die Schöffen bejahten das.

„Nun," sagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Andern steigere, der nicht da ist, gilt das?"

„Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen," sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man solle den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so Etwas geschehen könne.

Der Aelteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig."

„So wär's entschieden!" sagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!" rief hastig der Maischultheiß, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. „Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unserm Land, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?"

„Ja," sagte der Baron ruhig, „sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. „Ist mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da ist nichts zu sagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gefragt, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Burschе, die sich durch einen solchen Mitsteigerer geehrt fühlten, andererseits aber auch sich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron ist so gut, als das unsrige und das Recht ist für ihn!"

Annchen kam zuerst wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern stießen ihn mit dem Ellnbogen in die Rippen und fragten: „Was ist das?"

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß du siebenmal verdammt wärest!" brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!" rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!" darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entstand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu sehen, was jetzt kommen wollte, denn sie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter saß leichenblaß da und schwieg, obwohl seine Lippe bebte.

„Ei, so schlagt mir doch das Mailehen zu!" sagte Herr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!"

„Du auch nicht, Pitter?" fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich gesteigert," wandte sich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sei's nicht just im Kopfe.

Nicht leicht hätte Etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können, als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. „Für wen wird er gesteigert haben?" fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sei für seinen Sohn und das sei ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sei und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer stritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrschaft. Die Ehre, die seinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand gesetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Nasen und sagten: Man meint, das Annchen sei denn doch ein Edelfräulein! Und ist doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es ist, als ob keine hübsch im Flecken sei, wie sie und — dabei sahen sie in die kleinen Wandspiegel, es sind doch auch noch Andere da, die sich mit ihr messen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?" fragte seine Frau schon in der Thür. „Ist es wahr, daß der Herr unser Kind für seinen Sohn gesteigert hat?"

„Freilich iſt's wahr," ſprach noch immer zwiſchen den Empfindungen ſchwankend der Hofbauer.

Die Frau ſtand verblüfft da und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wer hätte ſich ſo Etwas denken ſollen?" ſagte ſie und ſtarrte ins Blaue hinaus.

„Du!" ſagte ärgerlich der Mann, „denn du biſt ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!"

Er ließ ſie ſtehen und ging ins Haus. Diesmal ſchwieg Trine, was ſonſt ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund ſchloß, ſondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereigniſſes, die keinem andern Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl ſie auch ungern ſah, daß Pitter neben dran kam, ſo kitzelte ſie doch die Ehre; denn innerlich war ſie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte ſie bisweilen zu andern Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber ſaß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitter's los zu ſein, gedachte ſie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, ſie könne Hubert's Mailehen ſein! Seit langer Zeit lag ein heitres Lächeln zum erſten Male wieder auf dem lieblichen Geſichtchen, und der faſt ſchleichende Gang wurde wieder zu jenem elaſtiſchen, hüpfenden, der ihr ſonſt eigenthümlich geweſen.

Altenahr hatte einen Stoff des Geſpräches, der gar nicht zu erſchöpfen war, und je näher die Kirmes kam, deſto wichtiger wurde er und deſto lebhafter beſchäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die ſo ſehr erſehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück ſpiegelblank geſcheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als ſein Wagen anfuhr, eine ſchwere, alte Karoſſe, da lugte ſie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm ſei; aber er ſtieg allein aus. — Alſo doch nicht! — ſeufzte ſie aus tiefer Bruſt. Alſo doch nicht! und das thränenſchwere Auge blickte zum Himmel. Dann ſetzte ſie ſich auf das Heu, ſtützte das ſchöne

Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuschte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnstube getreten und hatte also zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunsch ausgesprochen," sagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, so hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Act aufnehmen lassen und unterschrieben. Ihr wisset, daß ich die Bedingung gestellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag sie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das ist ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen ersteigert und kann sie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte sagen, wem ich sie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So ist's. Ruft mir das liebe Kind!"

Dem alten Hofbauer stockte der Athem in der Brust. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach gnädiger Herr," hob sie endlich an, „Ihr solltet doch nicht so hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter ist doch ein braver und auch reicher Jung, und —"

„Thut mir den Gefallen Frau Trine und schweigt mir von dem Pitter still. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, so geht mich's nichts an, so nehm' ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihr's für recht haltet."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte die Frau, „darf dann unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?"

„Ruft mir mein Mailehen," sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn so traurig, mein hübsches Mailehen?" fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, dich froh und heiter zu finden, weil du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich 'mal an," fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich dich denn an einen Andern abtreten; aber ich wollte dich doch erst fragen, ob er dir auch recht ist.

Kennſt du den Korporal von der dritten Compagnie in Köln?“ fragte er. „Es iſt ein Jung, wie ſchöner keiner in Altenahr iſt und brav, wie kein andrer.“

„Ach, ich will keinen Soldaten!“ rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind,“ ſagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will dir dann einen Andern vorſchlagen Ich hab' einen Bedienten ſeit einem Monate, der ein Prachtjung iſt, ſo will ich dir den geben?“

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!“ ſagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen laſſen, daß du ihn ſiehſt,“ ſagte Olbrück.

Er machte das Fenſter auf und winkte ſeinem Kutſcher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein ſtattlicher Soldat herein. Alle ſahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!“

„Das iſt der Korporal, dem ich dich abtreten wollte, den du aber nicht willſt.“

„Korporal Hubert, ruf' er meinen treuen Diener!“ ſagte der Baron.

Annchen ſtand verblüfft, hielt aber Hubert feſt an der Hand.

„Ach — ach“ — ſagte ſie ſtockend, „den — ja den nähm' ich ſchon!“

„Abgeſchlagen,“ ſagte Olbrück. „Du ſollſt frei wählen!“

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte ſich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr,“ rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht geſagt? Ach, ſeid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!“

„Dummes Ding!“ kollerte der Hofbauer. „Iſt nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat dir ja den freien Willen gelaſſen?“

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie starrten ihn alle Drei an.

„Da ist mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der sie herzlich an sich drückte.

„Nun, Hubert,“ sprach Olbrück, „nimm sie als dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer versagten die Gesichtsmuskeln ganz den Dienst. Er sah starr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er sich und fragte: „Herr Baron, ist denn das Ihr Ernst?“

„Mein gründlicher Ernst!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hofbauerin regte sich ein besseres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als sie das Glück des Mädchens sah.

„Noch mehr,“ sprach Olbrück, „er soll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und sein Zorn regte sich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ sagte Olbrück, „der Erbpacht ist dein, wenn du einen Jungen zum Manne nimmst, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willst du ihn zum Manne, so schenk' ich dir diesen Act, sein Name steht schon drinnen, er ist unterschrieben und besiegelt!“

„Ach, ja!“ rief das Mädchen und verbarg sein Gesicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht ist!“

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht scherze.

„Was meinst du dazu, Trine?“ fragte er seine Frau. Die lächelte und sagte:

„Alte Liebe rostet nicht! Ich hab's schon lang' gewußt.“

„Ich auch,“ sagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß seine Frau klüger erscheine als er.

„Ei, wenn du denn denkst,“ sagte sie, „mir ist's recht.“

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr und sagte dann endlich: „Wenn's nicht anders ist, so soll mir's auch recht sein."

„Bravo!" rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie staunten die Altenahrer, als Hubert sein holdes, jetzt rosig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie staunten sie, als sie hörten: Annchen sei Hubert's Braut!

Pitter ließ sich nicht sehen die ganze Kirmes über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmestag wurde seine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen richtig, der Tochter von Hubert's Pathen. Abends brachte er sie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit seinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumschwang.

Nachdem der Pastor die beiden Paare zugleich ausgerufen, hielten sie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit seiner Familie von Köln herauf und es war ein lustiger Tag, ein heitrer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert sein geliebtes Weib küßte, sagte er leise zu ihr: „Nun bist du mein Mailehen für immer!" Und sie lächelte selig und sagte leise: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu dir zu schleichen und Rumpen flechten helfen!" „Und mir holt keiner die Mütze!" setzte Hubert lachend hinzu.

„Nun ist's aber Zeit, daß wir gehen," sagte mein alter Führer und die schärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und scheidend dankte ich dem Greise für die Mittheilung der Geschichte. Möge sie Andern so zusagen, wie sie aus dem Munde des Alten mir zugesagt hat.

Das

Gotteshäuschen

und

seine Bewohner.

Eine Volksgeschichte aus dem Jahre 1689.

I.

Heute reich und morgen arm;
Heute Luft und morgen Harm;
Was heute steigt, das morgen fällt,
Das ist der alte Gang der Welt.
Rheinisches Sprüchwort.

Es ist wohl ein schönes Fleckchen der Erde, wo da unten am Rheine das alte Bacharach liegt, man mag es betrachten von welcher Seite man will. Die Berge von Trechtingshausen bis hinab zum Niederthal haben den Rhein umschlossen, als sei er ein See, der nicht weiter hinab und nicht weiter hinaufreiche, und an einem sanft geschweiften Busen dieses See's liegt nun das alte Städtchen so stille, so lebenlos, als sei's ausgestorben. Wenige Kähne und Schifflein liegen im Hafen so ruhig, als träumten sie von früheren Zeiten, wo sie die Wellen durchschnitten, und das sei gar lange her, und es ist, als seien die munteren Schiffer alle gestorben, seit die brausenden Dämpfer vorüber sausen.

Die alten Mauern sind geschwärzt, die Thürme sind dachlos, die hochgiebligen Häuser sehen so traurig auf den Rhein, als habe er alle Herrlichkeit in seinen Fluthen begraben, und nur die Ruinen stehen gelassen, diese trauernden Ruinen einstiger Größe.

„War denn das immer so? —"

Nein! Es gab eine Zeit, wo dies todtstille Städtchen voll Leben war; wo der Weinhandel des ganzen Rheingau's hier seinen Stapelort hatte; wo die berühmten „Gabelungen" Käufer aus allen Gegenden hier vereinigten; wo diese alte Stadt im Bunde der Hansa eine bedeutende Rolle spielte; wo der Reichthum hier

wohnte; wo der Hafen einen Maſtenwald wies, wie keine andere Rheinſtadt von dieſer unanſehnlichen Größe. Ja, damals wohnten noch die Herrſcher droben auf Stahleck; damals ſtanden noch die Altäre in Sanct Werner, und die Geſänge hallten weit hinaus ins ſchöne Rheinthal.

Ach, die Zeit iſt ſchon ſeit manchem Jahrhundert vorüber und die Ruinen droben auf der Höhe und hier unten am Ufer des Stromes haben ſchon gar lange getrauert.

Und dieſe Pfalzgrafen waren milde Herrſcher, und gaben reichlich, wo es galt, zur Ehre Gottes zu bauen und Anſtalten zum Heile der leidenden Brüderwelt zu gründen.

Es iſt ein Zeichen wunderbaren Waltens, daß, obwohl der Sturm der Zeiten die Zeichen weltlicher Macht und Größe verweht, faſt ſpurlos vertilgt hat, die Stiftungen einer durch den Glauben erzeugten Liebe, wenn auch nur theilweiſe, alle jene Stürme überdauert haben.

Zwar iſt die Kapelle des heiligen Geiſt-Hospitals auch eine Ruine geworden; zwar iſt das Siechenhaus nicht mehr zu finden, und die Wohnungen der unverſchuldeten Armuth ſind theilweiſe längſt zu Bürgerwohnungen geworden; gleichwohl ſtehen da droben auf der alten, geſchwärzten, vom unerbittlichen Zahne der Zeit vielfach benagten Stadtmauer die „Gotteshäuschen“ heute noch, die einſt die alten frommen Pfälzer ſtifteten, daß darin die Armen miethefrei wohnen und ein Obdach und eine Zuflucht gewönnen in den Tagen, in denen ein Jeglicher ſagt: „ſie gefallen mir nicht,“ und die um ſo drückender ſind, wenn die Noth ſich zur Schwäche, wenn die Armuth ſich zur Unfähigkeit geſellt, das liebe Brod durch den Fleiß der eigenen Hand zu erwerben. Die Armuth der Alten iſt doppelten Mitleids werth.

Ja, ſie ſtehen noch, dieſe „Gotteshäuschen,“ während alle Herrlichkeit gewichen iſt und das Leben ſich verlaufen hat, und es ſo ſtille hier geworden iſt, als ſei niemals ein anderer Zuſtand da geweſen. Sie ſtehen noch, und dienen noch der Armuth als Hafen des Friedens und der Ruhe, dieſe Denkmale chriſtlicher Liebe der Vorzeit! —

Es ist ein kurioser Namen: „Gotteshäuschen;“ aber er klingt herüber aus einer alten, längst untergegangenen Zeit, und er sagt doch genugsam, wo der Keim ihres Daseins lag, und ihre Bestimmung, welche trotz des Wechsels der Zeit und der Verhältnisse sich völlig gleich geblieben ist, deutet's noch bestimmter an. Welche Bedeutung sie hatten, und wie die Dankbarkeit sie hoch hielt, das kündigt sich in einer, wenn auch lückenhaften „Chronik“ dieser „Gotteshäuschen“ an, die ein dankbarer, schriftkundiger Insasse derselben verfaßt hat um das Jahr 1689.

Sie ist mit andern, frühere Zeiten und ihre Zustände schildernden Fragmenten in die Hand eines Mannes gekommen, der, was er besitzt, nicht neidisch verbirgt, und die Begebenheiten, die in diesen Blättern geschildert sind, mögen als Ausfluß derselben betrachtet werden. Wenn sie auch für frühere Zeiten lückenhaft sind, diese einfachen, ehrlichen und treuen Schilderungen; wenn auch ein beschränkter Gesichtskreis ihnen eigenthümlich ist, gerade für das Jahr 1689 sind sie reich, umfassend und in den bestimmtesten Umrissen gegeben, so daß mit Grund vermuthet werden kann, der Chronikschreiber habe damals gelebt, zumal die Umständlichkeit den Augenzeugen vermuthen läßt und das Enden mit dem Jahre 1689 und seiner Katastrophe die Unterstellung begünstigt, der Verfasser habe dies Unglücksjahr nicht überlebt oder doch nicht sehr lange.

Damals trug die Stadt noch das Gepräge ihrer früheren Herrlichkeit, wenigstens das Gepräge im Aeußern. Sanct Werner erhob noch seinen jungfräulich schlanken Bau hoch empor, und durch die gemalten Fenster drang das Sonnenlicht ins Innere; die Heilige Geistkirche sammelte noch die Andächtigen in ihren heiligen Räumen; das schöne Gebäude der Münze stand noch, wenn auch längst das Gepräge der Stadtmünzen aufgehört hatte; der Saal, dieser merkwürdige Burgbau, mit seinen Hallen und Sälen, seinem Kaufhause und Verließen reckte noch seine durch Zinnen verzierten Mauern hoch über die Häuser hinauf; die Freihöfe eines reichen Adels standen noch in ihrer schwerfälligen Pracht, wenn auch der Adel aus der Nähe der Franzosen sich wegbegeben hatte, um nicht

bis auf den letzten Tropfen Bluts ausgesogen zu werden. Die fünfzehn Thürme der Mauern, und diese selbst, befanden sich im besten Stande, und droben auf Stahleck war die alte Macht noch sichtbar in Thürmen, Mauern, Bastionen und Wohngebäuden. Leider trat den Boden, wo die großen Hohenstaufen und die Wittelsbacher gewandelt, der Fuß des wälschen Eroberers; es wirthschafteten dort die Horden des allerchristlichsten Königs, Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich, der voll christlicher Liebe die arme Pfalz in einen rauchenden Trümmer- und Schutthaufen verwandeln ließ. Es wimmelte in der Burg und in der Stadt von Franzosen. Mit frechem Uebermuthe behandelten sie die Bürger, die mit unterdrücktem Zorn und ohnmächtiger Wuth umherschlichen, kaum fähig, länger die Bürde zu tragen, die sie schier zu Boden drückte.

In jedem Herzen lebte eine bange Furcht; denn man wußte, wie diese „Pfalzvergifter," wie sie das Volk nannte, in andern Orten und Städten gehandelt, wie sie sie ausgeplündert und dann niedergebrannt hatten. Mußten die armen Bürger nicht Gleiches erwarten, obwohl der Commandant menschenfreundlich war?

Jeder hatte darum sein Bestes verborgen an sicheren Orten, und im Schooße der Erde ruhte mancher Schatz, der, weil der, welcher ihn verborgen, starb, in späteren Zeiten einen Menschen glücklich zu machen bestimmt war, wenn es ihn anders beglücken konnte und in die rechten Hände kam.

Es war eine traurige Zeit, und über der armen Stadt, die bereits durch Brandschatzung und Kriegslieferung nach Rheinfels und Stahleck erschöpft war, lag's wie eine beängstigende Gewitterschwüle. Man sah kein heiteres Gesicht, und um so schrofferen Abstand bildete der Leichtsinn der leichtfertigen Franzosen, vor deren Frechheit sich jedes weibliche Wesen verbarg. —

So stand's zu Anfang Octobers 1689 in Bacharach. Auch wenn die, welche in den „Gotteshäuschen" wohnten, Nichts zu verlieren hatten, was in das Gebiet des Mammons gehört, so theilten ihre Bewohner dennoch die allgemeine, kummervolle Stimmung der Bürgerschaft.

Unter der langen Reihe dieser Asyle der Armuth, welche zwischen dem „Fleischthörchen“ und dem „Münzthorthurme“ an der Stadtmauer lehnen, und mit den Fensterchen des ersten Stockwerks auf die Untergasse, mit denen des zweiten theils wieder auf diese, theils auf den Mauergang sahen, der sein Licht durch mächtige Lücken empfing, spricht uns vorerst nur das Erste in der Reihe an.

Es war nicht größer und nicht kleiner, als die übrigen auch, und faßte drei Wohnungen, deren jede aus einem Stübchen und einem Kämmerchen bestand, die alle zusammen eine gemeinsame Küche im zweiten Stock hatten, an deren ungeheuerem Herde Raum genug für die drei „Hausgefäße“ vorhanden war, wie der Chronist sich ausdrückt.

Im untern Geschosse wohnte ein alter Junggeselle, der Stadtmusikant Pankrazius Sulzbacher, ein Mann, den Sechzigen nahe, mit einem klugen Gesichte. Sein Haar war früh gebleicht, aber sein lebhaftes Wesen mochte es fast Lügen strafen.

Er war ein geschickter Meister auf der Fiedel und konnte auch die Zinke blasen und die Pauken rühren, daß es wirbelte.

Unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, im Waisenhause des Hospitals zum heiligen Geist erzogen, war ihm die Armuth nicht fremd. Die Unterstützung des Hospitals reichte hin, ihn zu ernähren. Sein Stübchen war das Urbild der Wohnung eines Armen. Obwohl die größte Reinlichkeit in dem engen Raume herrschte und eine musterhafte Ordnung, so fehlte doch Alles, was die Bequemlichkeit für das Alter des armen Mannes heischte. Zwei kleine Fensterchen erhellten dürftig den engen Raum. Den Fenstern gegenüber stand ein Ofen aus Thonkacheln, deren Außenseite die erhabenen Figuren von Rittern und Edelfrauen zeigte, die den Falken auf dem Daumen der linken Hand trugen. Zur Seite dieses Ofens lag ein Haufen grünen Holzes, das der Greis selbst im „Münchholze“ bei Nauheim zu sammeln pflegte, um sich damit an den kühlen Abenden die nöthige Wärme zu bereiten; denn die Sonne fand sein Stübchen nur am Abend auf kurze Frist, und nur in der Zeit des Jahres, wo sie am höchsten stand. Zur andern

Seite des Kachelofens befand ſich ein hölzerner Lehnſtuhl für ſeine müden Glieder, und vor dem kleinen Tiſch ein Schemel.

An der Wand hing ſeine Fiedel, die ſeine Luſt, ſein Schatz und ſein Troſt war. Auf dem Fenſterbrette ſtand eine Bibel, und das war Alles, was man hier ſah, mit Ausnahme eines Bettes aus Spreu, wo der Arme von den Mühen und Sorgen des Lebens auszuruhen pflegte, und einigen Vogelbauern, in denen Finken ſaßen.

Im Tage war er ſelten zu Hauſe. Ueberall gern geſehen, fand er auch überall freundliche Aufnahme. Jedwedem ſagte er die ungeſchminkte Wahrheit, und wenn er auch manchmal polterte, ſo wußte ein Jeder, daß er es gut meine. Wurde er aber hitzig, ſo ſchlug die Flamme an allen Ecken aus. Seine Redlichkeit war unbeſtechlich, wie ſeine Treue und Verſchwiegenheit.

Lange Jahre hatte er im Hauſe des Saalſchultheißen Molina gedient, aber ein Ereigniß, von dem bei ihm ſpäter die Rede nie mehr war, hatte ihn aus dem Hauſe gebracht. Seitdem betrat er es nie wieder.

Obwohl er ein weiches Gemüth hatte, war ihm auf ſeinem langen Lebenswege nur einmal eingefallen, in den Stand heiliger Ehe zu treten; aber der Tod entriß ihm den Gegenſtand ſeiner Liebe, und ſo ſchloß das eheliche Glück ſeine diamantne Pforte vor ihm zu. Zwar hatte Jungfer Urſula Kreuzhöfer ihn heiß geminnet, denn er war ſeiner Zeit ein ungemein ſchmucker Burſche geweſen, ja ſie gab ſich alle Mühe, ihm werth zu werden; allein er wies ihre Liebe mit Abſcheu zurück, weil unter Anderem ihr Gewerbe ihm ſündlich dünkte, denn ſie ſchlug die Karte und dergleichen.

Nun war's eine arge Laune des Schickſals, daß Urſula ſeit langen Jahren mit ihm unter Einem Dache wohnen mußte. Ihre Liebe war, weil ſie verſchmäht wurde, in Haß umgeſchlagen und ſeine Abneigung gegen ſie war auch mit den Jahren gewachſen. Das war für Hausgenoſſen ein übler Umſtand, und der Frieden ſtand nicht gerade auf ſtarken Füßen, zumal Pankraz eine unbeſiegbare Abneigung vor Katzen hatte, die Urſula in eben dem Grade liebte und ſich mit ihnen umgab.

Dieſe Jungfer Urſula Kreuzhöfer bewohnte das Stübchen rechter Hand, wenn man zur Mauerthüre herein trat. Sie war etwa ſiebzig Jahre alt, lang und dürre, von gelblicher Farbe der Haut und kohlſchwarzem Auge und Haar. Dies Auge brannte und ſchoß Blitze; dies Haar war noch ohne alle Spuren von Weiß, aber es flatterte in der Regel in einer nichts weniger als reizenden Unordnung um ihr langes, ſchmales Angeſicht. Ihr Mund war groß, ihre Lippen ſchmal. Nur wenige Zähne waren ihr geblieben, von denen man jedoch mit Grund ſagte: „Es wüchſen Haare darauf.“ Das ſpitze Kinn trat ſcharf vor und reckte ſich aufwärts, als ſehne es ſich, die ſcharfe Spitze einer großen Habichtsnaſe zu erreichen, welche der Form eines Papageiſchnabels verwandt zu ſein ſchien. —

Nichts an ihr war grandiöſer, als ihre Schritte. Sie maß, durch ihre langen Beine begünſtigt, einen ungemein großen Raum mit ſeltenem Beinwechſel. Eine ſchrille, gellende Stimme, zänkiſches Weſen, ſchlaue Berechnung, ungezügelte Habſucht vollendeten das innere und äußere Bild Urſula's, das auf ein Haar einer Zigeunerin glich. Ueberdies war ſie einäugig.

Wer jedoch mit Pankraz geneigt geweſen wäre, ſie höchſt verabſcheuungswürdig zu finden, hätte denn doch ſich an einer Seite ihres Weſens verſündigt, aber auch nur an dieſer.

Wie ſie glühend haßte, ſo liebte ſie aus tiefem Herzensgrunde, und wer dieſer Liebe nur halbwegs freundlich entgegen kam, der konnte unter allen Verhältniſſen auf ſie rechnen, wenn nicht ihr Vortheil dazwiſchen trat.

So unſcheinbar ſie in ihren Verhältniſſen ſchien, ſo wichtig war ihr Einfluß und ſeine unſichtbaren Fäden reichten überall hin. Sie kannte alle Geheimniſſe der Stadt; war in jedes Familienverhältniß eingeweiht und griff nicht ſelten tief ein, ohne daß man ihre Hand wahrnehmen konnte.

Urſula Kreuzhöfer war nämlich das Orakel der Stadt, die Pythia Bacherachs.

Sie ſchlug die Karten den Herzen, welche in die gewundenen Wege des Schickſals neugierig hineinſchauen wollten, und bei ihrer

Kenntniß der Perſonen und Zuſtände war ſie ſicher, alle Mal das Rechte zu treffen, was dieſen Herzen zuſagte. Sie drehte das Sieb, wenn ein Dieb zu ermitteln war, der ſich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verſtand.

Sie ſtellte das „Planetchen," wie unſer Chroniſt ſagt, und es ſteht zu vermuthen, daß er das Horoskop meinte, welches dem Neugebornen die Geſchicke ſeines Lebens im voraus ankündigte, oder den Erfolg einer Unternehmung feſtſtellte. Sie verſtand die Lineamente der Hand zu deuten; wußte eine Menge ſympathetiſcher Heilmittel für allerlei Gepreſte des Leibes und der Seele; bereitete Pflaſter aus Roſenblättern und — kochte Liebestränke für ſteinkalte Herzen und manches Andere, was verboten war.

Da liegt in wenigen Sätzen ein unermeßliches Feld der Thätigkeit; die Anfänge unberechenbarer Einflüſſe und Erfolge; die Gründe einer Scheu, die Alles mied, was ſie feindlich ſtimmen konnte; die Quelle eines Wohllebens, das weit über den Bereich des „Gotteshäuschens" hinausreichte; aber auch der Grund, warum ſie Pankraz zornmüthig mit dem Ehrentitel „Hexe" belegte. Er war bereit, darauf zu ſchwören, daß alle Mal in der erſten Mainacht ein ſehr bedenkliches Geräuſch im Schornſteine vernehmbar ſei, etwa ſo, als ob Jemand darin aufwärts rutſche, und daß ihr ſchwarzer Kater mit dem Gemeinſchaft habe, den Niemand ungeſtraft an die Wand malt, und den ein Chriſtenmenſch niemals nennt, ohne zu beten: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter."

Das Stübchen, welches ſie bewohnte, war gerade das Gegentheil des Wohnungsraumes des ehrlichen Pankraz. Da ſah man einen kleinen Spiegel, einen gepolſterten Lederſeſſel, zwei andere gepolſterte Stühle mit hochanſteigenden Lehnen. Ein Zulegetiſch ſtand unter dem Spiegel, über dem ein geweihter Buchsbüſchel vom letzten Palmſonntage ſteckte und ein zinnernes Kruzifix mit einem kleinen Weihwaſſerkübel daran. Vor dem Fenſter war ein zuziehbarer Vorhang von grauem Wollenzeuge. Seltſame Geräthe ſtanden auf dem Geſimsbrette über dem Fenſter und kein Bett beengte den Raum. Auf dem Kachelofen lagen Wachholderbüſchel zum

Räuchern, und zum Scheine lehnte in der Ofenecke eine Spindel mit dickem Rocken, der aber — nie abgesponnen wurde, weil Urſula weder Zeit, noch Luſt dazu trug, ſich mit ſo wenig einträglichen Dingen zu befaſſen. Hatte ſie eine freie Stunde, ſo tröſte ſie mit ihren Fortunatusſchritten durch alle Gaſſen der Stadt, ſah in alle Fenſter und horchte auf Alles. Pankraz pflegte zu ſagen von ſolchen Gängen: „Die alte Heidenhexe geht auf den Strich!“

Im Kämmerlein ſtand ihre ſchwere Truhe, ihr hochgebauſchtes Bett und eine Menge Tiegel, Töpfe, Kräuterbündel und all' die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gewerbe, nebſt Flaſchen, deren goldner Inhalt auf das edle Gewächs rheiniſcher Reben ſchließen ließ. Da hinein ließ ſie aber kein Auge dringen, und ſelbſt Eliſabeth, ihr Herzblättchen, war nie in dies geheime Laboratorium jungfräulicher Betriebſamkeit getreten.

Wer war denn Eliſabeth, das Herzblättchen Urſula's? Das leitet uns zum dritten „Hausgeſäß“ des Gotteshäuschens, wie ſich der Chroniſt ausdrückt.

Links der Thüre des zweiten Stockwerkes, wenn man vom Mauergange hereintrat, wohnte eine Wittwe, Frau Dreis mit ihrer Tochter Eliſabeth.

Frau Dreis war eine betagte, ſtille Frau. Ihre Erſcheinung hatte etwas Würdevolles. Man ſah es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie beſſere Tage geſehen, — daß der Kreis ihres früheren Lebens weit ab von dem der „Gotteshäuschen“ lag; aber die kummerbleichen Züge, das thränende Auge, das ſtille Inſichhineinleben, der ſelten ſich zu einem Lächeln neigende Ernſt wies auf einen dornenvollen Lebensweg hin, deſſen Ausgangspunkte, wie zwei Pole ſich entgegengeſetzt, dort Wohlſtand, hier das „Gotteshäuschen“ waren. Ihr Geiſt zehrte an reichen Erinnerungen, während die nie ruhende Hand die Kunkel emſig drehte und den feinſten Faden ſpann in ganz Bacharach, wie ihr jede Frau zugeſtand. Die Bewohner aller übrigen, wie auch dieſes „Gotteshäuschens“ ehrten und liebten ſie. Frau Dreis war ihre Rathgeberin, ihre Schiedsrich-

terin in Streitpunkten; ihrem ſtets wohlwollenden Urtheilsſpruche unterwarfen ſie ſich jederzeit willigſich.

Was alle Maßregeln der Hoſpitalverwaltung, aller Zuſpruch der Geiſtlichen nicht vermochte, nämlich den Frieden in den Gotteshäuschen zu erhalten, das bewirkte meiſt die achtbare Frau mit ihrem klaren Geiſt und milden Herzen. In dieſem Friedenswerke hatte ſie übrigens auch noch einen Adjunkten, ihre Eliſabeth, und auf deren Rechnung kam das Meiſte davon.

Wenn das ſiebzehnjährige Mädchen ſo in der Mitte ſtreitender Parteien dieſer Gotteshäuschen daſtand, ſo konnte man ſie für eine Herrſcherin halten; denn die empörten Wellen legten ſich und Ruhe kehrte wieder, ſchnell, wie ſie entwichen war. Und doch trug ſie das grobe, dunkle Gewand aus „Beiderwolle," deſſen Zeug ſie ſelbſt geſponnen hatte, und ihre übrige Kleidung hob ſie um keine Linie höher, als die übrigen Genoſſen dieſer kleinen Armenniederlaſſung; aber wenn ein Bildhauer dieſe Geſtalt geſehen hätte in ihrem wunderſamen Ebenmaß und in der Anmuth und Lieblichkeit der Formen, auch ſein ſuperfeines, ſcharfes Auge hätte keinen Tadel finden mögen vom zierlichen Füßchen, das ſich züchtig unter dem langen Rocke barg, bis zum kleinen, weißen Händchen, durch deſſen feine Haut die blauen Adern ſichtbar waren, und von da bis zum üppigen Reichthume der blonden Haare, die ſich durch das ſchwarze, wollene Käppchen gar nicht wollten bändigen laſſen, ſelbſt wenn ſie's am Sonntage mit einem Sammtkäppchen vertauſchte. Und wenn ſo ein Maler, der die hübſchen Heiligenbilder zu malen pflegt, in das Geſichtchen geblickt hätte, in das Geſichtchen von „Milch und Blut" und in die großen, blauen Augen, in die man ſo tief hinein ſah, wie in den wolkenloſen Märzhimmel, und hätte die hohe Stirne voll Adel angeſehen und die Grübchen im Kinn und in den Wangen und den friſchen Mund, ich glaub's feſt, er hätte ein Heiligenbild darnach gemalt, ob nun eine heilige Jungfrau Maria, eine Cäcilia oder eine von den zehntauſend Jungfrauen zu Köln, die der alte Meiſter Wilhelm ſo ſchön gemalt, iſt mir einerlei.

Doch über der äußern Schönheit des Mädchens lag Etwas,

wofür die Leute keine Worte finden konnten, was aber wunderſam hinriß, ſo daß man das Auge gar nicht hat von ihr ſchlagen können. Dies war die Reinheit und Taubenunſchuld ihrer Seele; dies war der innere Frieden, der nur da wohnt, wo ein reines Herz ſchlägt.

Dieſem Mädchen zu widerſtehen, war kein Menſch im Stande. Selbſt die wildeſten Zänker im „Gotteshäuschen" fügten ſich mäuschenſtille, wenn ſie erſchien; die Kinder hörten auf zu ſchreien und ein heiteres Lächeln ſchwebte über die ſchmerzdurchfurchten Züge des Dulders auf dem Siechbette, wenn ſie zu ihm trat und einen Troſtſpruch zu ihm ſprach. War es ein Wunder, wenn die jungen Burſchen der Stadt, reich wie arm, ſelbſt den weiteſten Umweg nicht ſcheuten, um über die Mauer an den „Gotteshäuschen" vorüber zu gehen, um das Mädchen zu ſehen? —

Und alle dieſe Hausgenoſſen kochten in Einer Küche, an Einem Herde! — Mit dem Worte iſt für den, der das Leben und die Frauen kennt, unendlich viel geſagt. Reicht es ſchon in tauſend Fällen 999 Mal hin, zwei Frauen bis in des Herzens Tiefen zu entzweien, zu verfeinden, wenn man ſie an Einem Herde zu kochen nöthigt und ſie in einer engen Küche zuſammen handthieren ſollen, ſo geſellte ſich hier noch der beſondere Umſtand hinzu, daß ein bärbeißiger, grämlicher Junggeſelle dazu kam, der unbedingt alle Mal Recht haben wollte, während doch Jedermänniglich weiß, daß das allein und in allen Fällen den Frauen zuſteht; daß ferner Pankraz ein eben ſo eifriger Reformirter war, als Urſula eine fanatiſche Katholikin, und Beide ſich haßten, wie man zu ſagen pflegt: „wie Hund und Katzen." —

Und doch — gerade in dieſem Gotteshäuschen herrſchte Frieden! Das war ein unlösbares Räthſel für ganz Bacharach, eine Stadt, wo der Friede niemals recht Wurzel ſchlagen konnte, der Hader aber allezeit eine reiche Ernte hielt, ſelbſt wenn Gaſſen und Märkte die Häuſer trennten. Die Akten des „Vierthälerraths" wußten davon zu ſagen. Daß aber vollends in den Gotteshäuschen der Friede nicht daheim und ſeßhaft war, das bezeugt der

Chroniſt, wenn er ſagt: „Alldieweil und ſintemalen allhier die Gotteshäuſer durch das Gezänke, ſo darinnen jahraus, jahrein herrſchet, an das „Haderwaſſer“ erinnern, davon die Schrift redet Numer 20, Vers 12—14, ibid. Kap. 27, Vers 14, Deuteronum: 32, Vers 51, Pſalm 81, Vers 8, Pſalm 106, Vers 32, derowegen es über die Maßen verwunderlich zu erachten, daß ſothane Hausgenoſſen in erklecklichem Frieden ſich gehalten, und ſo der Urſula Zunge und des Pankrazius Griesgram an einander gerathen, alle Mal das Mägdlein ſie vereinbaret hat.“

Mit dieſen Worten des bibelfeſten Chroniſten iſt aber auch das Räthſel vollends gelöſt.

Alle Drei: Frau Dreis, Urſula und Pankrazius hatten einen vereinigenden Mittelpunkt in Eliſabeth. Es wäre, wenn nicht die Mutter den Vorzug hätte haben müſſen, ſchwer zu ſagen geweſen, wer ſie am liebſten gehabt. Sie drehten ſich um das „Kind,“ wie ſie die blühende Jungfrau nannten, wie die Planeten um die Sonne, ſie legte, ohne es zu wollen, ein Schloß an jeden keifenden Mund, einen heilenden Balſam auf jede Wunde, die die ſcharfe Zunge geſchlagen, und Pankrazius Sulzbacher, dem eine dichteriſche Gabe von dem Chroniſten nicht beigelegt wird, ſteigerte ſich bis zu dem tief empfundenen Satze: „Es blühen Palmen auf ihrem Pfad und Roſen auf ihren Wegen.“

Sie hatte es dahin gebracht, daß die beiden Perſonen, die ſich ſo glühend haßten, einander auswichen; daß Urſula es überhörte, wenn Pankraz ihre Katze trat oder warf, und Pankraz es nicht beachtete, wenn Urſula ihn den „Nagel zu ihrem Sarge, ihr Gift und Popperment“ nannte.

Freilich, es war nicht alle Tage Sonntag, und der Himmel nicht alle Tage hell und rein. Dann gab's wohl auch Krawall und Pankraz ſchrie: „Alte Hexe!“ und Urſula: „Schnurrant und Bierfiedler,“ und dann traf ſich's bisweilen, daß Feuerbrände und Suppentöpfe ſammt ihrem Inhalte ſich halbwegs zu den Köpfen begegneten; auch wohl des Muſikanten Fäuſte in den Haaren ſeiner Feindin Unordnung anrichteten, während ſie ſchwer zu deutende

Schriftzeichen auf ſein Angeſicht mit den Nägeln zeichnete; aber das traf ſich nur, wenn Eliſabeth und ihre Mutter abweſend waren, was höchſt ſelten geſchah. Der Chroniſt gedenkt nur zweier Fälle dieſer Art, und jedes Mal war der Hader darüber entſtanden, daß Eliſabeth's Anbeter Gunſt oder Ungunſt der beiden ſtreitenden Perſonen beſaßen. Ihr Glück war doch ſtets der einigende Mittelpunkt, trotz des Haders.

Urſula nämlich begünſtigte den jungen Joſeph Molina, den einzigen Sohn und Erben des alten Saalſchultheißen, weil ſie als Köchin im Hauſe gedient, als er ein Kind war. Bei dieſer Begünſtigung wog offenbar die glänzende Zukunft Eliſabeth's jede Rückſicht auf in den Augen Urſula's.

Pankraz wäre auch ſchon für ihn geweſen, hätte nicht Urſula ſeine Sache betrieben, und wäre nicht Conrad Aichſchalter der einzige Menſch geweſen, der durch die Bande des Bluts ihm angehörte, aber zugleich ein ſo wackerer Junge, als je einer mit kräftigem Ruderſchlage den Kahn durch des Rheines ſich kräuſelnde Fluth getrieben.

War Urſula's Begünſtigter reich, vornehm und ſchön, ſo war der ſeine wacker, tüchtig und ſchön; hatte auch ſein ſorgenfreies Auskommen, ein eigenes, nettes Häuschen, einen Kahn, Netz und Feldgut. Da lag, nach ſeiner Meinung, das ſchwerere Gewicht in Conrad's Schale, zumal Joſeph ſich an die franzöſiſchen Offiziere hing, mit ihnen landsknechtete und Poſſen trieb, die Mädchen äffte und dergleichen Dinge, die in dem Regiſter, das Pankraz über das, was ſich ſchickt, führte, nicht geſchrieben ſtanden. Er hatte es ihm auch geſagt; aber „Jugend hat nicht Tugend," ſprach Pankraz, wenn er davon redete.

Frau Dreis ſuchte die Beiden abzuhalten, von dieſen Dingen zu reden. War auch Eliſabeth dem Conrad nicht böſe, ſo zog ſie doch ihr Herz zu Joſeph, dem Liebling ihrer Jugend. Dabei war er keck und Conrad mädchenhaft beſcheiden und — wer ein Mädchenherz kennt, weiß auch, daß ſelten ein blöder Schäfer den Sieg über einen kecken Eroberer davon trägt.

Das Herz iſt ein kurios Ding bei jedwedem Menſchen, aber bei einem jungen Mädchen iſt es erſt recht kurios, und wer damit ins Reine kommen will, mag zuſehen, wie er damit fertig wird.

II.

„Ein Wort giebt das andere."
Sprüchwort.

Es war an einem Morgen, der ſo ſchön war, daß man ihn hätte einen rechten Sommermorgen nennen können, als Eliſabeth an das Mauerfenſter trat, um ihr roſiges Geſichtchen in der Morgenluft zu baden. Vor ihren Blicken lagen die Stadtgärten und rechts, gerade vor dem Fleiſchthörchen, wölbte ſich auf dem erhöhten Rheindamme die uralte Linde und hauchte, wie die erquickenden Pflanzen in den Gärten, erfriſchende Düfte aus. Es war nämlich nach langer Trockenheit ein friſcher Regen in der Nacht gefallen. Alles athmete neues Leben. Der Himmel war tiefblau, der Rhein glitzerte im Sonnengolde, obwohl droben an den violetten Bergen von Trechtingshauſen wie ein feiner Schleier ein leichter Nebel hing. Sah ſie dorthin, ſo überſchaute ſie den Rhein in faſt dreiſtündiger Ausdehnung. Dort droben lag das lange, alte Lorch mit ſeinen Thürmen, ſpitzgiebeligen Häuſern und ſeiner ſtolzen Kirche, deren Glockentöne, ſo reich und harmoniſch, der Südwind, hier „Thalwind" genannt, herabtrug und zugleich die Wellen des Rheines leiſe hob und ſenkte.

Gegenüber lag im Baumgrün der Petersackerhof, und weiter unten das mauerfeſte Rheindiebach, über dem Fürſtenberg in ſtolzer Pracht ſich mit ſeinen Thürmen am blauen Hintergrunde des Himmels abhob.

Dort drüben lag Lorchhauſen ſo ſtill und friedlich, und das Klöſterlein Fürſtenthal ſah dieſſeits nur mit ſeinem Glockenthurme aus den Kronen alter Nußbäume hervor.

Folgte ihr Blick den Bergen, so sah sie drüben an dem Fuße der hohen Wirbellai einen Kahn schwimmen, in dem eine edle Gestalt aufrecht stand und das Netz in die Fluth warf, um den stillen Fisch aus der feuchten Tiefe in die mörderische Gewalt dessen zu locken, der da herrschen sollte über die Fische im Wasser, über die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, und der von dem göttlichen Anrecht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen pflegt.

Ihr Auge ruhte mit Theilnahme auf der Gestalt, es war ja der gute Conrad Aichspalter, der sie so lieb hatte, der seine Mutter so liebevoll gepflegt und seit sie todt war, zu keinem Tanze mehr ging. Sie sann nach, warum sie ihn nicht lieber habe, wie den Joseph Molina, und in diesen Gedanken sah sie die schöne Landschaft nicht mehr, die vor ihr lag. Da rief's unten an der Mauer leise: „Guten Morgen, Liebchen!"

Keine Seele war am Rheine sichtbar. War's ein Wunder, daß das Mädchen erschrack? —

Indessen das wunderſüße Lächeln, das um die rosigen Lippen spielte, erwies denn doch, daß der Schrecken weder tief einging, noch unangenehmer Art war. Verschwiegen darf auch nicht werden, daß eine Gluthröthe das herzige Gesichtchen übergoß und weit hinab unter das Tuch drang, das Hals und Busen züchtig umschloß.

Das lächelnde Auge suchte und fand schnell den anmuthig Grüßenden.

Es war ein junger Bursche von höchstens achtzehn Jahren, von blühender Gesundheit und schöner Gestalt und Zügen. Die dunklere Hautfärbung, das schwarze Haar, das große, dunkle Auge verrieth die Abstammung von den Lombarden. Es war Joseph Molina. Sein Anzug war vornehm und ganz nach dem Schnitte, den die Spanier in den Niederlanden am Rhein in Aufnahme gebracht, kleidsam und schön, stattlich und in die Augen fallend.

Aus dem Auge sprach das lodernde Feuer, das im Herzen glühte.

Ihr Auge war blitzſchnell rechts und links auf Kundſchaft gegangen. Kein Zeuge war nahe.

„Warum verbirgſt du mir neidiſch dein lieblich Geſicht? Seit dreien Tagen ſeh' ich dich heute zum erſten Mal, und ich ſtehe doch ſtündlich auf der Wache unter der Linde.“ So ſprach die wohlklingende Stimme unten an der Mauer.

„Muß ich nicht?“ fragte das erglühende Mädchen. „Wer iſt denn ſicher vor Euern Spießgeſellen?“

„Spießgeſellen?“ fragte betroffen der da unten.

„Ja wohl,“ ſagte das Mädchen halblaut, doch verſtändlich. „Sitzt Ihr nicht allzeit im Stern bei den Pfalzvergiftern?“

„Ihr?“ fragte gedehnt und einen Schritt zurücktretend der Jüngling, der ſichtlich dem Vorwurf ausweichen wollte. „Haſt du kein Du mehr für mich? O Eliſabeth, welcher böſe Geiſt iſt zwiſchen dich und mich getreten?“

„Es iſt kein böſer Geiſt,“ ſagte das Mädchen. „Ich bin einer armen Wittwe Kind und Ihr ſeid ein reicher Junker. Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gut.“

„Hat dir der alte Pankraz Etwas aufgebunden?“ fragte er. „Glaub' dem alten Brummtopf nicht. Glaub' nicht dem Gerede der Leute. Wer kann Emmerenz mit dir vergleichen, die Nacht mit dem Tage, die Diſtel mit der Roſe!?“ —

„Pfui!“ ſagte das Mädchen unwillig; aber ein ſcharfes Ohr konnte wohl hören, daß der Vortheil des Vergleichs nicht ohne Beifall blieb. War doch Emmerenz, wie abgekürzt die hübſche, dralle Tochter des reichſten Mannes der Stadt, des Rathsbürgermeiſters Stoffel Gilzer, geheißen wurde, eine Erbin, wie keine zweite die Mauern der Stadt umſchloſſen, und wer ſie hübſch nannte, war kein Lügner.

„Ach,“ ſetzte der Jüngling hinzu, „du ſollteſt ſo tolles Leutgerede nicht hören! O meine Liebe zu dir iſt mir über den Kopf gewachſen. Ich kann ohne dich nicht leben.“

„Das iſt nicht gut,“ ſagte halb ſcherzend und wieder ganz verſöhnt das Mädchen. „Fragt Euern Kopf ein Mal, der wird Euch

ſagen, es ſei nicht gut und nicht recht, den Frieden eines armen Mädchens zu untergraben! Wir ſind keine Kinder mehr.“

„Ach, das fühl' ich wohl!“ rief Joſeph, „und alle Tage mehr; aber kann ich, ſoll ich aus dem Herzen reißen, was ſo tief ſeit der Kinderzeit gewurzelt hat?“

Eliſabeth ſeufzte tief. „Und doch muß es ſein!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme.

„Wer ſagt's?“ fragte flammenden Auges der Jüngling. „Wer will mich zwingen, wenn ich nicht will?“

„Euer Vater,“ ſagte ſtark betont die Jungfrau. „Ich weiß, daß er Eure Schritte belauſcht und mit Euch darob hadert, daß Ihr“ — ſie ſtockte.

„O ſag's, ſag's,“ rief er, „daß ich dich liebe und dich in Ewigkeit lieben werde.“

Sie hielt die Hand vor das Auge. —

„Eliſabeth, nur ein Stündchen heute Abend! Ich muß mit dir reden, muß die Nebel vertheilen, die dein Auge trüben. Ich flehe zu dir; nur Ein Stündchen, wie ſonſt!“

„Wo bleibſt du doch ſo lange?“ ſchalt in dieſem Augenblicke die Mutter, die in die Thüre trat. „Unſer Morgenſüpplein wäre ſchier ins Feuer gelaufen, hätt' ich nicht ſelber nachgeſehen.“

Eliſabeth war doch recht erſchrocken! Glühte ſie ſchon, ſo wurde ſie jetzt bleich bei dem Gedanken, die Mutter könne argwöhnen, was ſie hier ſo lange zurückgehalten.

Flüchtig, wie das geſcheuchte Reh, flog ſie ins Haus und an ihren Herd, und es währte lange, bis ſie ſich geſammelt.

Die Mutter hatte übrigens theilweiſe das Geſpräch mit angehört, ohne daß ſie Alles verſtanden. Sie vermuthete, daß Joſeph mit ihrem Kinde geredet, trat an das Mauerfenſter und ſah forſchend hinab. Sie kam indeſſen zu ſpät, um etwas von dem zu erblicken, der die Zwieſprache mit ihrem Kinde gehalten, denn beim erſten Laute der fremden Stimme, die ſein ſcharfes Ohr vernommen, war er wie ein Blitz innerhalb des Fleiſchthörchens in Sicherheit. Die Dicke der Stadtmauer ließ es auch nicht zu, etwas von ihm zu ſehen.

Ihr Geſicht war ernſter als ſonſt beim Frühmahl. Eliſabeth ſah es gerne, daß ſie gemahnt wurde, für das Mittagsbrod Sorge zu tragen, nachdem ſie den Tiſch abgeräumt und das nette Stübchen in Ordnung gebracht, wo im Geräthe noch mancher Reſt aus glücklicheren Tagen in einem gewiſſen, vielleicht auffallenden Gegenſatze mit der Armuth der Bewohnerinnen ſtand.

Der Eintritt einer befreundeten Bürgersfrau, die ein Sammthäubchen beſtellte, wie es Eliſabeth's kunſtfertige Hand zu fertigen wußte, bewirkte, daß die innere Ruhe bei ihr allmählig zurückkehrte und auch die Gedanken der Mutter eine andere Richtung zu nehmen ſchienen.

Als die ſtattliche Frau ſich entfernt hatte, war die Stunde da, daß das Feuer auf dem Herde angefacht werden mußte. Ueberdies kamen ja auch jetzt Pankraz und Urſula mit ihren Töpfen, und da mußte ſie als Schutzwehr in der Küche ſein, daß nicht verhaltener Groll in lichten Flammen auflodere.

Sie hatte kaum ihr Holz zurecht gelegt, da kam der alte Knabe die ſchmale Holzſtiege aus dem Unterſtocke herauf.

In der einen Hand trug er das Töpflein, das ſein beſcheidenes Mahl umſchloß, unter dem andern Arme trug er ein Bündelein Holz und Reiſig.

Seine Stirne war heute nicht heiter. Es lag ein trüber Ernſt darauf.

Ein Blick reichte hin, Eliſabeth das erkennen und verſtehen zu laſſen.

„Guten Morgen, Pankrazvetter," rief ihm Eliſabeth entgegen, und ihr liebliches Geſichtchen war ſo freundlich dabei, daß der Alte mit einem Mal ein Anderer wurde.

„Du Hexe!" rief er aus. „Du kannſt mich alten Knaben freundlich machen, wenn auch ſchweres Leid mir auf der Seele liegt."

Sie nannte ihn „Pankrazvetter," nicht weil ſie etwa mit ihm verwandt geweſen wäre; denn das war nicht im entfernteſten der Fall, ſondern weil es am Rheine Sitte iſt und von je und je

geweſen iſt, an den Tauf- oder Geſchlechtsnamen das Wort „Vetter“ oder „Baſe“ anzuhängen, wodurch ein gemüthlich herzlicher Ton entſteht, der die Herzen der niederen Stände einander ſehr nahe bringt. Es ſcheint, als ſeien Alle dadurch Eine Familie.

„Das wird ja doch nicht ſein!“ rief das Mädchen theilnehmend aus. „Laßt mich's wiſſen,“ bat ſie, „vielleicht kann ich helfen, doch wenn das nicht, tröſten.“

„Es iſt nicht gut in eigner Sache richten,“ ſprach Pankraz.

„Betrifft's mich?“ fragte ſie, und die Wangen färbten ſich wieder höher.

„Laſſ' es gut ſein,“ ſagte Pankraz, und ging zur Küchenthüre.

„Gebt mir Euer Holz und Euern Topf, Pankrazvetter,“ bat ſie. „Ich will Euch das Süpplein herrlich kochen, auch Grünes dran thun, das ich aus Berndt's Garten habe.“

„Widerſteh' Einer dem Mädchen!“ ſagte lächelnd der Alte, und gab ihr Beides.

„Geht doch in die Stube zu der Mutter,“ fuhr ſie fort, „wenn's gar iſt, ruf' ich Euch ſchon.“

Kaum war der Alte in die Stube der Frau Dreis getreten, ſo maß mit Rieſenſchritten Urſula den Raum zwiſchen ihrer Stubenthür und der, der gemeinſamen Küche.

„Guten Morgen, Bethchen,“ ſagte ſie. „Ei, wie ſo roſig! Du wirſt alle Tage ſchöner! Nichts geträumt, Kind, gar nichts? Möchte dir doch auch einmal einen auslegen.“

„Nein,“ ſagte Eliſabeth trocken. „Ich träume nicht. —“

„Schläfſt auch wie ein Sack,“ ſchmollte ſie. „Weiß der Kuckuck. Andere Mädchen träumen immer, und es denkt kein junger, hübſcher Burſche dran, Morgens früh und Abends ſpät ihnen aufzulauern, um nur einen Blick oder ein Wörtchen zu erhaſchen. Du träumſt nicht, und doch ſtand heute früh ſchon Einer da und ſah ſich faſt die Augen aus!“

Urſula fixirte das Mädchen mit ihrem Auge ſo ſcharf ſie konnte. Sie ſah ihre Wangengluth. Um ſie zu verbergen, bückte ſich Eliſabeth, das helllodernde Feuer anzublaſen.

„Nun, nun,“ rief die einäugige Jungfrau, „ſpar' deinen ſüßen Athem, Kind, ſpar' ihn. Du ſiehſt ja, daß das Feuer ſchöner nicht lodern kann. Willſt du Waſſer in den Rhein tragen, um die Röthe zu verbergen, deren Grund ich recht gut kenne?“

„Laßt mich doch, Urſulabaas,“ ſagte das Mädchen. „Ihr bringt's noch ſo weit, daß ich jedes Mal aus der Küche gehe, wenn Ihr kommt!“

„Grade das verdient' ich um dich, grade das,“ ſagte böſe Urſula. „Alle Wetter! Ich weiß keine Seele, die ich lieber hätte, als dich. —“

„Etwa Eure Katze, wenn ſie eine Seele hätte!“ ſcherzte Eliſabeth.

„Ach, was,“ ſagte ärgerlich Urſula. „Sei mir nicht ſo ſchnippiſch, Kind! So was vertrag ich nicht gut. Du weißt's zu genau, daß ich Niemanden lieber habe als dich und mein Joſephchen, das ich auf den Armen trug und hätſchelte, darum müßt ihr auch ein Pärchen werden, ſo wahr, als ich Urſula Kreuzhöfer heiße und eines ehrlichen Mannes Kind bin.“

„Laßt mir doch einmal meine Ruhe!“ ſagte ärgerlich das Mädchen.

„Hi! hi! hi! Wenn du ſie hätteſt!“ lachte die Alte, und preßte das Auge zu, mit dem ſie allein mit der Außenwelt in Verbindung ſtand; „aber ich weiß beſſer, wie es unter dem Mieder und Leibchen ausſieht! Mach' mir keinen blauen Nebel vor! Hab' ich auch nur Ein Auge, ſo hab' ich doch zwei Ohren, und wenn ſie Augen wären, bräucht' ich keine Brille. Hab' ich heute früh nichts gehört? He! — Laß doch das Zieren! Du weißt, Urſula kann ſchweigen wie das Grab. Aber mein Joſephchen bittet um ein Stündlein, und wenn's auch nur ein halbes wäre, heute Abend. Laß ihn nicht warten. Er hat dir ſo viel zu ſagen, du glaubſt's gar nicht!“

„Ich will nun einmal nicht!“ ſagte Eliſabeth, der es unangenehm war, daß ſich Urſula immer an ſie drängte, und ihre ſtillen Geheimniſſe wußte.

„Willſt nicht?“ fragte Urſula. „Seit wann denn?“

„Seit mir's beliebt!“ war Eliſabeth's Antwort.

„Ei, ei! Sieh' Mal, wie das Kind mich abtrumpft! Hab' ich das um dich verdient?“ rief Urſula im heftigen Zorne. „Nein, es iſt beſſer, ich laſſe meine Finger aus dem Spiele, denn es taugt doch nichts, daß man eine Abtrünnige mit einem rechten Chriſten vermähle. Ja, ja, es taugt nichts.“

Sie hatte beide Hände in die Seite geſetzt und mit vollem Zorne gebelvert.

Jetzt richtete ſich Eliſabeth hoch auf und ſah ihr feſt in das glühende, eine Auge und ſprach:

„Laßt mir meinen Glauben unangetaſtet; ich habe nie den Euren verletzt. Laßt überhaupt von mir ab und laßt Gott walten.“

Es war, als ob dieſe feſt und ruhig geſprochenen Worte das Weib mit kaltem Waſſer übergöſſen. Sie erſchrack ordentlich vor ſich ſelbſt, daß ſie ſich ſo weit hatte gegen ihren Liebling vergeſſen können.

„Wie du auch gleich Alles, was ich unbewacht ſage, falſch ausdeuteſt,“ ſagte ſie einlenkend, und ſetzte hinzu: „Nun, Bethchen, ſei mir wieder gut, und hör' heute den guten Joſeph an.“

Schweigend trat Eliſabeth an die Mauerthüre und ließ die brummende Urſula allein in der Küche.

Während dies Geſpräch in der Küche geführt wurde, hatte ſich Pankraz zu Frau Dreis geſetzt.

„Dreiſebaaf',“ ſagte er, noch voll von der Freundlichkeit Eliſabeth's, „ich ſag's alle Tage, das Kind iſt ein Engel, ſag' ich. Was es einem Gutes thut, iſt in einer Art gethan, als ob es ſich noch extra dafür bedanken müßte, daß man es annimmt. Jetzt kocht's wieder mein armes Süpplein, und ich wette, ſag' ich, daß es zwanzig Mal beſſer wird, als hätt' ich's gekocht. Es wird nicht unbelohnt bleiben, ſag' ich, gewiß nicht. Wär's nur einmal gut verſorgt!“

„Warum denn ſo eilen?“ fragte Frau Dreis. „Kommt ſie denn nicht noch früh genug ins Kreuz, wenn ſie mit vier und zwanzig Jahren heirathet? Ich lebe ja noch!“

„Ja, sag' ich," erwiederte Pankraz, „das ist Alles gut, aber zwei Augen sind schnell zu. Was dann?"

„So lebt der alte Gott in Israel noch!" sagte Frau Dreis mit festem Glauben.

„Wohl, sag' ich, wohl geredet, Dreisebaas', aber der liebe Herrgott will, daß wir auch Etwas thun sollen."

„Es ist dies Jahr aber kein Schaltjahr," erwiederte Frau Dreis, „daß die Mädchen freien gehen dürfen, wie man im Sprüchwort sagt."

Pankraz fühlte den Spott.

„Nein, höhnt mich nicht, Dreisebaas', höhnt mich alten Kerl nicht, sag' ich; ich mein' es ja so gut, wie es nur Jemand meinen kann, und ich wüßte Einen, der käme schon zu freien, wenn er wüßte, daß er recht käme."

Bei diesen, nach seiner Meinung fein beigebrachten Worten blinzte Pankraz pfiffig mit den Augen.

Frau Dreis verstand ihn. „Conrad ist ein braver Mensch, aber —"

„Holla, sag' ich," fiel ihr Pankraz in die Rede, „hat Euch die alte Heidenhexe drüben auch den Kopf mit dem Joseph Molina verrückt? „Ich bräch' ihr gleich den Hals, sag' ich."

„Pfui doch, Pankraz, wer wird gleich so zornig werden, und solche abscheuliche Drohworte aussprechen!" sagte ernst tadelnd Frau Dreis.

„Ihr könnt das verfluchte Schulmeistern nicht lassen," keifte er fort. „Was habt Ihr gegen den Conrad? Ist er Euch nicht reich genug? Er hat ein Haus, sag' ich, hat Gut und einen Nachen; dabei ist er stark, gesund, und was noch mehr ist, brav, grundbrav, sag' ich, und hat kein gestohlen Geld, wie der Molina, und Ihr wißt's am besten! — Er sitzt nicht im „Stern" und kartet mit den Franzosen, den Pfalzvergiftern."

„Pankraz, Pankraz," rief Frau Dreis aus, „wohin führt Euch wieder Eure Heftigkeit? Ihr erinnert mich an ein altes Weh; laßt es doch ruhen. Ihr wollt durchaus das Kind vermählen. Laßt sie

doch wählen, wenn Zeit und Stunde kommt. Sie soll nicht im mindesten gezwungen werden."

„Gezwungen? Dreisebaas', das fiel mir im Traum nicht ein. Gezwungener Eid ist Gott leid, sag' ich. Wer's thun wollte, ich — brächʼ ihm gleich den Hals!"

„Still, still!" sagte Frau Dreis, „Ihr kommt wieder in Euer wildes, sündhaftes Gerede." —

„Gut, sag' ich, gut," rief Pankraz, „so will ich still sein, und Ihr habt mich zum letzten Mal gesehen!"

Er sprang auf und rannte zur Thüre hinaus. Unglücklicher Weise saß Ursula's schwarzer Kater auf der Thürschwelle. Der eifernde Pankraz trat ihn mit solcher Heftigkeit auf den langen Schweif, daß er erbärmlich aufschrie.

Dieser Ton war das Signal für Ursula, loszubrechen: „Vermaledeiter Bierfiedler, Schnurrant und Lump!" schrie die Zornglühende, die noch in innerer Aufregung war, „was hat dir das arme Thier gethan?" Sie ergriff einen ihr zur Hand stehenden Besen, that einen ihrer Siebenmeilenschritte und versetzte Pankraz einen nachdrücklichen Hieb über den Kopf, daß der alte Mann gegen die Thüre zurücktaumelte.

Ehe sich indessen Pankraz sammeln und zur Gegenwehr rüsten konnte, hatte Elisabeth der langen Ursula den Besen entwunden, sie in ihre Stube, die sie rasch geöffnet, hineingeschoben und Pankraz darauf in die Küche gezogen.

„Laßt sie, Pankrazvetter" sagte sie begütigend. Es ist christlicher, zu vergeben, als zu zürnen."

Aber diese Worte machten wenig Eindruck auf den vielfach Gereizten. Der Grimm machte ihn stumm. Er nahm sein Töpfchen und ging, aber die geballte Faust, welche er gegen das Zimmer Ursula's ausstreckte, sagte mehr als Worte und wies hin auf eine Rache, die nur verschoben war, nicht aber aufgehoben.

III.

In der Haſelnuß naget's,
Ein Würmlein ſitzt drein. —
Dem wird's d'rin zu enge —
Im Freien will's ſein.
Nun beißt ſich's ein Thürlein;
Da muß es heraus.
So iſt's mit dem Leid auch —
Dem das Herz dient zum Haus.
Volkslied.

Allen Drei wollte heute das Mittagbrod nicht ſchmecken und die Vierte ſah auch in den Teller, als wollte ſie den Boden durchſchauen und aß nichts.

Blicken wir zuerſt in das Stübchen Pankrazius Sulzbacher's. Unangerührt ſtand die Suppe auf dem Tiſchlein. Wie beſeſſen rannte er in dem Stübchen herum, focht mit den Armen in der Luft und räſonnirte wie ein Rohrſpatz. Zuerſt bekam Urſula ihr Theil, und kein halbes, verkürztes. Pankraz's Zorn war ein verzehrend Feuer. Aller Welt wollte er dann den Hals brechen, was ein Kraftausdruck war, in dem ſich ſein Zorn breit zurechtlegen konnte. Uebrigens lag kein Beiſpiel vor, daß er je einen Hals gebrochen. Sein Zorn war der Art, daß, je heftiger er brannte und brauſte, deſto ſchneller er erloſch. Heute ſchien er nachhaltiger. War es doch Frau Dreis, die ihn erzürnt.

Hab' ich Das um ſie verdient, ſag' ich, verdient? rief er aus. Lieber hab' ich das Kind, als ſie ſelber; drum möcht' ich's verſorgt wiſſen unter dem Schutze eines tüchtigen Mannes, denn die Pfalzvergifter ſchnüffeln umher wie gierige Spürhunde, wo ſie ein hübſches Mädchen auswittern, und denen trau', wer Luſt hat. Ich nicht, ſag' ich, ich nicht! Aber von dem Conrad will ſie nichts wiſſen. Wie kühl hat ſie ihn bei Seite geſchoben.

Sie habe nichts gegen ihn, ſagt ſie. Dank's ihr ein ſpitz Holz, ſag' ich; was will ſie gegen ihn haben? Es ſind Mädchen

und Wittwen genug in der Stadt, die die Finger nach ihm leckten. Betrachte nur Einer die hübſche, junge Wittwe Pfaff, ſeine Nachbarin! Er mag ſie nicht, ſag' ich, weil er das „Kind" lieb hat aus ſeiner Seele Grund.

Faſt glaub' ich, ſagte er ſtehen bleibend, ſie hat den Hochmuth mit ins Gotteshäuschen genommen. Da iſt der rechte Ort dafür, ſag' ich, meiner Treu, der rechte Grund und Boden für Hochmuth!

So iſt's aber mit den reichen Leuten. Wenn ſie herunterpurzeln bis zu unſer Einem, ſo meinen ſie doch, ſie ſeien was Beſſeres. Der Reichthum hat ein zähes Gedächtniß.

Meint ſie, der Joſeph heirathe das „Kind?" Alte Thorheit! Zum Spaß iſt ſie ihm ſchon recht, aber zum Heirathen hat's guten Weg. Wart' ein Bischen, Alte! ſag' ich. Der Molina hat dich ohnehin auf dem Strich. Der hat's noch nicht vergeſſen, daß du ihn nicht mochteſt, als er jung war, nicht mochteſt, als er Wittwer wurde. Verſchmähte Lieb' hat auch ein zäh Gedächtniß, ich ſeh's an der Heidenhexe droben. Die vergiftet mich noch einmal, ſag' ich. Lieber Gott, ſie iſt doch ſo arm, wie eine Kirchenmaus und ſollte Gott danken, wenn ſo ein Staatsburſche, wie Conrad, ein behaltener Menſch, ein ſeßhafter, nahrhafter Bürger, um ihr Kind wirbt. Ich darf's ihm gar nicht ſagen, ſonſt vergeht er wie Butter an der Sonne.

Wieder rannte der Alte einige Mal das Zimmer auf und ab, und dann mit dem Ausruf: Ich möcht' Allen den Hals brechen! zum Stübchen hinaus, ohne auch nur ſein Süpplein berührt zu haben.

In Urſula's Stube ſah's nicht beſſer aus. Sie tobte heftig über Eliſabeth's ſchnödes Abweiſen ihrer guten Meinung.

Das zu erkennen, was in Eliſabeth's Seele wirkte, fehlte ihr das feinere Gefühl. Die rauhe, ſchonungsloſe Art, wie ſie das Heiligſte antaſtete, was des Mädchens Herz erfüllte, mußte ſie nöthigen, ſie zurückzuſtoßen.

Ohnehin fühlte Eliſabeth eine Abneigung gegen die Alte. Ihr feines, religiöſes Gefühl in gleichem Maße, wie ihre ſtreng ſitt-

lichen Grundsätze verwarfen das gottlose Treiben Ursula's. Wenn sie es nicht als Betrug erkannte, so erkannte sie es als eine teuflische Kunst und stimmte in diesem Punkte wesentlich mit Pankraz überein, obwohl sie es nicht aussprach, um nicht den Zorn des Junggesellen noch mehr zu reizen. Ursula ahnete das wohl, aber dies minderte ihre Liebe zu Elisabeth nicht, die wirklich eine wahre Affenliebe war. Wenn es sie auch schmerzte, daß das „Kind" sie so zurückstieß, so hob das doch die Liebe nicht auf, die so tief im alten Herzen saß und die neue Nahrung in dem Mitgefühle fand, welches Elisabeth für die Katzen hegte, im völligen Widerspruche gegen ihren Freund Pankrazius Sulzbacher.

Heute war Ursula's Unmuth mächtig. Auch ihr Essen blieb fast unberührt, und sie gab ihm auch Worte, wie es in der Regel Personen thun, die allein zu leben pflegen.

Meinst du, sagte sie pfiffig lächelnd, ich sähe dir nicht in die Karten? O, der Joseph sitzt dir im Herzen und kommt nicht wieder heraus; aber es ist der Mädchenstolz und Pimpelei zugleich — es soll's Niemand wissen. Pah, als ob's nicht alle Welt wüßte! Ich soll nichts mit beitragen? Ja, lauf' du! Ich thue es doch und setze meinen Kopf dran, ich thue's. Daß der alte Gilzer, der Filz, der Wucherer, seine Emmerenz dem Joseph aufhängen will, weiß ich wohl, aber der verrechnet sich, oder ich hieße nicht Ursula und müßte nicht wissen, was zu thun sei. Könnt' ich nur den Conrad wegbringen! Die junge Pfaffin ist auch in ihn verliebt. Nun, ich nehm's ihr nicht übel. Er ist eine Pracht von einem Menschen, und Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie ist eine Schiffers-wittwe, hat einen Ankernachen und fährt Molina's Wein nach Köln, ist eine runde, junge, hübsche Frau und eine glatte Wittwe ohne Kinder. Nun ist Lise meine gute Freundin, wer weiß? Ich will das Meine thun! Vielleicht stell' ich dem Conrad ein Füßchen!

Ein leises Klopfen störte sie. Schnell öffnete sie die verschlossene Thür und — Emmerenzia Gilzer schlüpfte rasch herein, von Ursula mit vielen Knixen begrüßt.

Das erröthende Mädchen sagte: „Ich komme um die Mittagsstunde, wo alle Leute zu Hause sind; da wird man am wenigsten bemerkt.“

Ursula betrachtete das Mädchen. Es war eine kleine, runde, volle Gestalt, von ebenmäßigem Bau und blühender Gesundheit. Ein schwarzes Auge glühte von innerem Feuer. Das apfelrunde Gesichtchen lachte von innerer Heiterkeit und die Gluth der Wangen war jetzt durch jene Erregung erhöht, die eben sowohl ein Kind der Scham war vor dem, was sie hier wollte, als der Sehnsucht, über Dinge einige Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz eben in ungewöhnlichem Grade beschäftigten. Sie war eitel und gefallsüchtig, und das Bedürfniß zu lieben, war in ihr recht lebendig.

Aha, dachte Ursula, als sie so mit ihrem Einaug' das Mädchen fixirte, da brennt's im Herzen und die Zwei, die sie im Auge hat, ringen um die Macht und Herrschaft in ihr. Sollte Joseph? — Doch nein! Feuillade muß es sein.

„Wollt auch gewiß 'mal so ein Bischen hinter den Vorhang der Zukunft blicken, Jüngferchen?“ sagte sie und der zahnlose Mund verzog sich zu einer zuckersüßen Spitze. „Ja, ja,“ fuhr sie fort, „wer so das Geriſſe hat, wie Ihr, weiß am Ende nicht, wohin er sich wenden soll. Der Offizier, wie heißt er doch? — Aha, der Marquis de la Feuillade läuft sich die Beine ab, und wie ich höre, der junge Molina weiß auch die Perlen zu finden?“

Emmerenzia lächelte; aber als Ursula Joseph's Namen nannte, wollte ein Seufzer sich herausdrängen aus der Brust, den das Mädchen jedoch unterdrückte.

„Planetchenstellen oder Kartschlagen?“ — fragte Ursula.

„Kartschlagen!“ lispelte das Mädchen, und sah ängstlich nach Thür und Fenster.

Ursula bemerkte es. „Seid ruhig,“ sagte sie, „ich schließe die Thür ab, und die Sonnenstrahlen geben uns Licht genug, auch wenn der Vorhang vor das Fenster gezogen ist.“

Schnell räumte sie ihr Eßgeräthe vom Tische weg, schob der Jungfrau einen Stuhl hin und holte die Karten, die sie sorg-

fältig miſchte. Man ſah es ihnen an, daß ſie ſtark im Gebrauche waren.

Nach einigemaligem Miſchen legte die Alte die Karten in einen Kreis, der ſich, nach ſeinem Mittelpunkte immer engere Kreiſe bildend, ſo weit verengte, daß zuletzt nur Raum für eine Karte blieb.

Emmerenzia's Augen waren mit einer Aufmerkſamkeit der fingerfixen Thätigkeit Urſula's gefolgt, die es über allen Zweifel erhob, daß ſie aus voller Seele an die völlige Untrüglichkeit des Orakels glaubte, das ſie zu befragen gekommen war.

Urſula ſetzte eine in Horn gefaßte Klammbrille auf die ſcharfgebogene Naſe und begann das farbige Rund vor ihr zu muſtern.

„Herzenskindchen," flüſterte ſie, „habt Ihr Raum für Zwei in Eurem Herzen? — Seht nur, da liegt Herzbub und Eckſteinbub, und dazwiſchen Herzaß und drüben Herzdame. Kann's klarer ſein? Ihr müßt Zwei lieben!"

Das Mädchen wurde glühend roth.

„Seht, der Herzbub hat einen Säbel, das iſt der Feuillade, und der liegt rechts. Meiner Treu, Ihr habt ihn lieber als den Joſeph Molina, denn der iſt der Eckſteinbub und liegt links."

Emmerenzia wiſchte ſich mit dem Taſchentüchlein über die Stirne. „Es iſt ein ſchöner Mann," fuhr Urſula fort, „und — er hat ernſte Abſichten, denn ſeht nur, fünf Herzblätter liegen bei ihm; aber bei dem Herzkönig liegt Kreuzaß. Verſteht Ihr das?"

Emmerenzia ſchüttelte den Kopf.

„Nun, das heißt, Euer Vater will's nicht haben."

Emmerenzia nickte leiſe.

„Aber zu dem Joſeph neigt er — ſeht nur ſelbſt."

Auch jetzt nickte das Mädchen bejahend.

„Seh' ich aber recht, ſo zieht Joſeph ſonſtwo hin!" —

Emmerenzia riß die Augen weit auf und ſtarrte in die Karten.

„Ihr habt eine Nebenbuhlerin. Sie iſt ſchön, ſehr ſchön, aber arm. Kennt Ihr ſie?"

„Eliſabeth," flüſterte halblaut das Mädchen.

„Welche Eliſabeth?" fragte Urſula, als ob ſie nichts wüßte.

„Nun,“ ſagte das Mädchen ſtockend, „die drüben!“

„Pah!“ rief Urſula aus. „Arm, wie Hiob! Nein, die nimmt er nicht. Er müßte ja keinen Tropfen väterlichen Bluts in ſich haben, wenn er dazu Luſt hätte. Glaub's nicht. Aber laßt ihn laufen! Lieber einen Hecht, als einen Weißfiſch, ſagen die Schiffer. Der Franzoſe iſt ein Marquis. Er bringt Euch, wenn der Krieg zu Ende iſt, an den Hof von Frankreich. Gewiß wäret Ihr ſeine Zierde.“

Emmerenzien ſchmeichelte dieſe plumpe Aeußerung. Sie war eitel und hochmüthig, und von den rieſiggroßen Vorzügen ihrer kleinen Perſon überzeugt. Alles gefiel ihr an ihr ſelbſt; nur die Größe, die Größe! Sie trug zwar halb handhohe, rothe Abſätze an ihren Schuhen, aber das trug doch nur wenig aus. War ſie in Geſellſchaft Anderer, ſo ſuchte ſie durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, der ſie ſonſt durch ihre Kleinheit zu entgehen fürchtete. Daß nun die beglaubigte Wahrſagerin ihr ſo Großes verhieß, das bezauberte ſie und ließ für's Erſte den Marquis vor Joſeph den Vorrang erlangen.

Während Emmerenzia noch in ihren ſüßeſten Träumen ſchwelgte, und ihr beſchränkter Geiſt es verſuchte, ſeine Grenzen zu überfliegen und ſich den Hof Ludwig's des Vierzehnten auszumalen, den der frivole Marquis de la Feuillade ihr mit den glühendſten Farben und üppigſten Bildern vorgemalt, zog Urſula mit ihren langfingrigen Händen die Karten in einen Knäuel zuſammen, den ſie raſch ordnete und ſodann miſchte.

„Schöne Ausſichten, meiner Six, ſchöne Ausſichten für Euch,“ ſchwatzte ſie; „wozu aber Euer Reichthum Euch vollkommen berechtigt. Nun laßt uns aber den zweiten Kreis legen, zuletzt im Quadrat, denn drei Mal darf es geſchehen, weil aller guten Dinge drei ſind.“

Sie legte die Karten wieder in gleicher Weiſe, und als die letzte Karte, mitten in den Kreis gelegt, Herzdame war, ſchlug Urſula die Hände zuſammen, und ſtand eine Weile ſtumm da, wie es ſchien, von der Macht des Eindrucks überwältigt.

Emmerenzia sah ihr fragend in das blinzende Einaug'. Als sie immer nicht sprach, sagte sie bittend und ängstlich:

„Warum schweigt Ihr doch? Es quält mich Euer Schweigen. Redet doch, ich bitte Euch!“ sagte sie zu Ursula.

„Laßt mich zu mir selber kommen,“ versetzte Ursula; „denn Etwas der Art ist mir niemals vorgekommen. Die Herzdame im Mittelpunkt! Ihr seid ein Kind des Glückes. Wiederum liegt er Euch nahe; wiederum seid Ihr von Königen umgeben.“

„Joseph liegt oben im Kreise bei der Schippendame, bei Eurer Nebenbuhlerin, die er — lieber hat als Euch.“ —

Emmerenzia biß sich in die Lippen. Daß er, auch wenn er ihr Gatte nicht werden sollte, die Betteldirne, wie sie die reizende Elisabeth zu nennen für gut fand, lieben sollte, mehr als sie, das regte ihren Neid auf's neue an. Sie haßte Elisabeth, weil sie schöner war als sie. Jetzt sollte sie ihr ein Jünglingsherz entreißen, für das sie allerdings einige Neigung fühlte, dies war denn doch mehr, als sie ertragen konnte.

„Halt!“ rief Ursula plötzlich, die den schlimmen Eindruck verwischen wollte, weil sie fürchtete, die Gabe möchte sich verringern.

„Halt! Kreuzaß liegt zwischen ihm und ihr. Das Kreuz, ihre Armuth, ist ein Hinderniß ihrer Verbindung.“

Emmerenzia athmete freier.

Ursula strich die Karten zusammen, mischte sie wieder und legte sie nun mit tiefem Ernste ins Viereck.

„So!“ sprach sie, als ob ein schweres Werk erledigt sei; „nun wollen wir forschen!“

„Es ist verwunderlich,“ hob sie nach einem langen Hineinstarren in die Karten an, „wie sich das Alles so macht. Er hat sie verlassen und liegt zu Euren Füßen. Aber Eure Nebenbuhlerin zieht ihn mit starken Fäden immer noch zu sich hin.“

„Wie Dem auch sei, Ihr feiert eine fröhliche Hochzeit, aber mit welchem von Beiden, die um Euch buhlen, vermag ich nicht zu sagen.“

Emmerenzia war sehr ernst geworden.

„Legt sie noch ein Mal," bat sie.

„Das geht nicht, Herzenskind, das geht nicht; aber verlaßt Euch darauf, ich stelle Euch das Planetchen. Das trifft's."

In diesem Augenblicke klopfte es an ihre Thür.

Emmerenzia fuhr erschrocken empor; Ursula faßte sie an der Hand und zog sie in das Stübchen, dann erst öffnete sie die Thüre mit großer Vorsicht.

Als Ursula öffnete, trat Frau Pfaff herein. Es war eine Frau von etwa acht und zwanzig Jahren. Ihr Aussehen war blühend, ihre Gestalt voll und rund und Jedermann mußte sie eine hübsche Frau nennen.

„Ei Gott grüß' dich, Lieschen," sagte Ursula. „Wär' ich ein Bursche, dich müßt' ich freien, du bist so herzig, daß ich dich küssen möchte. Ist denn der Conrad stockblind, daß er deine Reize nicht sieht?" —

Frau Pfaff seufzte. „Habt Ihr mir das Planetchen gestellt? Das Tränklein hat er getrunken, aber ich merke keinen Erfolg," sagte sie fast traurig.

„Wie hast du's ihm denn beigebracht?" fragte Ursula.

„Seine Mauerthüre war auf," versetzte Liese Pfaff, „da schlich ich hinab und goß es in ein Biersüpplein, das er sich zum Morgenimbiß bereitet."

„Hat er's auch gegessen?"

„Freilich; Ihr wißt, mein Seitenfensterlein geht grade auf seine Stube. Ich sah ihm zu. Es schmeckte ihm gut."

„O so sei ohne Sorgen!" sagte Ursula. „Bei dem Einen wirkt's schnell, bei dem Andern langsam; aber es wirkt. Das ist außer Zweifel. Das Planetchen hab' ich dir auch gestellt. Besser hat's nie eines Menschen Wünschen zugeneigt. Du wirst seine Frau; aber Lieschen, du mußt das Deine thun. Sei ihm freundlich. Zeige dich ihm recht ergeben. Biet' ihm deinen Ankernachen zur Fahrt nach Köln an. Kurz, versäume nichts, was ihn an dich ziehen kann. Nun aber geh', Liebe. Ich habe heute noch viel zu thun."

STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Frau Pfaff nickte freundlich, drückte ein Geldstück vom Werthe einiger Albus in ihre Hand und schied leuchtenden Antlitzes.

„Kommt heraus!“ sagte Ursula zu Emmerenzia, als sie die Thüre des Kämmerleins öffnete. Es war ihr höchst unlieb, daß eine Fremde in dies geheimnißvolle Gemach getreten war. Doch auch jetzt klopfte es wieder. Emmerenzia prallte zurück und Ursula schloß zum zweiten Male die Kammerthüre.

Dies Mal trat die Magd des alten Molina, des Saalschultheißen, herein.

„Was bringst du, Annemarie?“ fragte freundlich die Prophetin.

„Ach,“ sagte das Mädchen, „nicht viel. Mein alter Herr möchte Euch gerne sprechen, und ich hab' da auf der Hand eine abscheuliche Warze, die sollt Ihr mir vertreiben. Mein Schatz guckt immer darauf. Sie gefällt ihm nicht!“ —

„Gleich, gleich!“ rief Ursula geschäftig; griff nach des Mädchens Hand, bestrich die Warze und flüsterte jedes Mal etwas halblaut dazu. Darauf sagte sie: „Geh' heim, mein Kind. Grüße deinen Herrn und sag' ihm, ich käme. In acht Tagen bist du die Warze los. Verlaß dich unbedingt drauf. Kannst's deinem Schatze sagen.“

„Was kostet's denn?“ fragte das Mädchen.

„Nichts, Kind, nichts; aber wenn du einer alten armen Jungfer ein paar Weißpfennige schenken willst, so verdienst du dir einen Stuhl im Himmel. Siehst du, man darf Sympathie nicht für Geld anwenden, aber Etwas geschenkt darf ich schon nehmen.“

Das Mädchen gab, was sie gefordert und ging. Jetzt öffnete Emmerenzia hastig die Thür.

„Ursula,“ sagte sie, „mir ist's klar geworden. Mit dem Franzosen, fürcht' ich, ist's nichts. Ich will das Sichere für das Ungewisse nehmen. Wirke, daß Joseph mein Mann wird. Jetzt gehst du zum Alten. Da darfst du nur ein Wörtlein reden, so ist's von Erfolg.“ Sie drückte Ursula ein großes Geldstück in die Hand und war blitzschnell verschwunden.

„Wie doch das Zweifelhafte lockt!“ ſagte die Kartenprophetin. „Wart' ein Bischen, Emmerenz, wart' ein Bischen! Ich denke, du gibſt mir noch manchen Florenzer Gulden, ehe du Frau Molina biſt! Was nur der alte Sünder wollen mag?“ ſagte ſie, und eine teufliſche Freude blitzte aus dem unheimlichen Einauge.

Sie ordnete ihre Kleidung und ging.

Drüben im freundlichen Stübchen der Frau Dreis war es auch ſo ſtille hergegangen, daß man den Holzwurm im Getäfel arbeiten hören konnte. Mutter und Kind hatten Schweres auf dem Herzen. Das einfache Mahl hatte nicht gemundet und es mochte weder Mutter noch Kind fragen: Warum ſchmeckt dir's nicht?

Endlich räumte das liebliche Mädchen ab, ſetzte ſich an das Kleid, welches ihre kunſtgeübte Hand für eine reiche Bürgersfrau arbeitete. Die Mutter ſaß im alten damaſtenen Lehnſtuhl und drehte den feinen Faden an ihrer Kunkel.

Nach einiger Zeit hob ſie an: „Kind, ich glaube, daß es an der Zeit iſt, mit dir von Dingen zu reden, die ich dir bis jetzt verſchwieg. Du haſt heute früh mit Joſeph Molina geredet, und ich ſehe, daß Ihr noch nicht von einander laſſet, wie wenig es auch möglich iſt, daß Ihr je das Ziel der Wünſche erreicht, das der unerfahrnen Jugend ſo nahe, dem Auge des Alters ſo unendlich ferne liegt. Die Kluft aber, die dich von ihm trennt, kennſt du nicht. Es iſt nicht allein deine Armuth und ſein Reichthum, deine Niedrigkeit und ſein hoher Stand, nicht allein die Rückſicht, daß du zu einer Liebelei zu gut und innerlich zu edel biſt, es iſt etwas Anderes. Sei aufmerkſam, mein Kind, du ſollſt zum erſten Mal in das leidenvolle Leben deiner armen Mutter blicken. Möge es dir ein Spiegel ſein, deiner eigenen Erfahrung unbekannt bleiben!“

Eliſabeth war die Nadel entſunken. Sie hatte anfänglich ihr erröthendes Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Jetzt war es zum Schooße herabgeſunken und ruhte in ihren Händen auf den Knieen, die ein kleiner Schemel ihm näher brachte. Ihr leiſes Schluchzen verrieth der Mutter die Bewegung ihrer Seele, aber ſie that, als ſähe, als höre ſie das nicht und fuhr fort:

„Als ich ſo alt war, wie du jetzt,“ fuhr Frau Dreis fort, „ſtarb der alte Saalſchultheiß Rima, und der Kurfürſt von Köln ſetzte einen andern ein. Es war ein junger Mann, ſchön, gefällig, von gewinnender Sitte und Art, der Sohn eines jener reichen Italiener, die ſeit vielen Jahrhunderten am Rheine den Handel in ihrer Hand hatten, und die man „Gewertſchen“ oder Lombarden hieß. Mit Einem Worte: Es war der Mann, der noch heute das Amt bekleidet, der Molina.

„Mädchen ſind Mädchen, Eliſabeth, damals, wie heute. Wir ſprachen von Nichts, als von dem ſchönen, reichen Saalſchultheißen Molina, und bedauerten nichts mehr, als daß er katholiſch ſei. Mein Herz blieb dabei am ruhigſten; denn ich war deinem Vater gut und dein Großvater war ihm geneigt, zumal er ein Gerber war und dein Großvater keinen Sohn hatte, der das Geſchäft fortreiben konnte. Ich war ſein einziges Kind und mir zu Liebe war er zu keiner zweiten Ehe geſchritten, obwohl ich erſt drei Jahre damals alt und er ein junger Mann war. Hunderte hätten nicht gehandelt, wie er.

„Mir wär's im Traume nicht eingefallen, daß der junge Molina ſein Auge auf mich werfen könne; aber es geſchah, und je weniger ich es beachtete und zu beachten Luſt hatte, deſto heftiger wuchs ſeine Leidenſchaft. Wo ich war, da war er auch. Ueberall und über alle Maßen zeichnete er mich aus, ſprach, tanzte nur mit mir, hatte nur Augen für mich. Die Mädchen nannten mich im Scherze, durch den der Neid hindurchblickte, „Frau Saalſchultheißin.“

„Soll ich es aber in Wahrheit geſtehen, der Menſch war mir unausſprechlich zuwider. Es war Alles an ihm ſo heftig, ſo leidenſchaftlich, daß es mir unheimlich wurde, wenn er ſich mir nahete.

„Deinen guten Vater ſcheuchte die Bewerbung des Mannes, der Alles in der Stadt vermochte, zurück. Ich las das Leid in ſeinen Zügen. Einen beſſern Menſchen, ein treueres Gemüth, als ihn, gibt's nicht mehr auf Erden.

„Was mich aber noch mehr gegen den Lombarden einnahm, das war ſein lauerndes, tückiſches, feindſeliges, mit Einem Worte ſein ächt wälſches Weſen. Er hatte für Jeden ein freundliches Geſicht, aber im Herzen ſtand's anders, und wer ihn beleidigte, der hatte einen ewigen Feind an ihm. Deinen Vater, obwohl ein ehrbarer Bürgersſohn, behandelte er wie einen Knecht, wenn er ihm irgendwo nahe kam.

„Glaubſt du wohl, daß dein Großvater die Bewerbungen des Saalſchultheißen gerne ſah? Daß er eine Heirath zwiſchen ihm und mir wünſchte, obwohl er als ächter Reformirter es ſonſt nicht billigen konnte, wenn Mann und Frau nicht Eines Glaubens waren und er den Katholiken abgeneigt war, weil er ihren Druck unter der Macht Spinola's reichlich erduldet hatte?

„Meine Art, mich gegen Molina zu gehaben, war kalt, höflich und nichts weiter. Dennoch warb er bei dem Vater, und ich — erklärte, daß Niemand, als Georg Dreis mein Gatte werden würde. Was früher deinen Großvater glücklich würde gemacht haben, das ſchmerzte ihn jetzt tief; allein er war zu gut, mich zu zwingen. So erhielt Molina einen Korb und Georg Dreis wurde mein glücklicher Gatte.

„Die Leute konnten mich nicht begreifen. Ich begriff wohl, was ich that. Das glänzende Glück iſt ſelten das rechte, dauernde. Sie ſagten: Du haſt das Glück von dir geſtoßen! Ich ſagte: Ich habe es gewonnen, und es war ſo.

„Aber Molina war außer ſich. Das hatte er nicht vermuthet. Er war ſeines Zieles zu gewiß; daher traf ihn das Mißlingen wie ein Donnerſchlag.

„Er verreiſte einige Zeit in ſeine Vaterſtadt, Köln, und kam mit einer jungen Frau wieder. Sie war eine gute Seele, wie man hörte; aber kränklich und ſchwächlich. Im Wochenbette mit ihrem erſten Sohne ſtarb ſie. Molina hielt Haus mit Urſula, und die Welt redete Arges von ihm und ihr. Gegen uns war er ſehr freundlich. Manchmal aber begegnete ich einem Blick, aus dem ein Teufel ſprach. Dein guter Vater glaubte mir nicht, wenn ich ihn

vor Molina's Freundlichkeit warnte. Ich wußte beſſer, wie es ſtand, als er es wußte. —

„Dein Großvater hatte das Zeitliche geſegnet. Wir waren reich, meine Eliſabeth. Die ſchönſte Gerberei des „Holzmarktes" war unſer, die jetzt der alte Lang beſitzt. In unſerm Getüche und Schreinwerk ſteckte ein Reichthum alleine ſchon.

„Da kamen die Franzoſen. Ach, Kind, das war eine Zeit, die ich nie vergeſſe. Du warſt noch nicht auf der Welt. Jedermann barg ſeine Habe, ſein Getüche, ſein Silber, ſein Geld. Wir hatten in unſerm Hauſe kein heimliches Gemach; aber im „Saale" waren Räume genug zum Verbergen. Molina nahm Anderer Gut auf, uns ſchlug er's rund ab, das Unſere zu verbergen. Er war ein Wucherer geworden, trieb Handel mit dem „Feuerwein der Thäler" und ſein Reichthum wuchs, weil dieſer Wein berühmt, beliebt und ſehr geſucht war.

„Die Franzoſen nahmen die Stadt ein. Alles wurde geplündert, nur „der Saal" nicht, weil er kölniſch war. Ach, mein theures Kind, alles fertige Leder ſchleppten ſie uns fort, weil Molina uns angeſchwärzt hatte; Alles, was mitzunehmen war, raubten ſie.

„Ich mußte flüchtig werden, und fand in der Mühle zu Nauheim eine Zufluchtſtätte. Deinen armen Vater ſchleppten ſie in den „Saal" und folterten ihn, daß er ſage, wo ſein Geld, Gold und Silber liege, und Molina gab die entſetzlichen Geräthe der Folterkammer dazu her. In der Höllenqual der Schmerzen ſagte er ihnen die Ledergrube, in der es lag, ſagte ihnen, wo unſer Getüche lag, um nur das Leben zu retten. Alles wurde geraubt, Alles. —

„Als ich wieder kam, fand ich ein leeres Haus. Was ſie nicht rauben konnten, war zertrümmert, und was das Schrecklichſte war, deinen Vater fand ich mit entzündeten Gliedern, lahm am ganzen Leibe durch die entſetzlichen Folterqualen. Noch vier Wochen litt er alle Schmerzen, die zu denken ſind — dann ſtarb er und — am Tage ſeines Begräbniſſes wurdeſt du geboren.

„Was ſollte ich thun? An ein Fortführen oder beſſer an ein

Wiederanfangen des Geschäftes war nicht mehr zu denken. Ich verkaufte es um ein Spottgeld und kaufte ein Häuschen, das hinter dem „Saale" steht, wo das Schlupfgäßchen nach dem Markte führt. Es zehrte den Rest Dessen auf, was ich erlöst, nachdem ich mir wieder ein Bett angeschafft und die unentbehrlichste Leinwand und Kleidung."

„Denke dir meine Lage! Nur du, du allein hieltest mich am Leben. In deinem Lächeln vergaß ich meinen Jammer, für dich zu leben, war ja mein heiligster Beruf. Noch eine Rettung hatte ich. Dein Vater hatte Molina tausend Florenzer Gulden geliehen; aber in seiner Treuherzigkeit und Arglosigkeit ohne Pfand, ohne Verschreibung. Damit konnte ich bei treuem Fleiße weithin meine Tage fristen.

„Ehe ich jedoch es forderte, ereignete sich Etwas, woran ich nie gedacht hätte. Molina suchte mich auf; tröstete mich; versprach mir seinen Beistand. Ach, wie blutete mein Herz, als ich den vor mir sah mit heuchlerischer Theilnahme, der an deines Vaters Tod schuld war. Auf dem Todesbette hatte er mir's ja erst gesagt, mit welcher teuflischen Freude er an der Marterbank gestanden und zu den Franzosen gesagt hatte: „Schraubt fester! Noch fester! Er muß bekennen! Und stirbt er, so ist's ja nur ein Ketzer!" Er hatte mir's gestanden, daß er triumphirend ihm zugerufen: „Ha, nun ist meine Rache gesättigt, daß du mir das Weib genommen, an dem meine Seele hing. Du stirbst und sie ist elend!" —

Elisabeth schauderte zusammen und wurde bleich wie eine Leiche. Ihre Thränen rieselten noch, aber sie fühlte es nicht. Ihre Hände waren in einander gepreßt, daß alles Blut zurückwich. Ihr starrer Blick ruhte auf den Lippen der Mutter, die so Gräßliches ausgesprochen.

„Nach einigen Tagen," fuhr die Mutter fort, kam er wieder und — denke dir das Entsetzliche! Er warb um meine Hand! —

„Was ich damals geredet, Kind, ich weiß es nicht, aber es müssen Worte gewesen sein wie Dolchstöße; Worte, wie die Donner des Himmels; Worte, wie der Richterspruch des jüngsten Tages —

denn er wankte todtenbleich hinweg, vernichtet, zerſchmettert, und ich, o ich habe mich ſtark gefühlt, mein ſchweres Loos zu tragen, ſtark in dem Herrn und in der Macht ſeiner Stärke.

„Aber ſeiner Verworfenheit Boden habe ich doch noch nicht gekannt. Als ich ihm nach einiger Zeit unſer Darlehen fordern ließ, da hat er's abgeläugnet, und als ich ihn vor den „Thälerrath" laden ließ — da hat er's abgeſchworen!" —

Eliſabeth ſtieß einen Schrei aus, der herzzerſchneidend war. Nur ſo konnte ihre Seele leichter werden, nur ſo wich der Krampf, der ihr die Luft entzog.

Die Mutter ſprang auf und eilte ihr zu Hülfe. Sie wehrte ſie ab.

„Laßt, laßt," ſagte ſie; „es iſt vorüber. Fahrt fort, Mutter! Endet! Heute muß ich Alles hören. Wozu es erſparen auf ein andermal?"

Nicht ohne tiefes Weh betrachtete die Mutter ihr ſchönes Kind. Ihr Anblick war ſo rührend, ſo ergreifend. In dieſen Zügen las man ein verlornes Lebensglück. Die Mutter mußte ſich ſammeln, und erſt nach einer Weile, die ſie in faſt lautem Weinen zugebracht, konnte ſie das Wort wieder nehmen.

„Hätt' ich damals das Häuschen verkaufen können, wie gerne wäre ich aus der Nähe des Mannes gewichen, der mein Glück mit teufliſchem Herzen zertreten hatte. Ich blieb wohnen; aber ich wäre allein in dem Häuschen vor Furcht vor dem Schrecklichen geſtorben. Pankraz war bis zu dieſem Zeitpunkt in ſeinen Dienſten geweſen. Er wußte um das Darlehen, und als Molina geſchworen, er habe es zurück bezahlt, da ſagte er zu ihm: „Herr, heute habt Ihr Eure Seele dem Teufel verſchworen, ich bleibe nicht mehr bei Euch!"

„Ich nahm damals den noch nicht ſehr alten, aber kränklichen Mann in mein Haus auf. Er hat getreulich mir beigeſtanden; er hat dich auf ſeinen Armen getragen, daß ich arbeiten konnte, und da der kleine Joſeph den alten Diener auch lieb hatte, wuchſet ihr ſo mit einander auf.

„Was kann das arme, mutterloſe Kind für des Vaters Ver-

brechen und Schuld?“ ſagte er. Ich dachte eben ſo — aber ich dachte nicht daran, daß daraus neuer Jammer hervorgehen ſollte.“

Eliſabeth preßte ihre Hand gegen das Herz, als wolle ſie es vor dem Zerſpringen wahren.

„Ihr wuchſet auf mit einander und — Eliſabeth, laß es mich ausſprechen, denn ich war ja heute Zeuge deiner Unterredung mit ihm, ohne daß du es ahnteſt, ihr liebt euch. Obgleich du heute thateſt, wie ein ehrbares Mädchen thun muß, ſo ſprach ſich doch in jedem deiner Worte die Liebe zu ihm aus.

„Kannſt du die Kluft überſchreiten, die zwiſchen dir und dem Sohne des Mörders deines Vaters gähnt? Kannſt du je vergeſſen, was du heute hörteſt?

„Zwar er iſt ſchuldlos — aber er iſt ſein Sohn!“ —

Eliſabeth ſprang auf und fiel vor der Mutter auf die Kniee, barg ihr Angeſicht in ihren Schooß und weinte, weinte lange in dieſer Stellung.

Die Mutter faltete ihre Hände über ihrem Haupt und betete laut und innig: „O, Herr, mach' es ihr leicht! O Herr, hilf' und ſegne ſie!“ — Und auch ihre Thränen rannen auf des Kindes theures Haupt herab.

Nach langer Zeit richtete ſich Eliſabeth auf. Ihr Antlitz war bleich; aber ihre Züge ſprachen innere Ruhe aus und die Entſchiedenheit eines gewonnenen Entſchluſſes.

„Nun bin ich allein dein!“ ſagte ſie, der Mutter Mund küſſend. „Es iſt vorüber! Dank dir, gute Mutter, daß du den Vorhang wegzogſt vor dem entſetzlichen Bilde. Du haſt mich gerettet vom Verderben!“

„Und wirſt du mit ihm reden heute Abend?“ fragte die Mutter mit bebender Stimme. —

„Ja,“ ſagte Eliſabeth, „ja, ich muß;“ und die Mutter ſagte: „So thue es in Gottes heiligem Namen, aber ſchone ſein Gefühl, es iſt ſein Vater.“

Eliſabeth drückte ſchweigend ihre Hand und ging in das Kämmerlein.

IV.

Wenn Waſſer wird Feuer,
Und Feuer wird Eis —
Dann höret der Haß auf,
Der glühet ſo heiß.
Volkslied.

Der „Saal“ war ein eigenthümliches, uraltes Gebäude. Einſt, als die „Thäler“ noch kölniſch waren (und „Thäler“ nannte man von uralten Zeiten bis heute die Orte Bacharach, Steeg, Oberdilbach, Manubach und die dazu gehörenden Weiler, Höfe und Mühlen, oder mit andern Worten, die Zubehör der Burgen Stahleck, Fürſtenberg und Stahlberg), erbaute es ein Erzbiſchof, deſſen Namen jedoch keine Urkunde überliefert hat. Es war das Lehenhofgebäude, die Vehme oder das Gerichtshaus, das Rathhaus, darin der „Vierthälerrath“ tagte, das Landgefängniß (daher „Kummerhof,“ genannt), das Zehntgebäude, der Sitz des Saalſchultheißen. In ſeinem Erdgeſchoſſe waren mächtige Bogenhallen. Hier war das Kaufhaus, wo die berühmten „Weingabelungen“ gehalten wurden. Mächtige Verließe und Keller bildeten ſeinen Unterbau. Breite Steintreppen führten zum zweiten und dritten Geſchoß. Weite Säle befanden ſich dort zu den bereits angegebenen Zwecken. Im dritten Geſchoſſe waren die Wohnungsräume des Saalſchultheißen.

Das Gebäude bildete ein großes Viereck aus ſtarken Mauern. Gegen die Straße war in früherer Zeit ein weiter Balkon, wo der Stab gebrochen wurde, wenn Saalſchultheiß und Rath den Blutbann gehegt. Oben gingen die Mauern in Zinnen aus, hinter welchen das Schieferdach ſich erhob, das man jedoch von unten nicht ſehen konnte.

Nachdem das Gebiet der vier Thäler als Kölniſches Lehen an die Pfalzgrafen übergegangen war, blieb der Saal Kölniſch, und, die Herrenrechte zu üben, wohnte allzeit der Saalſchultheiß darin, wenn auch die Zeit Vieles geändert hatte. Erſt im Jahre 1810

fiel das stolze Gebäude unter der Vandalenfaust der Franzosen und der Platz ist frei geblieben.

Es war Mittags etwa zwei Uhr, als mit gewaltigen Schritten Ursula Kreuzhöfer die Fleischgasse herauf kam. Sie trug ein Körbchen an ihrem linken Arm und war außergewöhnlich gut gekleidet. Ihr Gesicht war ernst, und das unstäte Auge sah in jeden Winkel. Sie schritt quer über die Gasse und verschwand in dem Bogenthore des Saales.

„Habt Ihr die alte Kreuzspinne in den Saal gehen sehen?“ fragten sich die Leute am Markte. „Was mag die drin wollen? Ist sie doch seit fünfzehn Jahren mit ihrem lieben Herrn verfallen?“

„Alte Liebe rostet nicht!“ sagte eine Obstverkäuferin.

„Nicht doch,“ sagte eine Wäscherin: „der alte Spitzbube da droben wird sich die Karte schlagen lassen, ob er noch Hoffnung hat, der Gemahl der armen Frau Dreis zu werden, die er so lange verfolgt hat, bis sie im Gotteshäuschen Frieden fand.“

„Ah, was,“ sagte ein Weinschröter, der auch dabei stand, „er wird sich das „Planetchen“ stellen lassen, wann er sterben muß, damit er die Leute noch wacker quälen kann, ehedenn er ein schöner Engel im Himmel wird.

„Alles falsch!“ sagte ein verdorbener Schneider, „er will bloß herausfinden, wo sein Josephchen seine alten Goldgulden gegen Scheidemünze umsetzt. Der Narr, ich könnt's ihm besser sagen, als die alte Hexe!“

„Ihr streicht alle im Nebel,“ fiel ein Schiffer mit blaurother Nase ein, „die alte Hexe geht zum Josephchen. Ihr wißt ja, daß sie kuppeln kann und im Gotteshäuschen sitzt ein Goldhähnchen, das er fangen möchte. Die versteht's!“

„Laßt mir das Mädchen ungehechelt!“ rief in diesem Augenblicke die Stentorstimme des alten Pankraz. „Ist's nicht genug, daß sie die alte Elster da droben arm gemacht hat, soll er sie auch noch in der Leute Mund bringen, durch seinen luftigen Buben?“

„Der Pankraz hat Recht,“ fielen plötzlich Alle ein, „sie ist ein keusches, frommes Kind!“ —

Der Schiffer ging beschämt weg.

„Meiner Treu," sagte die Obstverkäuferin, dem Joseph nehm' ich's nicht übel, wenn sie ihm gefällt, denn etwas Schöneres hat die ganze, arme Pfalz nicht; aber ihr nähm's Jeder übel, wenn sie mit ihm anbände, denn er ist ein Bruder Liederlich, der's zum Aerger der Bürgerschaft mit den „Pfalzvergiftern" hält, die Gott verdamme!"

„Ja wohl," sagten Alle, die im Knäuel standen, und Pankrazius Sulzbacher ging ruhiger von dannen, als er gewesen war, da Ursula im Saale verschwand. Mochten sie da drohen aushecken, was sie wollten, an sein liebes „Kind" sollten sie ihm nicht kommen, und der alten Kupplerin wollte er ja schon auf die langen Finger sehen und zu rechter Zeit ein Füßchen stellen.

Derweile war Ursula die breiten Stiegen bis zur wohlbekannten Thüre hinaufgeschritten. In ihr wallte es mächtig. Die Erinnerungen früherer Tage wurden wach, wo sie hier allein geherrscht, und die schnöde Art ihrer Entfernung aus diesem Regimente kam wieder lebendig in ihr Andenken. Es war keine freundliche Stimmung, in der sie, ohne anzuklopfen, die Klinke niederdrückte und eintrat.

Es war ein sehr geräumiges, hohes Gemach, dessen schwere Thüre Ursula rasch öffnete.

An den Wänden hingen alte Tapeten herab. Sie waren von Leder, und ehemals war, vermittels Einpressens, allerlei goldenes Laubwerk mit Vögeln darauf zu sehen gewesen, welche Verzierungen aber Alter, Staub, Oeldampf und Feuchtigkeit der Wände längst bis zur völligen Unkenntlichkeit vertilgt hatten. Hin und wieder hing ein Gemälde, in dessen dunkelm Grunde man zechende, flämische Bauern, geschlachtete Vögel und Thiere des Waldes, Blumen und Früchte oder auch wohl eine Darstellung aus der heidnischen Götterlehre erkennen mochte, deren Ueppigkeit nicht eben sehr zu Gunsten des sittlichen Gefühles des Mannes sprach, dessen Wände sie zierten.

Ein Kamin von feiner Steinmetzarbeit, welche die Belagerung

Troja's darstellte und wobei in seltsamer Laune oder völliger Zeitverwechslung der Steinmetze Troja mit Falconets und Feldschlangen von riesiger Größe beschießen ließ, nahm die hintere Wand fast ganz ein. Hohe Lehnstühle mit gepreßtem Leder überzogen, wie die Tapeten der Wände, standen wohlgeordnet umher. Ein venetianischer Spiegel hing an dem Pfeiler zwischen zwei großen mit Malereien verzierten Fenstern. Ein ungeheurer, eiförmiger Tisch befand sich in Mitten des Gemachs. Im Kamine loderte, trotz der Wärme draußen, ein großes Feuer, und vor demselben saß in einem mächtigen Polstersessel, beide dick mit Lammpelz umwickelte Füße auf einem ebenfalls gepolsterten Schemel ruhen lassend, der alte Saalschultheiß Molina.

Es war eine Gestalt von mittlerer Größe, feist und wohlgenährt. Der Kopf war kahl und glich fast einem Kapuzinerkopfe mit der Tonsura Petri. Die Wangen waren zwar etwas bleich, das Auge aber glänzte noch immer in unheimlichem Feuer und fuhr unstät umher. Die ganze Gestalt drückte etwas Aufgedunsenes, aber dabei Entnervtes aus, und nur das rubinenartige Leuchten der scharf vortretenden Nase ließ der Vermuthung Raum, als habe beim Becher der Alte seine etwaigen Kasteiungen nicht begonnen. Sah man indeß auf die Beine, so legte das heftige Zipperlein auch nicht gerade den rühmlichsten Beweis für den Gebrauch des Lebens ab.

Als der Alte Ursula erblickte, nahm sein Gesicht einen so zweideutigen Ausdruck an, daß es eben recht schwer gewesen wäre, zu enthüllen, ob Freude oder Unmuth den Vorrang habe, und, wenn Zwei das Entgegengesetzte vertheidigt hätten, so hätten am Ende Beide Gründe für ihre Behauptung finden mögen, insofern ihnen ein Blick in die Winkel dieses Herzens gestattet gewesen wäre. Das kleine, schwarze Auge blitzte die lange Gestalt an, deren letzte Reste von früherem leidlichem Ansehen die fünfzehn Jahre vertilgt hatten, die sie außer dem Hause zugebracht, das sie nun wieder ein Mal betrat, berufen von Dem, der sie damals nicht auf die glimpflichste Weise daraus entfernt.

In ihrem Auge glühte dunkles Feuer höchst unheimlich. An ihrem Geiste ging jene Zeit vorüber, wo ihre Alleinherrschaft hier geendet, nachdem sie dieselbe bis zum Aeußersten getrieben hatte, wo sie dann, wie Alles, in ihr Gegentheil umschlug.

Sie stand aufgerichtet da und blickte mit dem vollen Ausdruck eines Hasses, der sich des Augenblicks der Befriedigung freut, den Mann an, der jetzt, unfähig sich zu bewegen, ein Bild des Jammers, vor ihr saß. Ihr Mund zuckte vor innerem Drange, der Seelenstimmung vollen Ausdruck im bittern Worte zu gönnen; aber sie schwieg, der Anrede gewärtig.

Der Alte hatte sich endlich gesammelt und hob an:

„Ursula, ich habe dich rufen lassen, weil ich deiner bedarf."

„Ganz recht, ganz recht," fiel sie ihm in die Rede, „sonst hätte ich lange gut im Gotteshäuschen gesessen; aber es muß doch weit mit euch gekommen sein, daß Ihr — meiner bedürft? Meiner — Ihr wißt wohl, warum ich das nachdrücklich sage."

„Warum nicht, Ursula?" sagte, sich bemeisternd, der Alte. „Du bist so erfahren in sympathetischen Mitteln, als du weltklug bist."

„Viel Ehre!" rief sie aus. „Hätt' nicht gedacht, das von Euch zu hören."

Der Alte überhört den höhnischen Ton dieser Worte und fuhr fort: „Der Herr Gilzer hat mir gesagt, du habest dem alten Pastor von Lorch das Zipperlein mit einem Geheimmittel von Grund aus vertrieben, und" — er stockte. „Doch" — fuhr er nach einer Pause fort, „laß uns dies zuerst abthun!" Man sah, er wollte noch eines zweiten Punktes gedenken.

„Nein, nein," rief Ursula, „ich will auch das Zweite wissen, was Ihr noch zurückhaltet!"

„Laß uns dies abthun!" sagte er. „Ach, wie das sticht, zwickt, brennt und quält! Hilf mir, Ursula, ich bitte dich, und will's königlich lohnen; hilf mir nur von dieser Qual!"

„Ei, was Ihr sagt?" fuhr sie auf. „Königlich lohnen? O, ich weiß, was das bei Euch sagen will, denn Ihr seid in Geiz und

Verrath eine Judasseele. Habt Ihr denn nicht gehört, daß Sympathie nicht bezahlt werden darf? Wie dem aber sei, der fette Gilzer hat Euch belogen, ich weiß kein Mittel gegen das Zipperlein, denn das ist die Zuchtruthe für alle Sünder, wie Ihr einer seid. Je mehr es zwickt, desto besser, denn nun werden Euch die Augen aufgehen, und ich glaube, Ihr habt das Zipperlein eben so gut im Gewissen als in den Füßen. Ihr habt Euch verrechnet, schlauer Fuchs. Zappeltet Ihr drüben am pfälzischen Galgen im Niederthal und ich könnte mit einem Schnitte den Strick abschneiden — glaubt Ihr, daß ich es thäte? Habt Ihr vergessen, wie Ihr mich hinausstießet aus Eurem Hause, wie ein altes Geräthe, was man nicht mehr verwenden kann? — Nein, wenn Ihr von mir Barmherzigkeit erwartet, so irrt Ihr!"

„Weib, du bist ein Satan!" schrie der wutherfüllte Alte, in dem noch italienisches Blut kochte.

„Für Euch, ja!" sagte kalt Ursula, „und das macht mir Freude."

„Ach, Urselchen," rief er, sich herabstimmend, aus, „hab' Erbarmen mit mir!"

„Urselchen! Urselchen!" höhnte die Alte; „bin zu lang für die Abkürzung und sie ist zu kurz für mich. Der Speck reicht nicht aus, die Maus zu fangen. Hat nicht der arme Dreis in der Folterkammer auch so zu Euch gefleht? Habt Ihr ihn erhört? Nein, „besser zugedreht!" riefst Ihr den wälschen Henkersknechten zu. Wißt Ihr's noch? Ich hab's gehört mit meinen Ohren! Wollt Ihr's läugnen?"

„Weib," schrie der Alte, „was geht das dich an?" —

Er zitterte wie ein Espenlaub im Winde.

„Nun, nun," sagte Ursula mit entsetzlichem Lachen, „ich denke mir, die Erinnerung an solche Schandthat müßte unvertilgbar sein und Euch noch ganz anders zwicken, als das Zipperlein in den Beinen. Weiß kein Mittel dafür. Der Gilzer hat Euch belogen. Wollt Ihr sonst noch etwas?"

Der Alte bebte vor dem Weibe, das alle seine Thaten kannte.

Er gewann kaum den Muth, das auszusprechen, was ihn mehr quälte, als das Zipperlein, die nagende Sorge um Joseph's Verhältniß zu Elisabeth. Endlich sammelte er sich.

„Ursula," sagte er bittend, „vergiß doch, was hinter uns liegt. Ich habe gefehlt, du aber auch, sonst wärest du noch hier im Hause." —

„Da irrt Ihr," fiel ihm Ursula in die Rede. „Der Hauptfehler liegt an der Zeit, die mich alt werden ließ. Ja, ja, da liegt's. Ihr versteht mich schon. Das Bärbelchen war jung —"

„Ursula," rief der Alte, „weißt du nicht, daß deine Herrschsucht unerträglich war?"

„Gewiß weiß ich das," höhnte sie; „drum wurde Bärbelchen Herrscherin!"

Molina war außer sich. Er fand keine Handhabe, wo er die Alte fassen konnte. Er begann zu zweifeln, ob er zu seinem zweiten Punkte käme.

„Ursula," hob er endlich wieder an, „man sagt mir, du litteſt Noth. Kann ich helfen?"

„Man hat Euch belogen," entgegnete Ursula mit innerem Triumphe. „Ich habe nie besser gelebt, als jetzt, wo die reichen Mädchen, wie Emmerenzia Gilzer, fürs Kartschlagen mich reichlich lohnen, weil ihnen die Franzosen gefallen."

„Ach," fiel ihr der Alte ins Wort, „da nennst du einen mir werthen Namen. Sie wird doch nicht?" —

„Ei warum denn nicht?" fragte Ursula. „Meint Ihr, die sauberen französischen Offiziere sollten den Mädchen nicht gefallen? Die hat auch keinen Kiesel, wo Andere das Herz haben!"

„Sie soll ja die Braut meines Sohnes werden!" platzte der Alte heraus.

Ursula lächelte, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken lief.

„So," sagte sie gedehnt. „Habt Ihr Euch da nicht verrechnet?"

Der Alte sagte: „Das ist Alles geordnet zwischen Gilzer und mir."

„Da habt Ihr aber noch Jemand vergeſſen!“ verſetzte Urſula.

„Wen denn?“

„Mich! mich! Herr Molina,“ rief ſie mit gellender Stimme. „Mich habt Ihr vergeſſen; und ich will's nicht. Verſteht Ihr mich? Ich habe geſchworen, daß die Sünde, die Ihr an Frau Dreis und ihrem Engelskinde begingt, dadurch gut gemacht werden ſoll, daß Euer Sohn Joſeph ſie heirathet, ſie, das arme Kind aus dem Gotteshäuschen, und er will's auch. Was habt Ihr dagegen? Ha! ha! ha! Springt bis hinauf, wo die Wolken des Himmels gehen, trotz Euerm Zipperlein, und ſie wird doch ſein Weib. Ihr ſolltet mir's danken, daß ich Eure Sünden gut mache!“

„Danke dir's der —“ rief Molina.

„Halt! halt!“ ſagte Urſula, „ruft Euern Bundesgenoſſen nicht. Er könnte kommen vor ſeiner Zeit.“

Der Alte fuhr entſetzt empor, ſank aber unter Schmerzgeheul wieder in den Lehnſtuhl zurück.

„Urſula,“ flehte er, „ich will dir Geld geben, ſo viel du willſt, kupple nicht den Joſeph an das Bettelmädchen!“

„Wer hat des achtbarſten Bürgers Kind, das Kind eines Rathsbürgermeiſters, in das Gotteshäuschen getrieben und es zum Bettelmädchen, zur Waiſe gemacht? — O, das ſind ja ſchöne Geſchichten! Erſt den Vater morden helfen; dann das Geld abſchwören! Meiner Treu! Und dann es „Bettelmädchen“ ſchimpfen! Euch wär's eine Ehre, wenn ſie Joſeph's Frau wäre, und die Hölle in Eurem Gewiſſen würde vielleicht um Vieles milder.“

„Urſula,“ ſtöhnte er, „ſei menſchlich!“

„Waret Ihr's gegen Dreis?“ fragte ſie. „Waret Ihr's gegen mich, als Ihr mich hinausſtießet, die Genoſſin Eurer Sünden? Wart Ihr's, als ich darbte in der erſten Zeit, bis ich mir meinen Erwerb geſichert? Wart Ihr's, als ich mich nach Eurem Kinde ſehnte, an dem mein Herz hing, und Ihr verbotet's ihm, zu mir zu gehen? — Nein; er heirathet Eliſabeth, ſo wahr ich Urſula heiße, und des Kindes Anblick muß Euch alle Tage an Euere Verbrechen mahnen.“

„O du Teufel!“ rief Molina, „fort mit dir!“ Er ſchäumte vor Grimm, aber er mußte ſich verzehren in ſchmählicher Wuth. Er ſuchte nach einem Werkzeug, um es nach ihr zu ſchleudern, aber er fand keins.

„Bemüht Euch nicht,“ höhnte ſie. „Es iſt kein italieniſcher Dolch zur Hand.“

„Morgen laſſe ich dich in das tiefſte Verließ des Kummerhofes ſtecken!“ rief er, „wo du verderben ſollſt vor Hunger!“

Sie lachte laut auf. „Wo ſollte Euch der Muth herkommen?“ fragte ſie höhnend. „Ich würde ja dem Rath Euren Sündentopf aufdecken. Ich werde ihn in den Keller führen — wo — wo — vielleicht — noch Reſte ſind, die Euch verderben müſſen!“

Molina hielt beide Hände vor die Ohren, daß er nicht höre, was ſie ſagte.

„Warum wollt Ihr nicht hören, Herr Saalſchultheiß?“ fragte ſie, näher tretend. „Gebt Euer Jawort zu Joſeph's Heirath mit Eliſabeth oder ich rede! — Gebt Ihr mit Zinſen das geſtohlene Geld oder ich ſage auf dem Markt Alles, was ich weiß. Und wenn ich hängen muß am Kurpfälzer Galgen, ſo hab' ich doch die Freude, daß Ihr bei mir hängen werdet. Es iſt doch eine hübſche Sache um Geſellſchaft!“

Der alte Mann war in ſich zuſammengeſunken. Sein Auge ſah ſtarr und glaſig vor ſich hin. Sein Haar war emporgeſträubt, die Arme hingen machtlos herab.

Urſula rüttelte ihn, aber er ſchien gefühllos.

Da packte ſie ſelbſt eine hölliſche Angſt. Es war ihr, als ſähe ſie hölliſche Geiſter vor ſich, als höre ſie das ſchreckliche Gähren der verroſteten Kellerthüre, das Pfeifen der trockenen Foltergeräthe. — Von unſichtbarer Macht gepeitſcht, floh ſie aus dem Hauſe, deſſen Räume Zeugen von Entſetzlichem waren, was ſie bloß angedeutet. Sie floh die Stiege hinab, und erſt, als ſie aus dem hochgewölbten Thore der Hallen des Untergeſchoſſes trat, nahm ſie wieder ihre ganze Kraft zuſammen. Ihr Geſicht war ruhig. Um ihren Mund ſpielte ein zufriedenes Lächeln, und Niemand hätte ahnen

mögen, welcher Sturm unter dieſer glatten Oberfläche tobte, und wie es in dem Herzen ausſah, das trotz der genommenen Rache bebte bei der Erinnerung eigner Schuld.

V.

Wie iſt's ſo ſtill im Häuslein hier,
So einſam und ſo leer;
Denn Niemand theilt die Freud' mit mir,
Kommt freundlich zu mir her,
Und die ich lieb', die liebt mich nicht —
Wie? wird das Aug' mir trüb?
Laß ab, laß ab! das Herz ſchier bricht,
Es bricht in treuer Lieb' —!
Rheiniſches Volkslied.

Der Abend ſank herab auf die Fluth des Rheines, mild und freundlich, faſt wie ein Frühlingsabend. Ueber Lorch ſtieg der Vollmond herauf, aber nicht golden und klar, ſondern blutig roth, denn der Herbſtnebel ſchwebte ſchon über dem breiten Rheinthal. Es war ein Anblick, wie er am Rheine zwar nicht ſelten, aber dennoch ſtets das empfängliche Gemüth ſpannend ergreift. Ein eigenthümliches Licht lag auf den vom Abendwinde ſanft gekräuſelten Wogen, die röthlich ſchimmerten; ein eben ſo wunderſames Licht lag auf den Bergen, auf der Stadt.

Jetzt hoben die mächtigen Glocken von St. Werner und der Hauptkirche über den Strom her, getragen von ſeinen Wellen, wunderbar zu klingen an. Morgen war Sonntag.

Alles war ſonſt ſo ſtille. Nur ein Kahn glitt leiſe über die Wellen. Ein Jüngling ſaß darin und ſtrich ſanft mit dem Handruder durch die rothſchimmernde Fluth.

Jetzt, als das herrliche Geläute erſchallte, legte er das Ruder auf ſeinen Schooß, faltete ſeine Hände und betete leiſe, aber innig. Er ſaß lange ſtille da. Die Fluth trieb den Kahn gegen „die Inſel.“ Das ſtärkere Rauſchen weckte ihn. Zwei gewaltige Ruder-

ſchläge — und der Kahn hatte den Punkt wieder erreicht, von dem ihn die Fluth hinabgetrieben.

Der Jüngling blickte in das ſchäumende Element am „Altarſteine“ zurück und ſagte: Was wär's denn geweſen? — Um mich trauerte Niemand.

Und dennoch, als wäre dies Wort eine Lüge, ruderte er nun ſtärker, und bald legte er den Kahn am Ufer feſt.

Das Netz war voll Fiſche. Er öffnete ſeinen Fiſchkorb, that ſie hinein, ſchloß ab und trat, nachdem der Kahn an den ſchweren Stein mit eiſernem Ring angeſchloſſen war, ans Ufer.

Noch einmal ſah er über die Fluth. Die Nebelſchichte hatte ſich tiefer geſenkt, der Mond ſtrahlte ſilberhell und auf den Wellen zitterte ſein Schimmer wie Tauſende mattflimmernder Sterne.

Wohin denn jetzt? fragte er ſich. Ins leere Haus? — Nein! Was ſoll ich in dem leeren Stübchen mich alleine härmen? O, Eliſabeth! ſeufzte er leiſe, könnt' ich bei dir ein Stündchen koſen, wie ſelig könnte ich einſchlummern. So aber. — Ich will in den „Stern“ gehen und ein Glas Bier trinken.

Er ſchritt den Rheindamm entlang und bog zum „Fleiſchthörchen“ ein, nicht ohne einen Blick hinauf zu ſenden, wo ſein ſtilles Lieben ſeinen Angelpunkt hatte. Dort flimmerte ein Lämpchen durchs Fenſter. Sie ſaß gewiß noch und nadelte an einem Kleide, was morgen eine Reiche ſchmücken ſollte — und ſie ging im beſcheidenen, armen Kleidchen daher, ſie, die eine Krone tragen könnte!

Das und derlei dachte der Jüngling, als er ſich an die Mauer des Hauſes lehnte, welches den Winkel der „Fleiſch-“ und „Untergaſſe“ bildete, dem Sternwirthshauſe gegenüber. Dunkler Schatten lag dort, wo er lehnte.

In dieſem Augenblicke rannte Jemand vom Gotteshäuschen her die Mauertreppe neben dem „Fleiſchpförtchen“ herab mit einer ſeltſamen Haſt. An Conrad vorüber wollte Joſeph Molina, — denn Conrad erkannte ihn ſogleich — die „Fleiſchgaſſe“ hinauf eilen, aber zwei Franzoſen kamen herab die Straße und fingen ihn

auf. Es waren der Marquis de la Feuillade und Montbriſard, ſein Freund.

„Wohin ſo raſch?“ fragten ſie den Genoſſen ihrer Spiel- und Trinkgelage.

Was Joſeph antwortete, verſtand Conrad nicht; aber die Beiden zogen ihn mit ſich, und bald waren ſie im gewölbten Thore des „Sterns“ verſchwunden.

Konrad ſtand wie gefeſſelt. Sein Herz ſchlug faſt hörbar. Seine Glieder bebten und die Fäuſte ballten ſich krampfhaft.

Wo kam er her? fragte er ſich endlich, ruhiger geworden. O, ſie hatte gewiß ein Koſeſtündchen mit ihm, dem Unwürdigen, der ſie doch verräth — und dich, dich, der du ſie ſo innig liebſt, dich verſchmäht ſie!

Ein unausſprechlich bitteres Gefühl erfüllte ihn, und es wurde ihm ſo weh um's Herz, daß er wünſchte, er hätte ſeinen Kahn zerſchellen laſſen drüben am „Altarſteine.“

So ſtand er noch da, als abermals eine Geſtalt denſelben Weg über die Mauer kam. Der Gang war leiſe und ſchleichend. Man ſah es der Geſtalt an, daß ſie nicht wollte geſehen ſein.

Bei der Erſcheinung dieſer Geſtalt wurde Conrad aus ſeinen düſtern Gedanken und Gefühlen geweckt. Der Mond war durch eine Wolke verſchleiert worden; man konnte die Umriſſe nicht genau unterſcheiden, und ſo ſcharf auch des Jünglings Auge war, ſo mußte er ſich doch anſtrengen, um bei dem Näherkommen des Schleichers ſeinen Vetter Pankraz zu erkennen.

Pankraz, deſſen vom Alter getrübtes Auge ſo wenig die im tiefen Schatten lehnende Geſtalt Conrad's geſehen, als die ſchärferen Augen der Franzoſen und ihres Genoſſen, fuhr in jähem Schrecken auf, als ihn eine kräftige Hand aus dem Dunkel am Arme faßte.

Der Ton der wohlbekannten Stimme in dem gepreßten „Woher?“ ließ ihn jedoch ſchnell das Erſchrecken vergeſſen.

„Von der Mauer,“ ſagte er flüſternd. „Ich habe Wache geſtanden, denn Joſeph und das „Kind“ hatten eine Zuſammenkunft.“

„Also doch!“ stieß Conrad hervor und ließ mit einem Stoße des Alten Arm fahren.

„Nun, wirf mich um!“ zankte Pankraz; „wirf mich um, als Lohn für die Sorge für dich!“ —

„Was hilft mich Alles?“ stieß Conrad hervor, und der Ton, mit dem er die Worte sprach, gab Zeugniß, wie das Aufgebenmüssen seiner schönsten Hoffnungen sein treues Herz zerriß.

„Sei gescheidt, Conrädchen,“ sagte Pankraz, „jetzt hast du am wenigsten Ursache, so verzweifelt Alles aufzugeben? Soll ich dir sagen, was ich gehört?“

„Ich mag's nicht wissen! Gute Nacht!“ — sagte Conrad und wollte rasch um die Ecke biegen.

„Narr, du,“ rief Pankraz, und hielt ihn fest am Wamms. „Hör' doch erst, wie's steht.“

Conrad gehorchte fast willenlos, und Pankraz erzählte: „Heute hat ihre Mutter ihr Alles gesagt, was längst alle Welt weiß, nur ihr von der Mutter verschwiegen worden war, weil sie den stillen Frieden ihrer Seele durch so schreckliche Kunde nicht erschüttern wollte. Elisabeth hat in den bodenlosen Abgrund geschaut, der sie auf ewig von Joseph trennt. Schon heute früh hatte er sie um eine Unterredung angefleht. Sie wollte ihn nicht sprechen, denn sie kennt sein liederliches Treiben mit den Franzosen. Nun aber drängte es sie, mit ihm zu reden, und sie hat es gethan. O, Conrad, das „Kind“ ist ein Engel. Sie hat geredet wie ein Pfarrer. Mir ist's durch die Seele gegangen, wie ein zweischneidig Schwerdt. Und nachdem sie ihm gesagt, daß er von ihr ablassen sollte, daß sie ihn nicht lieben dürfe, daß Vater- und Mutterfluch auf ihrer Liebe ruhen würde, hielt sie ihm eine Predigt, Conrad, sie hätte ein steinern Herz weich gemacht.“ —

Allmählig war bei Pankraz's Rede die Eisrinde geschmolzen, die der Schmerz um des Jünglings Herz gelegt. Ruhiger hörte er die Erzählung an. Immer mehr Theilnahme zog seine Seele zu den Worten des Redenden, und nach und nach hob mit der Hoffnung die Begierde, mehr zu erfahren, bei ihm an.

„Was that er?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Was er that, Conrad? Er wollte reden, wollte Einwürfe machen, aber das Mädchen ließ ihn nicht. Sie mußte ihr Herz erleichtern. Und doch wie weich und ſanft hat ſie ihm das Härteſte geſagt, ſeines Vaters Schandthat an dem ihrigen, an ihrer Mutter! Er ſchwieg zuletzt ganz, und mir ſchien's, als weine er. Mit einem Male rief er aus: „Es iſt Lüge, hölliſche Lüge, erſonnen, uns zu trennen!“. Aber da erhob ſie ihre Stimme, daß es mir durch Mark und Bein drang, und ſagte: „Es iſt ſchreckliche Wahrheit!“ Er wollte ſie in ſeine Arme ziehen, aber ſie ſtieß ihn ſanft zurück und ſagte: „Berühre mich nicht, wir ſind für ewig geſchieden!“ Darauf verſchwand ſie. Er ſtand noch lange im Mauerfenſter, als müſſe er ſich erſt Alles zurecht legen, daß er es begreifen könne. Dann rief er aus: Ich will ihn ſelber fragen! Er muß mir Rede ſtehen, und wenn auch das letzte Band, das kindlicher Liebe und Achtung zerreißen muß!“ Und nun rannte er davon. Er iſt heim zum alten Sünder, und Gott erbarme ſich über den Auftritt zwiſchen Vater und Kind, der jetzt Statt haben mag.“

Ein tiefer Seufzer löſte ſich aus Conrad's Bruſt. Es war ihm, als würde ein Berg von ſeiner Seele gehoben.

„Wenn du ſchon lange hier ſtehſt,“ ſprach Pankraz, „ſo mußt du ihn vorbeieilen geſehen haben.“

„Ja, ja,“ ſagte darauf Conrad. „Er kam aber nicht weit, denn ſeine Spießgeſellen, die beiden liederlichen Pfalzvergifter haben ihn hier abgefangen, und nun ſitzt er im „Stern“ und knöchelt oder landsknechtet mit ihnen.“

„Großer Gott!“ ſeufzte Pankraz, und faltete die Hände. „Er war ein gutes Kind, aber ſeit er in Heidelberg ſtudirte, iſt er auf Wege gerathen, die nur zum Verderben führen können, und hat ſich auf die flache Seite gelegt. Wer das ſo ſchnell vergeſſen kann, was ihm das „Kind“ ſagte, an dem iſt Hopfen und Malz verloren!“

Beide ſtanden eine Weile in tiefes Nachdenken verſunken. „Gute Nacht!“ ſagte abermals Conrad. Er wollte heim, denn es

war ihm jetzt ein Bedürfniß, allein zu ſein und ſeinen Gedanken nachzuhängen; abermals faßte ihn Pankraz am Arm.

„Eile nicht ſo,“ ſprach Pankraz bittend. „Ich habe dir noch Eins zu ſagen, was mir ſchwer auf der Seele liegt. Heute Nachmittag trug Eliſabeth der Bürgermeiſterin ein Kleid, das ſie ihr gemacht. Du weißt, ich folge dem „Kinde“ überall, wie ſein Schatten! Da kam ihr der Franzoſe, der Feuillade, entgegen, und ſein Habichtblick erkannte ſchnell den Reiz des Mädchens. Mochte ſie das Tuch, das ihr ſchönes Geſichtchen verhüllte, tiefer herabziehen — es war zu ſpät. Er ſtand wie ein Bezauberter da, als ſie leicht über die Steine der Gaſſe hinwegſchwebte. Du kennſt ja ihren Gang, ſo leicht, daß man ihn kaum hört! Unglückſeliger Weiſe begegnete ihm der Trunkenbold, „der Sternwirth,“ dem er ein guter Kunde iſt, und die Zwei wälſchten nun miteinander. Ich verſtand kein Wort, aber ich hörte von dem Sternwirth des „Kindes“ Namen nennen, und ſah, wie er wieder mit ihm die Fleiſchgaſſe hinabging und ihm das Gotteshäuschen wies, wo ſie wohnt. Begreifſt du, daß ihr Gefahr droht? Iſt dir klar, daß wir wachen müſſen, und daß vier Augen kaum hinreichen werden, den ſchlauen Wüſtling zu beobachten und ihre Thüre zu bewachen?“

Conrad erſchrack. Kaum wich eine Sorge von ſeiner gequälten Seele, ſo legte die andere ſich ſchon wieder eben ſo ſchwer darauf und umſtrickte ſein Herz, wie der Polype ſeine Beute. Er drückte des treuen Alten Hand und ſagte feſt: „Mir ſtehen mehr Augen und Arme zu Dienſt, als Ihr wißt. Gute Nacht!“ —

Der Alte wandte ſich ſeinem Häuschen zu, deſſen knarrende Thüre ſich bald hinter ihm ſchloß, aber Conrad trat in den „Stern“ und ſetzte ſich in die Ecke des Ofens.

Das Zimmer, wo er Platz nahm, umſchloß nur noch einen Gaſt außer ihm. Es war ein alter Kürſchner, der viel in der Welt ſich umgeſehen, aber außer ſeiner Kunſt wenig mehr in die Vaterſtadt gebracht, als einen unbeſiegbaren Durſt. Er ſchlief ſanft, als Conrad eintrat, und ſelbſt das laute Parliren in dem hellerleuchteten kleinen Nebengemache, wo Joſeph und ſeine Spieß-

gesellen saßen und würfelten, konnte ihn nicht wecken; als aber Conrad sich an ihm vorüber wand, um die ziemlich finstere Ecke zu gewinnen, stieß er mit einem Metallknopfe seines Wamses an des Kürschners Glas. Dieser Ton weckte den Schläfer auf der Stelle, und mit instinctartiger Hast griff er nach dem Glase, von dem er glauben mochte, er habe es selber mit dem Arme berührt, und es drohe sein goldnes Naß auf den Tisch zu ergießen, während er ein besseres Plätzchen für diese edle Thräne wußte, die er am Boden übrig gelassen.

Mit wunderbarer Sicherheit ergriff er das Glas und sog den Rest mit einem unaussprechlichen Tone schnalzenden Behagens ein. Blickte aber wehmüthig auf des Glases nun trockenen Boden.

Jetzt sah er seinen neuen Nachbar.

„Ei, sieh' da, Schiffer Aichspalter," sagte er freundlich, „ein seltener Gast hier, ein seltener Vogel, in der That. Und so spät noch?"

„Nicht so selten, und nicht so spät, wie Ihr meint, Meister Vogel," sagte Conrad. „Möcht' auch 'mal ein Schöpplein Diebacher Feuerwein trinken, den der Sternwirth überaus gut aus dem Keller des alten Eberhard in Diebach erstanden hat."

„Feuerwein?" dehnte mit großen Augen der Kürschner, „das ist ein Tropfen, der ist nur für vornehmer Leute Kehlen. Ich trinke mein Schöpplein aus der „Wolfshöhle" gegen Steg zu; Ihr wißt ja. Er ist auch nicht zu verachten."

„Gewiß nicht," versetzte Conrad, „aber ich hab' heut' einen rechten Fischzug Petri gethan, bin wacker naß geworden und möchte darum von innen heraus einheizen, damit's nichts schadet. Wollt Ihr mein Gast sein? Ihr wißt, ich bin ein Liebhaber von Geschichten aus fremder Herren Länder, und die habt Ihr reichlich erlebt und gesehen."

„Hm! Warum das nicht?" schmunzelte der durstige Bruder. „So laßt 'mal Eins kommen, und wir wollen dann sehen, was Euch gefällt."

Vogel's schwimmende Säuferaugen blitzten noch einmal auf,

als der Wirth das Schöpplein des ſeltenen Weines vor ſie hinſtellte und maſchinenmäßig ſein: Wohl bekomm's! ſagte. Dieſer Feuerwein war ein Produkt der Kunſt in den Vier Thälern, beſonders in den Dörfern Mannbach und Oberdiebach. Der ſüße Moſt wurde in Fäſſer gefüllt, und dieſe in eigene, enge, niedere, völlig feuerfeſte Gewölbe gelegt und dann bis zu einem gewiſſen Grad in dem Faſſe gekocht. Das ganze Verfahren war nur im Beſitze weniger Winzer, die mit dem „Feuerweine“ ſehr gute Gewinne erzielten. Begreiflicher Weiſe war er eben ſo ſtark und ſüß, als theuer, und mochte darum nur ſelten den Schoppenſtechern zu Theil werden, während er als Handelsgut weit in die Ferne ging. Mit ſeliger Luſt ſchlürfte Vogel das edle Getränke und wollte eben eine Erzählung anheben, als Conrad plötzlich ihm ins Ohr raunte: „Was parliren die da drinnen doch? Ihr ſeid in Frankreich geweſen; verſteht Ihr ihre Sprache?“ —

„Ob ich ſie verſtehe?“ gegenredete Vögel. „Das mein' ich! War drei Jahre in Paris und ſollte die ſchnatternde Sprache nicht verſtehen? Iſt's Euch drum zu thun, ſo will ich Euch Wort für Wort verdollmetſchen!“

Ehe indeß Conrad eine Sylbe zu antworten vermochte, wurde die Stubenthüre heftig aufgeriſſen. Molina's Magd ſtürzte glühend und faſt athemlos herein.

„Iſt unſer junger Herr hier?“ fragte ſie mit Haſt.

„Der ſitzt da drinnen bei ſeinen lieben Genoſſen!“ ſagte mit grimmigem Ausdrucke der alte Kürſchner Vogel, und das Mädchen ſtürzte in die Thür.

„Junger Herr,“ rief ſie aus, „ſeit länger denn einer Stunde ſuche ich Euch in der ganzen Stadt. Eilt, eilt, Euern Vater hat der Schlag gerührt. Er iſt gelähmt und ſprachlos. Jeſus, Maria, Joſeph! Was für ein Jammer und Elend iſt das. Kommt, kommt ſchnell!“

Betäubt von der Schreckenskunde, faß Joſeph einen Augenblick, dann ſprang er über den Tiſch und eilte hinweg, ohne ſein Geld einzuſtecken, deſſen ſich die Franzoſen ohne Weiteres bemeiſterten.

Von dem Vorgange begriffen ſie nichts, bis der Wirth ihnen die Sachlage erläuterte. Ein bemitleidendes Kopfwiegen war der Tribut der Theilnahme. Im nächſten Augenblicke verlangten ſie eine neue Flaſche Feuerwein, und begannen nun ein Geſpräch, deſſen Inhalt Conrad's Theilnahme ſchneller von dem harten Geſchick Joſeph Molina's ablenkte, als es unter andern Umſtänden ſein gutes Herz würde geſtattet haben.

Vogel verdollmetſchte eifrig und treu, und Conrad vernahm, daß Feuillade ſeinem Freunde Montbriſard erzählte, wie ihm heute das reizendſte Geſchöpf begegnet ſei, das er je erblickt. Mit dem Feuer einer unreinen Phantaſie, aber mit einer Gluth ſchilderte er Eliſabeth's bezauberndes Weſen, daß man es jedem Wort anmerkte, wie tief der Eindruck ſei, den das Mädchen auf ihn gemacht haben müſſe.

O, wie gerne hätte jetzt Conrad in ſeinem Grimme gethan, was Pankraz als bloße hyperboliſche Redeweiſe im Munde führte, wenn er zornig war, nämlich dem Franzoſen den Hals gebrochen, der durch ſeine lüſterne Schilderung das Mädchen entweihte, das wie eine Heilige in Conrad's Seele herrſchte; aber er mußte ſich zuſammen nehmen; denn es ahnete ihm, da der Wein die Zungen zu löſen begann, er werde mehr hören, was ihm zu erfahren ſo wichtig war.

In höchſt frivoler Weiſe verlief das Geſpräch der beiden Soldaten, die in dem Räuberleben in der Pfalz den letzten Reſt beſſern Gefühls verloren hatten, welches ihnen das Leben am Hof ihres allerchriſtlichſten Königs übrig gelaſſen. Alles drehte ſich um das ſchöne Mädchen, das zu ſehen Montbriſard vor Begierde brannte.

Immer vertraulicher wurden die Helden. Feuillade rühmte ſich der Fortſchritte, die er in Emmerenzien's Gunſt mache, unterließ es aber nicht, ein reiches Maß von Hohn und Spott über ihre Perſon auszugießen. Endlich kam man auf die Verſuche, die ſchöne Jungfrau im Gotteshäuschen näher kennen zu lernen.

Nicht ohne Erſtaunen vernahm Conrad, wie genau die Franzoſen mit den Eigenſchaften Urſula's bekannt waren, und wie ſie auf

ihren Beistand rechneten; sollte aber Alles mißglücken, so blieb ja das Aeußerste, doch Sicherste, — Gewalt, womit man sie ihrer Mutter zu entführen beschloß.

Dies war das Ende der Unterredung. Mit kochendem Blute saß Conrad an seiner Stelle, als die edlen Helden der Pfalz vorüber wankten. Klugheit gebot ihm, an sich zu halten; aber Pläne auf Pläne durchkreuzten seinen Kopf, als er die leere Untergasse hinschritt und endlich sein stilles, friedliches Häuschen erreichte, ohne zu bemerken, daß drüben die junge Wittwe Wache hielt, und den Kopf darüber schüttelte, daß auch dieses Muster von Ordnung und Eingezogenheit die Grenzen zu überschreiten begönne, die sie so strenge bisher von ihm beobachtet wußte.

VI.

„Wälsches Blut — ein siedend Feuer;
Wälsches Herz — ein Ungeheuer;
Wälsche Lieb' ist Thränensaat —
Heil! wer sich davor gehütet hat!"
Altes Landsknechtsprüchlein.

Um die große und schöne Kirche zieht sich links vom Chore der Markt, der sich bis zum Saale ansehnlich erweitert. Alte, hochgiebelige Häuser begrenzten ihn gegen den Münzbach hinauf, der, weiter oben überwölbt und mit Wohnungen bedeckt, erst hinter dem Saale wieder frei wurde. Zwischen dem dritten Hause von der Marktecke aufwärts zog sich ein schmales Winkelgäßchen durch, das hinter dem Saale her wieder zu der Obergasse führte, wie der verlängerte Markt hier hieß, und mündete der Fleischgasse gegenüber, rechts; links führte ein schmaler Durchgang zu einem Steg über den Münzbach und mündete in die am Berge sich hinziehende Rosengasse, welche oben, wo der Bach überwölbt war, sich mit dem Ende des Marktes verband, und unten vor der „Münze" in einen freien Platz auslief, den ein breiter Bogen mit dem Thore des

Bereiches verband, welcher dem Hospitale zum Heiligen Geiste gehörte, und ein für sich abgeschlossenes, jenseits aber mit der Fleischgasse wieder verbundenes Ganze ausmachte.

Es war etwa neun Uhr des Morgens. Der Himmel war tiefblau. Kein Wölkchen schwamm im reinen Aether. Die Strahlen der Sonne hatten schon früh Alles wahrhaft sommerlich erwärmt. Um zehn Uhr sollten die Mönche, welche die Franzosen überall begleiteten, die Messe in der Kirche feiern, in welche sie mit gewaffneter Hand waren eingeführt worden.

Drinnen im Gotteshause erklang jetzt der mächtige Choral: „Verzage nicht, du Häuflein klein" ꝛc. Darauf sprach der Geistliche den Segen über die Gemeinde, die Portale öffneten sich und, wie es alte Ordnung war, traten züchtig Frauen und Mädchen zuerst heraus. Scheue Blicke überflogen den Markt, und die erbleichenden Gesichter verriethen die Seelenangst, welche die Meisten ergriff bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot.

Auf dem Markte standen truppweise Franzosen aller Grade, die sich hier gesammelt, um frivolen Spott mit den Frauen und Jungfrauen zu treiben, auch wohl die Beleidigungen des besseren Gefühles noch weiter zu treiben, je nachdem Rohheit und Uebermuth es ihnen eingab. Viele blieben zitternd auf der hohen Treppe stehen; Andere eilten, so schnell sie ihre Füße trugen, einem nahen Hause zu. Die Verwirrung war grenzenlos. Angstgeschrei und Hohngelächter mischten sich im schauerlichsten Grade.

Jetzt drängten die Männer und Jünglinge sich hervor, und bald kam es auf dem Markte zu einem Handgemenge zwischen Vätern, Gatten und Brüdern der beleidigten Frauen und den Franzosen, was einen immer ernsteren Charakter annahm. Der Friede des Sabbats, der Segen der gottesdienstlichen Andacht war dahin! Säbel blinkten im Sonnenlicht und Schiffermesser zischten, und hier und dort wälzten sich schwer getroffene Männer in ihrem Blute. Jetzt heulte die Sturmglocke. Die Bürgerschaft eilte herbei, bewaffnet, wie es Eile und Zorn gestatteten. Die Frauen flohen und Männer standen kämpfend den Männern gegenüber.

Ehe ſich dieſe Auftritte auf dem Markte ſteigerten, trat mit den meiſten Frauen Eliſabeth aus dem Portale der Kirche.

Ein Blick ließ ſie errathen, was ſie dort unten erwarte, und ſchnell entſchloſſen, ſuchte ſie die jenſeitige Häuſerreihe und jenes Gäßchen zu gewinnen, deſſen bereits gedacht worden iſt; allein dorthin hatte ſich eine ſolche Zahl Rettung ſuchender Frauen und Mädchen gedrängt, daß an ein raſches Durchkommen nicht zu denken war.

Einem flüchtigen Blicke wies ſich der obere Theil des Markts als leer, wo man, um eine ſcharfe Ecke biegend, in die Roſengaſſe gelangte. Nicht eine Minute ſäumend, flog Eliſabeth dorthin, wo ſie den rohen Späſſen der Unholde entgehen zu können glaubte.

Ohne daß es jedoch das angſtvoll bebende Mädchen ahnen konnte, bereitete ein Mißgeſchick ihr dort, was ſie hier floh; denn nachdem ſie an dem Fenſter von Emmerenzia Gilzer vorübergeſchritten und mit ihr geliebäugelt hatten, ſchlenderten die zwei Freunde, der Marquis de la Feuillade und der Hauptmann Montbriſard, die Roſengaſſe herauf und ſtanden eben jenſeit dieſer, auf der Ueberwölbung des Münzbaches, als Eliſabeth daher flog.

Höher glühten die Wangen des engelſchönen Geſichtchens, raſcher hob ſich die angſtgequälte Bruſt. Kaum berührte der kleine Fuß das Pflaſter der Straße. Wer ſie ſo ſah, mußte aufmerkſam werden; denn die nette, ſchwarze Sonntagstracht hob die ganze, ſchlanke Geſtalt in der ſchönſten Rundung der jugendlichen Formen hervor. Das ſchwarze Sammthäubchen umſchloß das unausſprechlich liebliche Oval des Geſichtes. Die weißen kleinen Hände preßten das Geſangbuch gegen die hochſchlagende Bruſt.

„Heiliger Dionys!“ rief Montbriſard aus, als er das Mädchen ſah, „Feuillade, ſieh' 'mal dieſe holde Griſette!“

Raſch fuhr dieſer herum, und als nun auch er ſie ſah, ſtieß er die Worte hervor: „Das iſt ſie, von der ich dir geſtern ſagte!“

„Ich muß ſie küſſen!“ rief Montbriſard, und in demſelben Augenblicke ſchon reichten ſich Beide die Hände, ſtreckten die beiden freien Arme aus und traten ſo der Eilenden entgegen.

Jetzt erst sah Elisabeth, was ihr drohte. Einen Moment schien alles Leben aus ihr gewichen, aber im nächsten kehrte mit der wachsenden Angst auch ihre Entschlossenheit zurück.

Sie sah, daß zwischen Montbrisard's Hand und der hohen, überdachten Treppe des Judenhauses, vor dem sich diese Scene entwickelte, ein freier Raum war.

Wie die Gemse, wenn der Schütze ihr naht, in Todesangst, aber dennoch mit sicherem Blicke den Raum messend, über den Abgrund wegsetzt, so erspähte das geängstete Mädchen, daß der nahe Abweisestein, der die Treppe des Judenhauses vor den Rädern der Wagen schützte, ihr einen sichern Auftritt und einen mächtigen Schwung zum entrinnenden Sprunge sicherte, und ohne einen Augenblick zu zaudern, trat ihr leichter Fuß darauf, und, ehe Montbrisard seinen Arm nach ihr ausstrecken konnte, war sie schon an der Ecke der Rosengasse und flog dahin wie der Pfeil, den der Schütze mit aller Muskelkraft des Armes von der Sehne geschnellt hat.

„Ventre Saint Christ!" schrie der Getäuschte, „die kann fliegen; aber sie soll sehen, daß ich ohne einen Kuß von ihrer süßen Lippe, heute nicht rasten werde."

Beide eilten ihr blitzschnell nach.

Aus dem Portale der Kirche hatten sich die Männer gedrängt, um ihre Lieben zu schützen. Mit jedem Sonntage waren die Beleidigungen weiblichen Gefühles roher und maßloser geworden. Das Blut kochte in den Adern, und länger ertrugen sie's nicht.

Auch Conrad war hervorgedrungen. Sein Auge suchte Elisabeth, aber fand sie nicht. Da faßte ihn eine Hand und ein Finger deutete nach dem Orte, wo eben jetzt die Franzosen das Mädchen ängsteten. „Dort! siehst du's!" rief die Stentorstimme des alten Pankraz ihm ins Ohr. Sein Blick folgte dem Fingerzeige, und mit drei Sprüngen war er die hohe Treppe drunten und davon in der bezeichneten Richtung.

Das athemlos fliehende Mädchen sah sich überall nach einem Helfer um. Alles war still, nur Emmerenzia stand hohnlächelnd an ihrem hohen Fenster und sah der Hetze des Mädchens zu.

Eliſabeth breitete ihre Arme gegen ſie aus, aber ſie empfing nur ein Zeichen der Mißbilligung ihrer thörichten Flucht. Immer näher kamen die Verfolger. Schon war ſie an der „Münze.“ Dort war das offene Thor des Hospitalviertels. Aber ihr Athem ſtockte, ihre Kniee wankten. Noch ein Mal blickte ſie zurück.

„O, Gott lohn's!“ rief ſie, als ſie Conrad's kräftige Geſtalt hinter ihren Verfolgern erblickte — aber in demſelben Augenblicke taumelte ſie gegen die Mauer. Noch einmal ſah ſie zurück und dann vergingen ihr die Sinne.

Conrad war den beiden Verfolgern Eliſabeth's in pfeilſchnellem Laufe gefolgt. Sie, die nur an das Erhaſchen des Mädchens dachten, ſich lachend zu ſchnellerem Laufe ermunterten, hörten nicht, daß ihnen Jemand folge.

„Sie kann nicht weiter!“ rief fröhlich Montbriſard; aber in demſelben Augenblick erreichte ihn Conrad's geballte Fauſt. Ein furchtbarer Schlag auf den Hut ſtreckte ihn mitten im Laufe mit ſolcher Wucht auf das Straßenpflaſter, daß er betäubt liegen blieb. In demſelben Moment erreichte Conrad Feuillade, der einigen Vorſprung vor Montbriſard gewonnen hatte, und mit gleicher Gewalt traf ihn ein Stoß in den Rücken, der ihn heftiger Weiſe niederſtreckte.

Ohne ſich aufzuhalten, ohne den Angſtſchrei Emmerenzien's zu beachten, flog Conrad zu dem Mädchen ſeiner Liebe, faßte die Umgeſunkene mit kräftigem Arme, ſchwang die theuere Laſt auf ſeine Schultern und verſchwand hinter dem Thore des Hoſpitals, wo ihn Pankraz eben erreichte, der von der andern Seite hierher geeilt war.

Er ſchob den Riegel vor und rief: „Eile! Alle Thüren ſind offen. Trag' ſie zu ihrer Mutter!“

Alle dieſe Auftritte waren ſich in einer weit größern Schnelle gefolgt, als ſie hier erzählt werden konnten. Unbemerkt aber waren ſie nicht geblieben. Auf den Thürmen der Stadt waren anſehnliche franzöſiſche Wachtpoſten, und gerade im Angeſichte des Schauplatzes der erzählten Ereigniſſe ſtand der mächtige Münzthorthurm. Lachend hatten die Soldaten der Mädchenhetze ihrer tapfern Offiziere zugeſchaut; als aber der Jüngling wie ein Wetterſturm daher brauſte und die Helden mit ſeiner kräftigen Fauſt niederſchlug, da konnten

sie nicht länger müßige Zuschauer bleiben. Sie stürzten die hohen Stiegen von der Zinne des Thurmes herab und aus der Mauer-Pforte heraus; da lag indessen noch eine hohe Stiege vor ihnen, und ehe sie den Boden erreichten, war Conrad längst sicher hinter dem Thore des Hospitalhofes.

Die Offiziere hatten sich von ihrer Niederlage erholt. Beide bluteten heftig aus Nase und Mund, und Montbrisard's Stirne wies eine breite, klaffende Wunde.

Schäumend vor Wuth drangen sie zum Thore vor. Der Hospitalverwalter ahnete nichts von den Vorgängen. Staunend sah er die blutenden Franzosen vor seinem Thore. Er eilte hinab, zu öffnen. Ein Hieb streckte den Schuldlosen nieder. Alles wurde durchsucht, bis endlich ein Insasse so viel heraus brachte, was und wen sie suchten. Er wies ihnen den Weg zur Mauer, und nun wußte de la Feuillade Bescheid.

Mit mehr Ruhe, als sein Freund begabt, ließ er Pankraz's Thüre, die fest verschlossen war, besetzen, und eilte mit den Uebrigen die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinauf, fest überzeugt, Conrad sei in Elisabeth's Wohnung.

Wirklich befand er sich noch dort; allein der umsichtige Pankraz sah im Geiste voraus, was folgen mußte, nachdem ihm Conrad gesagt, daß er die beiden Offiziere niedergeschlagen habe. Kaum war die ohnmächtige Elisabeth auf das schneeweiße Bett gelegt, als er ihn mit sich hinaus und die Holztreppe hinabriß. Als Beide unten angelangt waren, schob Pankraz seinen Riegel fester vor, zog Conrad in seinen kleinen Holzplatz, wo er das Feuer in den Kachelofen machte, und rief: „Schnell klettere in den Rauchfang, so weit du kannst. Oben wendet er sich links. Klettere bis zur Dachfirste, damit, wenn sie hineinschießen, du nicht erstickst!“

Conrad folgte blindlings der Anweisung seines Vetters. Er kroch den Schornstein hinauf und hielt sich mit seiner gewaltigen Muskelkraft oben, wo das Kamin zu Tage ging. Eine abgeschossene Kugel konnte ihn allerdings wegen der Krümmung des Rauchfanges nicht treffen, aber prallte sie ab, so war er dennoch verloren. Das

verhehlte sich der Jüngling nicht, befahl seine Seele Gott und harrte, froh in seinem Herzen, daß er das geliebte Mädchen vor Mißhandlungen gerettet, der Dinge, die da kommen mußten.

Nun hörte er das wüthende Toben der Unholde, die in das Gotteshäuschen eindrangen. Es blieb ihm nur Eins — aber dies Eine ist es auch allein, was die Seele in den schwersten und schrecklichsten Stunden des Lebens aufrecht hält, was in die tiefste Finsterniß einen Lichtstrahl, in die Angst des Todes einen Hoffnungsschimmer fallen läßt, das Gebet der gläubigen Seele. Er betete in heißer Inbrunst; nicht für sich aber, denn an sich dachte er ja nicht, sondern für Elisabeth, die er den Händen ihrer Mutter und der herbeieilenden Ursula übergeben hatte.

Während die Franzosen die untere Thüre sprengten, drangen die beiden Offiziere, gefolgt von zwei Soldaten der Münzthorthurmwache, durch die offene Thüre in das Gotteshäuschen hinein. Das laute Wehklagen zweier Frauenstimmen leitete zu der Thüre der Frau Dreis. Sie stießen sie auf, aber — wie gebannt blieb Montbrisard auf der Schwelle stehen.

Es gibt eine Macht, die auch das Herz des Rohesten besiegt; eine Macht, die selbst die Flammen des wüthendsten Zornes löschen kann. Eine solche unsichtbare Gewalt ergriff die Seele des Franzosen, als er mit kochendem Blute die Thüre aufstieß und sein Blick das überschaute, was sich ihm darbot.

Auf dem Bett ausgestreckt lag das Mädchen ohne Spur des Lebens. Die jammernde Mutter hielt sie im Arme und lehnte das Haupt an die Brust des leblosen Kindes. Zur Seite des Bettes stand, über die auch im leblosen Zustande Liebliche sich neigend, Ursula, und ihre Thränen rieselten auf das todtenbleiche, schöne Antlitz. Zu Füßen des Bettes kniete der alte Pankraz mit vor den Lippen zusammengepreßten Händen. In dem bleichen Gesichte des Greises lag ein bodenloser Schmerz ausgedrückt, und die Thränen, deren eine die andere über die durchfurchten Wangen jagte, gaben Zeugniß von der Stimmung seiner Seele.

Montbrisard stand wie bezaubert in der Thüre, der Gedanke, welch' einen Jammer ein roher Scherz in diese Stätte der Armuth

gebracht, durchzuckte ihn, und die innere Stimme rief mit donnernder Gewalt ihm zu: Du, du haſt es verſchuldet!

Montbriſard's Herz war ſo entmenſcht noch nicht, daß dieſer Eindruck ſpurlos vorübergegangen wäre. Er ließ ſeinen Falkenblick das Zimmer durchforſchen, und als er den Geſuchten nicht erblickte, ſchloß er die Thüre wieder zu, wandte ſich zu ſeinem Genoſſen Feuillade und ſagte: „Hier iſt er nicht, und Niemand darf dieſe Schwelle überſchreiten. Ich werde ſie bewachen!“

„Aber er iſt in dieſem Hauſe!“ rief der wüthende Marquis.

„Das glaube ich ſelbſt,“ erwiederte Montbriſard; „allein in dieſem Zimmer iſt er nicht. Durchſucht das Haus, während ich hier bleibe.“

Das geſchah ſchnell. So kleiner Raum war bald durchſucht. Nirgends war eine Spur. An das Kamin dachte Keiner.

„Er muß in dieſem Gemache ſein!“ rief der zurückkehrende Marquis.

In dieſem Augenblicke heulte die Sturmglocke, und raſch folgten mehrere Kanonenſchüſſe von Stahleck herab.

„Was iſt das?“ fragte Feuillade voll Schrecken.

„Aufruhr in der Stadt,“ ſchrie Montbriſard, und eilte mit ſeinen Begleitern hinweg, ohne an etwas Anderes weiter zu denken.

VII.

Kleines Häuflein, kleines Häuflein,
Wagſt du's, Jenen Trotz zu bieten,
Die des Kampfes Vortheil kennen,
Die der Waffen blanke Wehre
In geübter Rechten führen,
Und du ſelbſt biſt waffenlos?
Spaniſches Kriegslied.

In jenen Tagen der Unterdrückung hatte der arme proteſtantiſche Pfälzer unendlich viel Unheil dulden gelernt. Seit Spinola in die Pfalz eingefallen war mit ſeinen in den Niederlanden ent-

menſchten Spaniern; ſeit der dreißigjährige Krieg ſeine Kroaten gebracht, ſeit die Franzoſen die Pfalz mit Feuer und Schwerdt verheerten, war ein ſo überfließendes Maaß des Jammers über das geſegnete Land gekommen, daß man ſich wundern mußte, wenn man noch eine heitere Miene in dem Lande ſah, das ſeiner heiteren Bewohner wegen berühmt war.

„Die fröhliche Pfalz am Rheine“ war ein Land der Thränen, der Armuth, des Elendes geworden. Wo die Franzoſen noch nicht geſengt und gebrannt, da hatten ſie es ſicher ſich noch vorbehalten, und wollten erſt auf langſamem Weg alle Kräfte ausſaugen, alle Geduld erſchöpfen.

Bacharach war nun ſchon ziemlich lange unter ihrem eiſernen Scepter. Brandſchatzungen, Steuern, Lieferungen hatten ſich die Bürger gefallen laſſen. Mißhandlungen roher Gewalt hatten ſie mit unterdrücktem Grimm ertragen; als ſie aber jetzt im Ueberſprudeln des roheſten Uebermuthes das Heiligthum antaſteten, das Zucht und Scham hütet, als ſie ihre Frauen und Töchter auf zuchtloſe Weiſe öffentlich höhnten und mißhandelten, da gohr wilder der Haß und der Grimm in den mißhandelten Herzen auf. Wohl hatte der Pfarrer ſie zum Dulden ermahnt; aber als ſie ſelbſt Zeuge jener rohen Auftritte wurden, da riß der dünn gewordene Faden der Geduld.

Manche fielen ſo, ohne Waffen, ohne Werkzeuge die Franzoſen an; Andere rannten in die Häuſer, das Erſte, Beſte aufgreifend, was als Waffe dienen konnte. Der alte Glöckner war, als er den Kampf beginnen ſah, an die Sturmglocke geeilt, und auf dieß Zeichen der Bürgernoth ſtrömte Alles bewaffnet auf den Markt, um den Brüdern zu helfen.

So lange die Thorwachen nicht herzu kamen, ſo lange von Stahleck herab nicht Haufen herbeieilten, mochte die Tapferkeit der Bürger ſelbſt den kampfgeübten Truppen gefährlich werden.

Als Montbriſard und Feuillade mit etwa Zwölfen von der Wache durch den gewölbten Durchgang des Rathhauſes auf dem Markte anſtürmten, da wichen die Franzoſen gegen den Saal hin,

aus dem jetzt Joseph Molina hervorstürzte mit einem blanken Schwerdte in seiner Hand. Ein Hieb, der ihn quer über die Stirne traf, stürzte ihn an der Schwelle des Saales nieder.

Schon schritten die wüthenden Bürger über die Leichname der Ihrigen sowohl als der Franzosen hinweg, als sie diese zurückdrängten; allein sie bedachten nicht, daß das Besetzen des südlichen Kirchhofthores das Andrängen der Besatzung des Schlosses lange hätte hinhalten können, und ließen es frei in der Hast.

Jetzt drängten sich die Franzosen aus dem Thore heraus und nahmen die Bürger in die Mitte. Von Minute zu Minute wurde das Häuflein kleiner. „Pardon!“ rief es hier und dort, und bald waren sie eingeschlossen.

Der Kommandant mußte mit dem strengsten Befehle seine Soldaten hüten, sonst wären alle kämpfenden Bürger niedergemetzelt worden. War das Elend früher groß — jetzt füllte herzzerreißendes Wehklagen die Stadt.

Der Marktplatz war mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden nach Stahleck geschleppt. Die Verwundeten holten die Verwandten in ihre Häuser, oder man trug sie in das Hospital zum Heiligen Geiste.

Der Tag des Friedens war ein Tag wilden Kampfes geworden und das Loos der armen Bürgerfamilien war jetzt doppelt hart geworden.

Kurz, denn kaum eine Viertelstunde hatte er gedauert, war der Kampf gewesen, aber unendlich blutig war er; denn mehr denn zwanzig Leichen deckten den Markt, und die Meisten derselben waren Bürger.

Selbst die Franzosen freuten sich des Sieges nicht. Ihnen mußte ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie des Kampfes Urheber gewesen, daß sie durch schonungsloses Betragen den friedlichen Bürger so lange gereizt, bis er, Alles vergessend, zur Wehr griff, um die Schmach zu rächen, die er nicht ertragen konnte.

Auch in dem Gotteshäuschen hatte sich seit dieser Auftritte des Jammers Manches begeben, was den Zustand, der dort herrschte, wesentlich änderte.

Nach vielen Bemühungen Urſula's ſchlug endlich, als noch die Franzoſen das Haus durchſuchten, Eliſabeth ihre Augen auf.

Sie fuhr mit einem Schrei empor. „Wo ſind ſie?“ rief ſie aus, und ſah wie irre im Gemache umher.

„Du biſt ja bei mir!“ flehte die unglückliche Mutter; „ſei ruhig, mein liebes Kind!“

Eliſabeth ſah ſie an, und es ſchien, als weiche ein ſchwerer Traum von ihrer Seele; dann brach ſie in ein lautes Weinen aus.

„Laßt ſie,“ ſagte Urſula zu Frau Dreis, „laßt ſie; das iſt Wohlthat und macht ihr das Herz leicht.“

Aber neuer Schrecken feſſelte Alle, da die Sturmglocke heulte und die Donnerſchläge der Kanonen von Stahleck her über die Stadt fuhren. Es waren Signale für die franzöſiſchen Beſatzungen auf Stahlberg bei Steeg und Fürſtenberg bei Rheindiebach.

„Das gilt meinem armen Conrad,“ rief Pankraz aus, und rang die Hände.

„Wo iſt er?“ fragte Eliſabeth. „Ach, ich Undankbare, an ihn hab' ich noch nicht gedacht, und er hat mich doch von den Unholden gerettet. Was wird aus ihm werden?“

„Erſchießen werden ſie ihn, wenn ſie ihn kriegen!“ ſagte mit verzweifelndem Ausdrucke Pankraz.

„Gott! Gott! erbarme dich!“ flehte das Mädchen und faltete krampfhaft ihre Hände, Sie betete lange ſtille vor ſich hin. „Wo iſt er, Pankraz?“ fragte ſie dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er; aber ein Blick auf Urſula, der lauernd und beobachtend war, wie auch der Ton der Stimme, ſtrafte ihn Lügen. Es war, als ob ſich ſeine Seele ſträubte gegen eine Unwahrheit.

Urſula hatte den Blick geſehen; aber ſie ſchwieg, weil ſie das Davoneilen der Franzoſen vernahm. Als es ſtille geworden, blickte ſie Pankraz mit grimmigem Ausdruck an.

„Meinſt du, alter Schelm, ich wüßte nicht, wo er ſteckt? He? Urſula hat gute Ohren, und das Rauſchen im Rauchfange kam nicht vom Winde! Warum aber meinſt du, daß ich ihn verrathen wollte?

Hätte ich nicht Waſſer ſchnell auf mein Feuer gegoſſen, er würde nicht ſicher ſitzen, wo er ſitzt.“

„Urſula!“ flehte Eliſabeth, „ſchonet mich doch! Iſt wirklich Conrad im Rauchfange?“ fragte ſie ängſtlich den Alten.

Er nickte ihr zu.

„O ſo holt ihn heraus,“ rief ſie angſtvoll, „er muß ja erſticken. Hier im Kämmerlein iſt er ſicherer, und nicht wahr, Urſula, du verräthſt ihn nicht?“ —

Urſula ſchüttelte den Kopf. „Wie ſollte mir ſo etwas einfallen!“ rief ſie aus.

Pankraz war hinaus geeilt, hatte die Mauerthüre geſchloſſen und war darauf die Treppe hinabgeſtiegen. Er kam zur rechten Stunde, denn Conrad trat ihm haſtig entgegen.

„Wo willſt du hin?“ fragte er.

„Hört Ihr nicht die Sturmglocke, Vetter?“ fragte Conrad. „Die Bürger kämpfen gegen die Franzoſen, ich hab's deutlich droben gehört. Und ich ſollte hier müßig ſein?“

Pankraz redete ihm ein; zeigte ihm, wie er verloren ſei, wenn er ſich blicken laſſe; aber es blieb Alles erfolglos. Er wollte fort zum Kampfe. Noch Eins war für Pankraz übrig. „Willſt du nicht Eliſabeth ſehen, ehe du gehſt? Sie verlangt nach dir, Conrad!“ So ſprach er.

Der Jüngling ſah ihn ſtarr an. „Verlangt nach mir?“ fragte er, als ob er es für eine Lüge hielte.

Pankraz ſagte: „Sie will, daß ich dich hole!“

„Wohlan denn,“ verſetzte Conrad, „ſo laßt uns gehen!“

Das Herz pochte ihm faſt hörbar, als ſie eintraten in das Stübchen, das er nie betreten, als da er Eliſabeth hierher getragen.

Sie ſaß neben der Mutter. Noch waren ihre Wangen bleich; aber das Auge war Bürge ihrer vollen Seelenthätigkeit.

Als ſie ihn erblickte, flog eine leichte Röthe über das bleiche Antlitz. Sie wußte ja jetzt, daß er ſie in ſeinen Armen hierher getragen

Wie auch dies Bewußtſein die jungfräuliche Scham weckte, ſie

fühlte, was sie ihm schuldete, und welche Gefahr ihm drohte. Sie sah ihn liebreich an, und reichte ihm ihre Hand entgegen.

Conrad erröthete wie ein Mädchen; aber er trat rasch vor und ergriff ihre Hand, die er herzlich drückte.

„Conrad," sagte sie, „wie kann ich dir's danken, was du für mich thatst?"

„O, schweig' doch," bat er, denn seine Verlegenheit wuchs mit jeder Sekunde.

„Er will fort," sagte angstvoll Pankraz, „weil auf dem Markte die Bürger mit den Franzosen kämpfen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen. „Hier mußt du bleiben! Hier suchen sie dich nicht."

Vergebens widerstrebte er. Fast mit Gewalt brachten sie ihn in das Kämmerlein, das Elisabeth hinter ihm schloß.

Ursula stand in Gedanken.

„Soll's wahr sein," rief sie endlich aus, „daß die Bürger kämpfen, so muß ich fort. Ich muß nach meinem armen Joseph sehen, der gewiß auf der Seite der Bürgerschaft steht."

Ueber Elisabeth's Wangen legte sich wieder eine tödtliche Blässe, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie abermals umgesunken.

Ursula eilte hinaus und mit mächtigen Schritten auf den Markt zu.

Sie kam in dem Augenblicke dort an, als Joseph eben niedergeworfen worden war. Obgleich ihr Auge nur allein die Dienste versehen mußte, die sonst ein Paar versieht, so war es doch schärfer, als manches Paar. Sie sah Joseph sinken und war mit einigen ihrer gewaltigen Schritte, die jetzt noch weiter ausgriffen, bei ihm.

Es war nichts übrig, als ihn aus dem Getümmel zu bringen. Sie vermochte das aber nicht so leicht, als sie gedacht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn in den „Saal" zu schleppen. Sie untersuchte die Wunde. Sie war tief, aber nicht gerade gefährlich. Sie verband sie daher, und bald darauf erwachte Joseph, den der Blutverlust und die Wucht des Hiebs auf den Kopf betäubt hatten.

Während der Zeit, welche Urſula mit dieſer Thätigkeit hingebracht und welche ſie durch lautes Wehklagen um ihren Liebling bezeichnet, war das Treffen auf dem Markte zu Ende. Die volle Niederlage der Bürger war entſchieden und viele als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungsloſen Peiniger.

Noch blutend trat Montbriſard in das Gemach, wohin ihn Urſula's Wehklage gerufen. Er kam im Auftrage des Kommandanten, die Gefängniſſe des „Kummerhofes“ zu öffnen, da er ſeine Gründe hatte, ſie nicht alle auf der Burg Stahleck einzukerkern.

Er hatte ein Tuch um ſeinen Kopf gewunden, da ſeine Stirnwunde noch unverbunden war.

Joſeph ſah ihn lächelnd an. „Hauptmann,“ ſagte er, „Ihr habt mir übel gelohnt. Nicht als Aufrührer wollte ich ja gegen Euch kämpfen.“ —

„Pfui,“ rief Urſula, „Joſeph, ſolche Schmach hätte ich nicht über meine Lippen gehen laſſen!“

Joſeph erröthete, aber ſeine Charakterloſigkeit ließ auch dieſem Gefühle nicht viel Gewalt. Er ging ſchnell mit dem Hauptmann ein franzöſiſches Geſpräch ein, deſſen Sinn Urſula fremd blieb. Sie ſuchte indeß Joſeph's Aeußerung zu beſchönigen, und hielt es für eine ſogenannte Nothlüge, über deren Anwendung ſie ſich gar leicht hinausſetzte. Ein Anderes lag ihr nahe. Blieb Conrad bei Eliſabeth, ſo drohte Gefahr. Auch hier war ſie ſchnell mit ſich einig. Sie ſagte zu Montbriſard, der des Deutſchen ſo weit kundig war, daß man ſich mit ihm verſtändigen konnte, daß, wenn er ihr verſpreche, Eliſabeth's Frieden nicht zu ſtören, ſie ihm ſagen wolle, wo Conrad ſei.

Der ſchnell auflodernde Montbriſard verſprach Alles, und erfuhr nun, wo er ſich aufhielt.

Sein Plan war ſchnell gemacht. Mit der ſinkenden Nacht wollte er und de la Feuillade das Gotteshäuschen bewachen. Entgehen konnte er ihnen ja ſo nicht, zumal er ſich am Tage nicht herauswagen durfte. Sein Herz lachte in der Bruſt bei dem

Gedanken der Rache, welchem er ſich nun hingab. Ein Goldſtück war des Verrathes Lohn.

Während Montbriſard zu dem Saalſchultheißen hinauf ging, der ſich etwas erholt hatte und nothdürftig wieder reden konnte, erzählte Urſula ihrem Lieblinge die Begebenheiten vom Morgen, die Joſeph nicht kennen konnte.

VIII.

Was mir nützt, das ſag' ich;
Was mir ſchadet, verſchweig' ich;
Wo zu gewinnen, da ſuch' ich;
Ob's recht — was geht's mich an?
Wenn ich's nur haben kann!
Ich bleib' ja doch ein angeſehener Mann!
Rheiniſches Sprüchwort.

Was mit ſchneidender Ironie das rheiniſche Sprüchwort ausdrückt, war leitender Grundſatz des alten Saalſchultheißen geweſen, und er hatte damit ſeinem Geldſäckel niemals geſchadet. Auf Anderes, namentlich auf die Reinheit des Bewußtſeins, auf den Beifall des Richters über den Sternen, auf die Achtung und Liebe der Beſſern, kam es einem Manne nicht an, der in der Schule des Laſters aufgewachſen, nur den glühenden Leidenſchaften zu folgen gewohnt war, die in ſeiner Bruſt gohren. Mit den äußerlichen Formen und Bräuchen der Religion hatte er's aber immer ſehr ſtreng genommen, weil er mit den Bußwerken Alles zu ſühnen glaubte, was er in ſeiner Verworfenheit beging. Es war eben eine nicht ſeltene Begebenheit, daß er, nach Vollendung irgend eines Bubenſtücks, in ſeinem Betſchemel knieend, den Roſenkranz durch ſeine Finger laufen ließ, und, den Gewinn berechnend, welcher ihm aus ſeiner That erwuchs, eine reiche Anzahl Ave's und Paternoſter's daher murmelte, bei denen freilich ſeine Seele — nicht war.

Daß durch die Erziehung eines ſolchen Vaters das Herz Joſeph's eben keine ſonderlich edle Richtung nehmen konnte, lag

ſehr nahe, und was Gutes an Joſeph war, hatte ſeinen Grund in den an ſich nicht böſen Anlagen ſeines Gemüthes und in dem Einfluß, den der alte Pankraz auf ihn gehabt, ſo lange er als Diener im Saale gelebt. Deſto unſeliger aber wirkte Urſula durch ihre Maßloſigkeit im Verzärteln und durch das ungezügelte Erfüllen aller Wünſche und Begehren des Knaben.

Er wuchs auf in dieſer Umgebung, unter dieſen Einflüſſen charakterlos, ohne tiefere, ſittliche Richtung, ohne Grundſätze. Er folgte den Einflüſſen des Augenblicks, leichtſinnig und verführbar, darum ſchloß er ſich ſogleich an die Franzoſen an, aber im innerſten Grunde ſeines Herzens war er nicht böſe. Seine Gutmüthigkeit war ſogar groß, und ein Unrecht konnte er nicht billigen. Zu wohlüberlegten Schurkenſtreichen, wie ſie ſein Vater ausübte, war er nicht fähig.

Seine Liebe zu Eliſabeth war erwachſen aus liebgewordener Gewohnheit, mit ihr die Kinderſpiele zu ſpielen, und ſinnliches Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen gab ſpäter der Neigung größere Dauer und Nachhaltigkeit.

Als er von der Univerſität heimkehrte, fand er ſie als erblühende Jungfrau, geſchmückt mit dem höchſten Zauber ihres Geſchlechts, und — tiefer ſenkte das Gefühl ſeine Wurzeln.

Obwohl es ihm nicht klar geworden war, was ſein Vater gegen Eliſabeth's Vater begangen, ſo waren ihm doch nicht ſelten Andeutungen geworden, die ihn auf eine nicht leichte Schuld ſchließen ließen. Eine gewiſſe Scheu, dann aber auch wieder ſein Leichtſinn ließen es nicht zu, den tiefern Grund der Sache zu ermitteln.

An jenem Abend aber hatte das Mädchen ſchwere Worte zu ihm geredet, Worte, die auf ein Verbrechen zu ſchließen berechtigten. Vergebens flehte er, daß ſie ihm Alles kund thue. Sie that es.

Ganz außer ſich war er hinweggerannt; aber ſo ſchwach und ſo leichtſinnig war er, daß die beiden Franzoſen ihn mit wenigen Worten in das Spielzimmer ziehen konnten. Da ſchreckte ihn die Kunde auf, daß ſein Vater vom Schlage getroffen ſei. Er eilte in den Saal und fand die erſchütternde Wahrheit.

Die außerordentliche Aufregung, in welche ihn die Seelenfolter versetzt hatte, deren Anwendung Ursula sich zur Befriedigung ihrer Rache und ihres Hasses bedient, konnte ohne nachtheilige Folgen nicht wohl vorübergehen. Die Angst seiner Seele stieg bis zum Unerträglichen, als Ursula sich entfernt und er allein in dem weiten Gebäude war. Sein Sohn, seine Magd, sein Waibel, Alle waren auswärts. Da hörte er die Folterwerkzeuge gahren und pfeifen; da vernahm er die entsetzlichen Töne, welche die Folterqual dem armen Dreis ausgepreßt; da trat als Schreckbild jenes entsetzenerregende Geheimniß vor seine Seele, dessen Ursula, andeutend, gedacht. Er stöhnte; er schrie um Hülfe. Nur der Widerhall der leeren Räume antwortete, und dieser Nachhall dünkte ihm Hohngelächter der Hölle. Er wollte beten; aber das Ave erstarb auf seinen Lippen. Es war ihm, als stünde Dreis und ein anderes schuldloses Wesen vor ihm. Er wollte in der furchtbarsten Verzweiflung aufstehen und diesen Schreckbildern entfliehen, aber er dachte nicht in der Seelenangst an die Schmerzen seiner Füße und an ihre Unbrauchbarkeit. Mit einem Schrei stürzte er nieder, und jene geheime lähmende Wirkung traf seine rechte Seite, welche die Aerzte mit dem Namen „Schlag" benennen. So lag er noch bewußtlos, als seine Diener heimkehrten, die der Schrecken des Anblickes fast selber lähmte.

Sie brachten ihn auf sein Bett und liefen dann, der Waibel nach dem Arzte, die Magd nach dem Sohne.

Damals waren Aerzte selten, und Menschen der verschiedensten Art übten die edle Kunst, die Gebreste der armen Menschennatur zu heilen.

So war denn in Bacharach Ursula berühmt wegen der sympathetischen Geheimmittel, durch deren Anwendung sie die Uebel heilte oder heilen zu können vorgab. Außer ihr nennt der „Chronist der Gotteshäuser" einen Laboranten Namens Steinert, welcher in dem Hofe der Abtei Hirzenach bei oder in dem kleinen Weiler Nauheim, zwischen dem Dorfe Steeg und der Stadt, als Schwager des Hofmannes lebte. Er hatte großes Ansehen im Land umher, und

kurirte Menſchen und Vieh, war ein Kräuter-Kenner und Sammler und braute Heiltränke und bereitete Pflaſter, wie er denn auch nach einem probaten Aderlaßmännlein zur Ader ließ und eine Badſtube hielt.

Zu dieſem lief der Waibel, und der Laborant ſäumte nicht, dem geſtrengen Herrn zu Dienſt zu ſein.

Als Joſeph in das Zimmer ſtürzte, hatte bereits ein reicher Blutſtrom ſich entladen und die Wirkung zeigte ſich alsbald darin, daß der Kranke die Augen aufſchlug. Er ſah wie ein Irrer um ſich; allein als er ſeinen Sohn erblickte und ſeinen alten Waibel, als er ſich überhaupt in der Nähe von Menſchen wußte, wich die innere Angſt ſeiner Seele. Er wollte reden — aber es war nur ein Lallen. Man konnte nichts daraus entnehmen, weil auch das Band ſeiner Zunge gelähmt war.

Für Joſeph war es ein erſchütternder Anblick, ſeinen Vater in dieſem Zuſtande zu finden. Er weinte heiße Thränen, und der Gedanke, daß er lange hülflos in dieſem Zuſtande gelegen, ergriff ſein Gefühl mit aller Macht des kindlichen Herzens, deren es fähig war.

Der Laborant verhieß Beſſerung, und wirklich kehrte auch bis zum Morgen der Gebrauch der Zunge zurück; aber er verbot jede Aufregung. Für Joſeph war es ein höchſt quälender Zuſtand. An ſeinem Herzen nagte die Begierde, jenen Schleier ganz gelüftet zu ſehen, der den Abgrund bedeckte, von dem Eliſabeth mit ſo tiefer Erregung geſprochen. Niemand konnte ihm das Genauere ſagen, als ſein Vater, und dieſen durfte er nun nicht fragen, damit er ihn nicht wieder aufrege und eine Wiederholung des Schlaganfalls eintrete. Als aber am hellen Sonntagmorgen der Alte wieder reden konnte, da ließ ſich's nicht länger zurückhalten.

Joſeph fragte ihn beſtimmt. Der Alte wurde bleich, aber er ermannte ſich. Schlau und gewandt, wie er ſtets geweſen, wich er dem Punkt aus, um den es ſich handelte; erzählte eine lange Geſchichte, die er nicht beendigen konnte, weil eben auf dem Markte, faſt unter den Fenſtern des Saales, der Tumult ausbrach, welchen

die Ungebühr der Franzoſen gegen die Frauen und Töchter der Bürger hervorrief.

Innerlich froh, daß dies Ereigniß ihn einer Erzählung überhob, deren Lügengewebe mehr geiſtige Kraft forderte, als der Saalſchultheiß in ſich fühlte, rief er: „Was iſt das? Will das Ketzervolk ſich gegen die Franzoſen ſtellen?“ —

Joſeph rannte zum Fenſter und eben ſo ſchnell hinab, wo ihn denn ein Franzoſenſäbel ſchwer genug für ſeine Zweideutigkeit züchtigte.

Montbriſard nahm das Wort Joſeph's leicht hin, glaubte ihm aber ſo wenig, daß er ſich vornahm, ihn für ſeine Lüge büßen zu laſſen.

Der Saalſchultheiß ließ durch den Waibel die Verließe des Kummerhofes öffnen, und bald ſchloſſen ſich die eiſernen Thüren hinter den unglücklichen Vätern, Gatten und Brüdern, die um ſo troſtloſer waren, als ſie nun ihre Geliebten in der ſchrankenloſen Gewalt derer wußten, die zu dem Uebermuthe nun noch die Rache geſellten.

Kaum war dieſer Lärm vorüber, als die Wache, welche von einem Gemache des Saales Beſitz nahm, das zur Wohnung des Waibels beſtimmt war, auch Joſeph gefangen nahm und ihn auf die Burg Stahleck brachte. Dieſer gänzlich unerwartete Schlag traf den Alten ſehr hart. Nur ein neuer Aderlaß des Laboranten Steinert vermochte die Rückkehr des Schlages zu verhüten.

Alle die Ereigniſſe und das einfache Wort des ehrlichen Laboranten, der ihm ſagte, ſein Lebenslämplein nahe ſich raſch dem Erlöſchen, er müſſe darum ſein Haus beſtellen, machten einen ſo tiefen Eindruck auf den alten Sünder, daß nun auch das ſchlummernde Gewiſſen mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht erwachte.

Der Waibel mußte den Dominikanermönch Xaverius rufen, welcher droben bei dem Kommandanten auf Stahleck hauſte, daß er ihm beichte.

Der Mönch kam, und mehrere Stunden währte hinter der

verſchloſſenen Thüre das Bekenntniß und die Niederſchreibung des reichen Vermächtniſſes an den Altar zu Sankt Werner und an das Hoſpital.

Als darauf der Mönch mit dem Verſprechen, für ſeinen Sohn zu wirken bei dem Kommandanten, ſchied, lief der Waibel faſt athemlos nach der Wittwe Dreis im Gotteshäuschen, die er in den Saal entbieten ſollte. Es war Nacht geworden über dieſen Ereigniſſen, und ein Sabbat ſank hinab, wie ihn kaum trauriger die unglückliche Stadt erlebt hatte; denn es war faſt kein Haus, wo nicht die Wehklage ertönte, faſt kein Haus, aus dem nicht Männer in den finſtern Verließen des „Kummerhofes" ſchmachteten, und eines Urtheils gewärtig ſein mußten, deſſen Spruch ſo weit von Milde und Barmherzigkeit entfernt war, als der Himmel von der Erde.

„Als der Waibel ſich dem Gotteshäuschen näherte, herrſchte dort ein Lärm, der ihn ſchnell in einen ſichern Hinterhalt zu treten nöthigte.

IX.

Ein Kätzlein ſitzt und leckt den Mund,
Und harret des Mäuslein zu dieſer Stund.
O Mäuslein klein,
O Mäuslein fein,
Sei klug, ſonſt wirſt du verrathen ſein!
Altes Volkslied.

Conrad war in dem Kämmerlein in ſicherem Verwahrſam; er war ſeiner geliebten Eliſabeth nahe; er hörte ihre ſanftönende Stimme dann und wann. Das Herz war ihm ſo weit, ſo ſelig! In dieſen Räumen war ſie gewandelt; alle dieſe Gegenſtände hatte ihre Hand berührt; aber konnte er hier lange bleiben? Hatte er innere Ruhe? Dort ſtand ſein Haus ohne Schutz, ohne Herrn. Alles war preisgegeben den Feinden, die gewiß es durchſuchten und plünderten! — Das quälte ihn; aber ſchwerer lag auf ſeiner Seele

der Gedanke, daß er Eliſabeth und ihre Mutter durch ſeine Anweſenheit in Gefahr brachte — denn dieſer Urſula traute er nicht. Er hatte ja den falſchen Blick geſehen, den ſie auf ihn ſchoß, als Eliſabeth ihn in das Kämmerlein drängte. Er wußte von Pankraz, wie ſie Joſeph begünſtigte, wie ſie Alles aufbot, Eliſabeth's Herz ihm zuzuwenden, und wie ſie geſchworen hatte, Joſeph und Eliſabeth müßten ein Paar werden.

Zu dieſen beunruhigenden Vorſtellungen geſellte ſich das ungewiſſe Loos ſo vieler Bürger. Niemand brachte Kunde, und doch drang auch in ſein Verſteck die Wehklage der Unglücklichen, die ſich verlaſſen ſahen. So war es faſt Abend geworden, als Pankraz, endlich müde von ſeinen Wanderungen, um Kundſchaft zu erhalten, in das Stübchen der Frau Dreis trat.

Keuchend ſetzte er ſich der Thüre nahe, welche in das Kämmerlein führte, wo Conrad in gewaltiger Spannung ſein Ohr an die Fuge der Thüre lehnte, um ja kein Wort des Berichtes zu verlieren.

„Wie ſteht's in der Stadt, Pankrazvetter?“ fragte Eliſabeth mit beklommenem Herzen.

„Wie ſoll's ſtehen?“ antwortete der Alte. „O, daß ich allen dieſen Pfalzvergiftern den Hals brechen könnte! — Wie's ſteht, fragſt du, Kind? Haſt du nicht das ſelbſt erfahren und biſt gehetzt worden wie das Wild des Soonwaldes gehetzt wird von der blutgierigen Meute? — So und noch viel ſchlimmer erging es den Frauen und Mädchen, die über den Markt gingen. Was Conrad für dich that, das thaten Andere für die, welche ihnen näher angehören, für Weib und Kind, für Schweſter und Braut. Sie ſchlugen drein und brachen ihnen die Hälſe. O, daß ich hätte helfen können! Aber da fielen die Hunde über ſie her, und es gab ein gräulich Gemetzel. Viele Bürger ſind todt, viele ſchwer verwundet; aber auch Franzoſen liegen todt auf dem Markt. Ja, die alten Mauern des „Kummerhofes“ hallen wieder vom Jammergeſchrei der Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder fielen oder dort in den finſtern Löchern der unbarmherzigen Strafe der Unmenſchen entgegen ſehen. 'S iſt ein Elend, das Einem das Herz bricht.“

Nun begann er die Einzelnen zu nennen, die todt geblieben und schwer verwundet worden waren. Es war eine große Zahl, und seine Schilderung ergriff die Frauen gewaltig und preßte ihnen heiße Thränen aus.

„Unseres armen Conrad's Haus," fuhr er fort, „haben sie durchsucht von unten bis oben. Die gute Wittwe Pfaff stand redlich für ihn ein; sie hat wenigstens das Hauptsächlichste gerettet. Was aber noch schlimmer ist, hier darf er nicht bleiben. Als ich am „Stern" vorbei ging, sah ich Einen, der nicht umsonst an der Ecke stand, und hier auf der Mauer geht's auch hin und her, und die Blicke, die sie auf die Thüre werfen, sagen mehr als Worte. Kurz zu sagen, sie wissen, daß er hier steckt, und er muß fort."

Es wurde stille nach diesen Worten in der Stube, denn sie trafen Alle, die darin saßen, mit gleich niederdrückendem Gewicht.

„Aber wo soll er hin?" fragte mit bebendem Laute das Mädchen. „Wo ist ein Winkel sicher für ihn?"

Conrad's Finger klopfte leise an die Thür. Er ertrug's nicht länger.

„Laßt mich heraus!" sagte er leise; aber der leise Ton verrieth die Qual seiner Seele.

Frau Dreis öffnete.

„Ich muß fort!" sagte Conrad mit einem Ausdrucke, dessen Entschiedenheit keine Widerrede gestattete. „Euch bringe ich ins Elend und mich verderbe ich."

„Wo willst du aber hin, lieber Conrad?" fragte Elisabeth.

Conrad stand wie gefesselt. Alles Blut drängte nach dem Herzen. Jeder Nerv bebte. So hatte sie noch nie zu ihm gesagt. Sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unendlichen Glücks auf ihr, die in diesem Augenblick erst erkannte, was ihn so bewege. Sie erröthete und schlug das Auge nieder.

Eine Weile sah er sie stumm an; dann sagte er: „Wenn ich in meinem Kahne bin, so bin ich frei. Dann sorgt nicht mehr für mich. Hier, Pankrazvetter, habt Ihr den Schlüssel zum Schlosse

der Kette. Schließt ihn in der Dämmerung los, und nichts wird mir hemmend in den Weg treten."

Die Sache wurde nun erwogen, und Pankraz entfernte sich mit dem Schlüssel, weil dieser Rath der beste schien.

Die Dämmerung begünstigte den schlauen Alten. Niemand argwöhnte etwas, als er, an seinem Stabe gebückt, ein Linnen in der Hand, zum Rheine hinabging. War er ja doch arm und konnte nicht das Bedürfniß der Noth ihn zwingen, selbst am Abend des Sonntags sich ein Hemde zu waschen? —

Mit der ihm eigenen Umsicht und Schlauheit vollbrachte er sein Werk. Aus einem nahen Kahne nahm er Haken und Riemen, steckte die Dollen ein und legte das Handruder an die Stelle, schöpfte das Wasser aus und hob den Kahn so weit vom Ufer in den Strom, daß er nur eines Ruckes bedurfte, um auf die silberne Fläche hinaus zu gleiten. Als das Werk vollendet war, kehrte er in seine Wohnung zurück und stieg dann leise die schmale Holztreppe hinauf und trat in das Zimmer, wo sie noch im traulichen Kreise saßen, anscheinend ruhig, aber mit pochendem Herzen Alles erwägend, was sich im nächsten Augenblicke begeben könnte. Elisabeth fühlte, wie hoch sie Conrad verpflichtet war, da er sein Leben ihretwegen gewagt. Der Muth des Jünglings, von seiner Liebe beseelt, verfehlte nicht, ihr Herz ihm günstiger zu stimmen. Seit langer Zeit zum ersten Mal erblickte sie die männlich edle Gestalt vor sich, das schöne Gesicht mit dem kindlich milden und doch wieder so männlich festen Ausdrucke sich gegenüber, und das Mädchenherz begann eine Vergleichung mit dem weichlichen Joseph.

Diese stille, innere Thätigkeit, welche sie, kaum ihrer selbst bewußt, vornahm, war ein so günstiges Zeichen für Conrad, daß, hätte er es gewußt, sein Herz gejubelt haben würde. Und wie liebte er sie! Wie hatte sein Auge geleuchtet, sein Athem gestockt; wie war eine Gluthröthe über seine schönen Züge geflogen, als sie sagte: „Lieber Conrad!"

Während diese Betrachtungen und Gefühle Elisabeth's Herz beschäftigten, beriethen ihre Mutter, Pankraz und Conrad über die

Erhaltung seines Eigenthums. Conrad stimmte damit überein, daß Pankraz mit Vorwissen des pfälzischen Landschreibers Weißgerber dorthin zöge.

Der Chronist der Gotteshäuschen sagt darüber: „Es ist das ein seltsam Ding gewest, und erschien als eine absonderliche Vergunst wohledeln Rathes, daß ohne Verlust des Rechts ein Gotteshäusler durfte ausziehen in ein Bürgerhaus. Sintemalen aber der alte Pankrazius Sulzbacher war über die Maßen wohlgelitten, weilen er allzeit ein unbescholtenes Leben geführet, eine gute Reputation behauptet und hier nur zu Nutz und Frommen eines jungen Bürgers dasjenige that, was ansonsten ihme hätte müssen Schaden zufügen. Und ist auch selbiges Häuselein des Conrad Aichspalter nit verheeret worden, was öffenbarlich des alten Stadtmusikanten Sorgfalt bewirket."

Die Nacht war herabgesunken, dunkel und sternenlos. Eine Wolkenschichte lag dick und schwarz vor dem Glanze der Sterne, und nur der Vollmond vermochte so weit mit seinem Schimmer sie zu durchdringen, daß ein düsteres Zwielicht die scharfen Kanten der Dinge hervortreten ließ, ohne daß man jedoch etwas hätte unterscheiden können, es sei denn, man habe das scharfe Auge eines Schiffers gehabt, das allein im Stand ist, da zu sehen, wo ein anderes Auge nichts sieht. Gerade das war Conrad's Glück an diesem verhängnißvollen Abend.

Montbrisard hatte, nachdem Ursula ihm den Aufenthalt Conrad's verrathen, nichts Eiligeres zu thun, als den Genossen seiner schmählichen Niederlage, de la Feuillade, davon zu benachrichtigen. Der wüthende Mensch wollte sogleich das Gotteshäuschen umkehren, denn Schonung kannte er nicht, und die verletzte Ehre, das boshafte Lächeln Emmerenzien's am Fenster und der glühende Wunsch, die reizende Elisabeth unter einem gültigen Vorwand in seine Gewalt zu bekommen — diese Beweggründe wirkten zusammen, ihn außer die Schranken besonnener Mäßigung zu bringen.

Wie heftig er aber auch wurde, Montbrisard's Beredsamkeit besiegte ihn; denn in dessen Brust waren jene Eindrücke noch nicht

verwiſcht, die er an dem Sonntag im Gotteshäuschen empfangen hatte. War auch vielleicht in ſeiner Seele noch die Abſicht, das Mädchen durch Schonung zu gewinnen, wer könnte das ſagen? Genug, er bewirkte es, daß de la Feuillade unten an des Pankraz Thüre die Wache übernahm und er in der Brüſtung des Mauerfenſters ſeine Stellung wählte. Todt oder lebendig! war Beider Loſung, als ſie ſich trennten, um ihre Poſten einzunehmen.

Die zehnte Abendſtunde war gekommen. Alles war ſtille geworden auf den Gaſſen, und das Leid hatte Ruhe gefunden oder vergoß heimlich ſeine Thränen und ſandte ſtille die Gebete zum Himmel um Rettung der Eingekerkerten, die einem herben Gericht entgegen gingen, deſſen Urtheilſpruch vorauszuſehen war, wenn nicht der Kommandant von Stahleck ſeine Menſchlichkeit geltend machte, die er der armen Stadt mehr denn einmal ſchon bewieſen, obwohl er außer Stande ſich befand, alles das abzuwenden, was im Gefolge der feindlichen Beſitznahme geſchah.

Jetzt läutete vom Thurme von Sankt Peter die große Glocke die Ruheſtunde, und in demſelben Moment ergriff Conrad Eliſabeth's Hand.

„Leb' wohl!" ſagte er mit dem vollſten Ausdrucke ſeiner Liebe.

Sie ſchlug ihr ſchönes Auge zu ihm auf. Ihre Wange war bleich, denn die Angſt ihrer Seele war groß. Sie drückte leiſe ſeine Hand und lispelte: „Gott ſei mit dir und ſchütze dich!"

Es war dem jungen Mann, als könne er die Hand nicht fahren laſſen. Inniger drückte er ſie und wandte ſich dann raſch zur Mutter, drückte ihr und Pankraz die Hand, und indem er ſich zur Thüre wandte, ſagte er: „Folget mir nicht!" — und war verſchwunden.

Montbriſard ſtand auf ſeinem Poſten. Er hielt den Degen blank in ſeiner Hand. Sein Auge hielt feſt an der Thüre, während ihn die Blende des Mauerfenſters faſt verdeckte.

Jetzt knarrte die Thüre leiſe, und Conrad's kräftige Geſtalt ſtand einen Augenblick auf dem Steintritt, der davor lag. Sein durchdringend ſcharfer Blick durchmuſterte die Umgebung. Jetzt erblickte er die Geſtalt des Franzoſen. Er ſah das Funkeln der

Klinge, und wie der hungrige Tiger auf ſeine Beute ſtürzt, ſo ſprang Montbriſard auf ihn ein. Seinen Vortheil kaltblütiger berechnend, als ſein Feind, ſtand Conrad ruhig, bis Montbriſard nahe genug war, um ihn mit dem Degen zu erreichen. Jetzt machte er eine Wendung. Der Degen pfiff an ihm vorüber in das faule Thürgeſtelle, und in demſelben Momente traf ein ſo fürchterlicher Schlag die Hand des Franzoſen, daß klirrend der Degen auf die Platten des Bodens fiel, und mit einem Ausrufe des Schmerzes ſeine Hand herab ſank. Doch ſchnell bückte er ſich nach ſeiner Waffe. Dies ſah Conrad, und ein neuer Schlag auf den Kopf machte Montbriſard taumeln. Dieſer war jedoch nicht der Mann, welcher ſeinen Kampf ſchnell verloren gab. Er raffte ſich auf und fiel mit ſeinen nervigen Armen Conrad an. Jetzt entſtand ein wilder Ringkampf. Die Gegner ſtöhnten im gewaltigen Ringen. Der Sieg blieb lange unentſchieden. Endlich erſah Conrad ſeinen Vortheil, umfaßte mit rieſiger Kraft ſeinen Gegner, trug ihn in die Oeffnung des Mauerfenſters und hob ihn hinaus, daß er ohne Halt über der Tiefe ſchwebte.

Montbriſard umklammerte Conrad's Hals und Arm. „Wache herbei!“ brüllte er in der Todesangſt, und der Ruf drang hin zum Münzthorthurme.

Jetzt ſah ſich Conrad verloren, wenn er nicht ſeinen Feind losmachen könnte. Er bot ſeine letzte Kraft auf, wand Montbriſard's Hände los, und dieſer ſtürzte hinab.

Und es war ſtille unten, als habe der Tod ſein Opfer empfangen.

Aber vom Münzthorthurme her ſtürmten die Franzoſen. Conrad mußte raſch handeln. Er ſchwang ſich über die Brüſtung des Mauerfenſters, ſetzte ſeinen Fuß in die Vertiefungen der Mauer, wo das Waſſer, das bei Eisgängen wider ſie brauſte, den Mörtel ausgewaſchen hatte; faßte ſich an den vorſtehenden Steinen feſt, und als er die Mitte der Mauerhöhe erreichte, führte ihn ein kecker Sprung gerade zur rechten Zeit hinab; denn ſchon ſauſte eine Kugel an ſeinem Ohre vorüber.

Schnell, wie das flüchtige Wild, war er auf dem Hügeldamme vor dem Fleischthörchen. Ein Sprung brachte ihn hinter den Damm. Von da sank das Ufer dem Strome zu und die Kugeln flogen über ihn weg. Ehe noch die Franzosen das Fleischthörchen öffnen konnten, war er in seinem Kahne, und dieser glitt, vom kräftigen Ruderschlage getrieben, wie ein Pfeil über die Fluth hin und verschwand bald im Dunkel der Nacht.

Das Schießen am Münzthorthurme hatte die Folge, daß die ganze Besatzung in Aufregung gerieth. Niemand aber wußte, was geschehen war. Die Wache des Münzthorthurmes hatte den Ruf gehört, sonst wußte sie nichts, als daß Einer entflohen. De la Feuillade klärte indessen bald das Sachverhältniß auf.

„Wo ist Montbrisard?" rief er aus. „Er wird uns sagen, wohin der Spitzbube geflohen ist."

Niemand hatte den Hauptmann gesehen.

De la Feuillade eilte zurück an die Stelle, und hier fand er seinen Genossen im kläglichsten Zustande. Lange hatte er von dem Falle betäubt da gelegen. Als er seine Besinnung wieder gewann, vermochte er nicht aufzustehen. Ein entsetzlicher Schmerz in einem Beine sagte ihm, es sei zerbrochen. Mit Anstrengung aller seiner Kraft hatte er sich gegen die Mauer hingeschleppt und saß nun stöhnend da, sich an die Mauer lehnend.

„Er ist entflohen!" rief er dem Freunde zu, seinen Schmerz vergessend.

„Und du?" fragte dieser. „Du standest ja oben?"

„Er hat eine übernatürliche Kraft," stieß Montbrisard hervor. „Als er heraus trat, wollte ich ihm den Degen in die Brust stoßen, aber mit einer großen Gewandtheit entging er dem Stoße. Die Wuth hatte mich blind gemacht. Er schlug mir den Degen aus der Hand und nun rangen wir; aber ringe du mit diesem Teufel! Er trug mich schwebend ans Mauerloch, und wie ich mich auch bemühte, mich so an ihn zu klammern, daß er mit herabstürzen müßte, es mißlang, und er schleuderte mich herab, daß mir die Besinnung verging. Er selbst sprang herab und ist frei." — Ein Fluch begleitete die letzten Worte.

„Wie ist dir?“ fragte der Andere.

„Mein Bein ist zerbrochen!“

„Alle Teufel!“

„War er denn in dem Häuschen?“

„Wohl war er drinnen!“

„So sollen sie Alle dafür büßen!“

De la Feuillade ließ nun Montbrisard von den Soldaten wegtragen und eilte zu dem Kommandanten, der schon auf dem Wege zu der Stelle war, wo sich der Knäuel der Soldaten befand, um ihm den Hergang und die offenbare Schuld der Bewohner des Gotteshäuschens zu melden.

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Stübchen der angstvoll Bebenden, als Conrad weggegangen war. Sie hatten Alle die Macht verloren, auch nur ein Wort hervorzubringen. Zentnerschwer lag ja die Sorge auf ihren Herzen. Leise Gebete rangen sich aus der Brust los.

Pankraz gewann zuerst den Muth und die Kraft der Rede wieder.

„Ach,“ sagte er seufzend, „wenn er nur glücklich entkommt!“

„Es ist ja so dunkel,“ sagte Elisabeth; „aber“ — und erst jetzt wuchs ihre Angst, „wie kommt er hinaus an den Rhein?“

„Er wird auswendig hinabsteigen,“ sagte Pankraz.

„Gott im Himmel, wie ist das möglich?“ rief das Mädchen und rang die Hände.

„Das ist so schwer nicht und macht mir gar keine Sorge,“ entgegnete Pankraz; „denn das Wasser hat bei den Eisgängen den Mörtel so sehr herausgewaschen, daß es ein Leichtes ist, hinabzusteigen, zumal wenn man die jugendliche Gewandtheit hat, wie Conrad.“

In diesem Augenblicke riß Ursula die Thüre auf. „Was ist zu thun?“ rief sie mit verstellter Angst, denn sie hatte lauernd an ihrem Fensterlein Montbrisard seinen Posten einnehmen sehen und Conrad hinausschleichen gehört. So lange die Beiden draußen rangen, hielt sie sich ruhig; als sie aber den Wacheruf, darauf den

dumpfen Ton des fallenden Montbrisard hörte, und es dann so stille wurde, hielt sie's nicht mehr aus.

Alle fuhren mit Entsetzen von ihren Stühlen auf. „Was gibt's denn?“ fragten sie wie mit einem Munde.

„Was es gibt? Ihr müßt das besser wissen! Ist nicht Conrad fort? Es scheint, als ob ein Franzose auf ihn gelauert habe!“

Jetzt fielen die Schüsse. Man hörte den entsetzlichen Lärm, das Laufen, Schießen, Schreien.

„Armer Conrad!“ rief Elisabeth. „O, warum ließen wir ihn fort.“

Frau Dreis saß wie eine Leiche da.

Pankraz sprang auf. „Satan!“ rief er, „das ist dein Werk! O, dein Lohn wird dir werden!“ Und mit diesen Worten eilte er hinaus. —

Wäre Ursula rein gewesen, dieser Ausruf ihres Todfeindes würde sie veranlaßt haben, ihm, ehe er zur Thüre draußen gewesen wäre, die Gewalt ihrer langen Finger fühlbar werden zu lassen. So aber konnte sie nur hinter einem Schwalle ihrer auserlesenen Schimpfnamen und Schmähungen die Betroffenheit verbergen, daß das richtige Gefühl des Alten die Wahrheit so schnell herausgefunden. Auch die Andern ahneten ihr Unrecht. —

Einige Minuten hatte Elisabeth starr vor Schrecken da gesessen. Die erbleichende Lippe bewegte sich leise in heißem Gebete, das die ringenden Hände, als aus der Seele Tiefe kommend, bewährten. Jetzt sprang sie plötzlich auf und rief: „Ich bin Schuld an seinem Verderben! Ich muß wissen, wie es um ihn steht.“ Sie eilte der Thüre zu; aber Ursula vertrat ihr den Weg. „Wo willst du hin in diesem aufgeregten Zustande? Was willst du beginnen in dieser allgemeinen Verwirrung in dunkler Nacht?“ — fragte sie das Mädchen.

Auch die Mutter hing sich an sie und flehte: „Bleibe, Kind, und füge nicht zu alle dem Leide das größte, daß auch dir ein Unglück widerfahre! Gott wird ihn ja nicht verlassen! Er geht ja nicht auf unrechten Wegen, und Pankraz wird uns Nachrichten bringen.

Der Mutter Wort brachte Elisabeth zur ruhigen Erwägung zurück, und gab ihrer Seele wieder die rechte Richtung. Ermuthigt erhob sie das betende Auge nach oben. „Ja," sagte sie, „Gott wird ihn nicht ins Verderben gerathen lassen!" Ruhig in diesem festen Glauben kehrte sie zu ihrem Sitze zurück, und es trat wieder jene Stille ein, die jedem Gemüthe Zeit ließ, in seiner eigenthümlichen Weise die Lage der Sachen anzusehen und ruhiger Zuversicht oder beängstigender Sorge Raum zu geben.

Nicht lange aber sollte dieser Zustand dauern. Der unglückliche Tag sollte vor seinem Hinabsinken zu seinen Brüdern, die gewesen, ein noch größeres Maaß der Trübsal über die schuldlosen Bewohner des Gotteshäuschens bringen.

Der Zeitraum einer kurzen halben Stunde war hinreichend gewesen, die Ereignisse geschehen zu lassen, die sich so entscheidend gefolgt waren.

De la Feuillade war nicht der Mann, der einen Plan leichtlich aufgab. Wenn auch der Kommandant den rohen Scherz der beiden Offiziere mißbilligte, so konnte er doch das nicht dulden, daß sie ein Bürger mißhandle und ihre Soldatenehre beflecke. Auf diesen Umstand hin baute de la Feuillade seinen Plan, das Mädchen in seine Hand zu bekommen. Er stellte es dem Kommandanten so dar, als hätten die Bewohner des Gotteshäuschens frevelnd den Frevler verborgen, als sei er von ihnen auch unterstützt worden, als er Montbrisard die Mauer hinabgeworfen habe. Dieser konnte das falsche Zeugniß nicht entkräften, weil Montbrisard bereits in den Tempelherrnhof getragen worden war, wo das Lazareth der Besatzung hatte müssen errichtet werden. Der meuterische Geist der Stadtbewohner wurde ihm so vorgestellt, daß am Ende der Kommandant selber daran glaubte, zumal von Seiten der Soldaten so viel als möglich ihre Schuld an den aufrührerischen Bestrebungen verheimlicht und verdeckt wurde.

„So wurde es denn de la Feuillade nicht schwer, einen Verhaftsbefehl zu erwirken, der, mündlich ertheilt, um so mehr Macht in die Hand Dessen legte, der ihn ausführte, als er jener Begren-

zung entbehrte, welche wahrscheinlich der schriftlichen Ausfertigung nicht würde gemangelt haben. Es lag aber nicht im mindesten in Feuillade's Plan, die Verhaftung selber vorzunehmen. Schlau berechnete er, daß dieser Umstand ihn in des Mädchens Augen würde gehässig erscheinen lassen. Er wählte daher seinen Lieutenant zur Ausführung, und, da der Kummerhof keinen Raum mehr in seinen Verließen hatte, so bestimmte er ihm das enge Gefängniß des Marktthorthurmes, um die zu verhaftenden Personen dort einzukerkern.

Ungesäumt brach der Lieutenant auf, seinen Befehl auszuführen, und wenige Minuten später wurde der Frieden des Gotteshäuschens auf eine Weise erschüttert, welche der getreue Chronist zu schildern kaum Worte finden kann.

Er sagt, daß ein Offizier mit acht Mann in das Häuschen eindrangen und rücksichtslos die Stube der vielgeprüften Frau Dreis betraten. Mit rohen Worten und heftigen Drohungen habe er Alle, welche sich in dieser Stube befanden, herausgerissen und mit sich fortgeschleppt. Umsonst, fährt er fort, seien alle Bewohner der übrigen Gotteshäuschen zusammengeströmt und hätten fußfällig um Schonung der Unglücklichen gebeten. Frau Dreis aber habe sie beruhigt; habe mit großer Glaubenskraft gesagt, es sei dies eine neue Prüfung, die der Herr ihr sende; sie habe aber Glaubensmuth genug, sie zu tragen, und habe die Hoffnung, der Herr schlage wohl, aber er werde auch wieder heilen; er beuge, aber erhöhe auch wieder und lasse alle unsere Prüfungen ein solches Ende gewinnen, daß wir es könnten ertragen. Darauf habe sie noch an zwei Worte der heiligen Schrift erinnert, an die: „Aus sechs Trübsalen habe ich dich errettet und in der siebenten will ich dich nicht verlassen!“ und: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen.“ Zuletzt habe sie Alle gebeten, ihrer in ihren Gebeten zu gedenken, und sei darauf mit den Franzosen von dannen gegangen nach dem Gefängniß.

Wehklagend hätten sie, schließt der Chronist diesen Tag, Alle bis zum Marktthorthurme begleitet. Selbst der Wärter, der „hart

daneben wohnete, in dem Hauſe, zwiſchen dem und dem Thurme vor der Treppe, ſo nach der Untergaſſe führet," habe unter heißen Thränen aufrichtigen Mitleides die Thüren des Gefängniſſes erſchloſſen und „alle Welt habe geſagt, niemals ſeien ſchuldloſere Gefangene in ſelbiges Gefängniß geſetzet worden."

Daß auch Urſula mit fortgeführt wurde, hätte, wäre nicht das Leid um Frau Dreis und das „herzliebe Kind" ſo groß geweſen, Freude bei Allen erregt, welche das Dach der Gotteshäuschen ſchirmte. Selbſt der Chroniſt verhehlt es nicht, daß ihr ſolch Ungemach wäre gegönnt worden, „ſintemal ſie eine böſe Sieben" geweſen ſei und ärger denn ein Drache, und citirt eine große Zahl Stellen aus den Sprüchen Salomon's und dem Buche Sirach, welche von böſen Weibern handeln und von dem traurigen Looſe, mit ihnen unter Einem Dache zu hauſen. Sie hatte ſich anfänglich wie eine Raſende geberdet; aber etliche unſanfte, handgreifliche Einreden, die einige Gewehrkolben an ihre beträchtlich langen Seiten richteten, beſaßen eine ſo ungemeine Ueberredungskunſt, daß ſie ſich alsbald ſo ſtille in ihr unerwartetes Geſchick fügte, wie Frau Dreis und Eliſabeth auch, wenn auch freilich andere Beweggründe bei ihr vorwalteten, als in der Seele dieſer frommen Dulderinnen.

Wie könnte aber die Ueberraſchung, der Schrecken und das Leid des alten Pankraz beſchrieben werden?

Gleich einem lauernden Iltis war er einhergeſchlichen, um eine Kunde zu erhalten; aber nur wenige Bewohner der Stadt wagten es, ihre Häuſer zu verlaſſen, um zu hören, was geſchehen ſei.

Nur der alte Vogel, der Stammgaſt im „Sterne," der, weil er mit den Wälſchen reden konnte, ihnen bekannt war, ſchlich unter ihnen herum und ſchnappte gierig jedes Wort auf, welches ſeinem Ohre zugänglich war. An ihn wandte ſich Pankraz. Er zog ihn bei Seite.

„Was gibt's?" fragte er, „du verſtehſt ja die verfluchten Pfalzvergifter, was ſagen ſie denn?"

„Sie reden von Einem, der einen franzöſiſchen Offizier die

Mauer herabgeworfen, daß er ein Bein und ein Gefach Rippen brach" — ſagte Vogel.

„Brav gemacht!" jubelte halblaut Pankraz; „hätt' er ihnen nur all' die Hälſe gebrochen."

„Still," raunte ihm Vogel ins Ohr. „Sie verſtehen deutſch genug, um zu wiſſen, daß du ihnen da keinen Segen wünſcheſt."

„Haben ſie denn den Flüchtigen gekriegt?"

„Nein," verſetzte Vogel; „das iſt es eben, was ſie raſend macht."

„Gelobt ſei Gott!" ſtieß Pankraz heraus.

„Willſt du ſtille ſein!" mahnte Vogel. „Aber es kommt mir faſt vor, als wüßteſt du mehr von der Sache, als ich. Wer iſt's denn?"

„Sei ſtille," ſprach Pankraz. „Es iſt Conrad Aichſpalter, meiner Schweſter Kind! Komm', laß uns nachſehen, ob ſein Kahn fort iſt; dann bin ich gewiß, daß er gerettet iſt, ſonſt nicht."

Die Dunkelheit begünſtigte die Unterſuchung der beiden Alten. Als Pankraz den ihm wohlbekannten Kahn nicht mehr fand, da hob er Augen und Hände zum Himmel und betete leiſe ein Dankgebet, wie es ſelten aus einer dankerfüllteren Seele zum Himmel ſtieg.

Er zog Vogel ſchnell zur Stadt zurück, und es war hohe Zeit, daß ſie kamen, denn die Franzoſen ſchickten ſich an, in die Stadt zurückzukehren. Es gelang Beiden noch, unbemerkt hineinzuſchlüpfen. Pankraz drückte Vogel's Hand, und während Erſterer die Treppe zur Seite des Krahnenthorthurmes hinauf eilte, um den Mauergang zu gewinnen, ſteuerte Vogel langſam die Krahnengaſſe hinauf, wo aus jedem Fenſter Fragen die Fülle an ihn gerichtet wurden, die er des Breiteren beantwortete.

Als Pankraz an dem Gefängniſſe des Marktthorthurmes vorüberging (denn der Mauergang führt gerade vorüber), ahnete ſeine Seele nicht, wer hinter der mächtigen Bohlenthüre ſchmachte; als er aber dem Gotteshäuschen ſich näherte und er das Wehklagen vernahm, welches von den Gotteshäuslern ausging, die noch immer gruppenweiſe auf dem Mauergange ſtanden, da überfiel ihn eine

Angſt, die ihm kaum weiter zu gehen zuließ. Der Athem ſtockte in ſeiner Bruſt und eine Ahnung ſagte ihm, daß das Elend aufs neue dort eingekehrt, wo ſchon ſo manche Thräne gefloſſen ſei.

Endlich langte er an, und das ganze Gewicht der erſchütternden Nachricht traf ihn. Nicht einmal der Umſtand, daß Urſula mit in Haft gebracht ſei, konnte ſeinen Schmerz lindern. Lange hatte der in manchem Leid ergraute Mann keine Thräne vergoſſen; aber jetzt weinte er wie ein Kind, und weinend ſchloß er die Thür und ſtieg mit ſeinem Lichtlein die Holztreppe hinab, und erſt, als bereits der Tag in Oſten die erſten Lichter entſandte, kam ein Schlaf der Ermattung über ihn, der, durch beängſtigende Träume geſtört, nicht einmal dem müden Greis Erquickung bereitete.

X.

Das trägt ſich leicht,
Was tief uns beugt —
Wenn des Gewiſſens Vorwurf ſchweigt.
Altes Kirchenlied.

So unerwartet der Schlag die Frauen des Gotteshäuschens getroffen, ſo behaupteten doch Eliſabeth und ihre Mutter den aus Gottvertrauen erwachſenden Gleichmuth in dieſer ſchweren Prüfung; allein ſo war es nicht bei Urſula.

Die Kolbenſtöße der Franzoſen hatten zwar dem Strom ihrer gallichten Beredſamkeit einen Damm entgegengeſtellt, den zu überfluthen Furcht vor der Wiederholung ſolcher Liebesgrüße abhielt; allein das war nur ein gewaltſames Niederdrücken ihrer inneren Seelenarbeit. In ihr kochte es um ſo wilder, je weniger ſie es wagen durfte, ſich einen entladenden Ausbruch zu geſtatten. Selbſt das Weinen und Wehklagen der Bewohner der andern Gotteshäuschen mehrte ihren Grimm; denn ihr galt die Trauer nicht; und ob ſie ſich gleich kaum verhehlen konnte, daß ſie eher das Gegentheil von dieſer Aeußerung der Theilnahme verdienen möchte, ſo wollte

ſie ſich das doch nicht ſelber zugeſtehen, und ſehnte ſich nach dem Augenblicke, wo ſie ungeſtört ihren Zorn auslaſſen konnte.

Kaum war daher der Riegel der inneren, eiſernen Gefängnißthüre vorgeſchoben, kaum knarrte die äußere Thür in ihren Angeln, ſo überſtürzte ſie ſich in Flüchen und ſchmähenden Worten. Alle Welt empfing ſeinen Theil. Zunächſt waren es die Franzoſen, dann der pfälzer Landſchreiber, der ſich getreuer Unterthanen nicht annähme; ſodann die Gotteshäusler, welche ihre Liebesworte empfingen. Weiter kam Conrad an die Reihe, und zuletzt Frau Dreis und Eliſabeth, die ſie als die Urſache ihrer Gefangenſchaft ſchmähte.

Lange trugen es die beiden Dulderinnen; aber endlich war es zu arg, und Eliſabeth erhob ſich, der Alten einmal wieder ins ſchlummernde Gewiſſen zu reden. Sie hatte ſo oft den Sturm bedräuet, daß er ſich legte; ſie war ſo oft ſchon den Ausbrüchen raſender Wuth beſchwichtigend entgegen getreten, daß ſie es auch jetzt verſuchte, obwohl ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie das böſe Weib nie in einem ſo gewaltigen Grad erzürnt geſehen. Auch diesmal gelang es wieder, und zwar mit ſo überraſchendem Erfolge, daß ſelbſt die Mutter ob der Macht erſtaunte, welche ihres ſanften Kindes ſanftes Wort über dieſe zorneswilde Seele errungen hatte.

Allmählig legten ſich die ſchäumenden Wellen des erzürnten Stromes, und es trat einige Ruhe ein. Als aber die an ihr weiches Bett gewöhnte Alte ihre langen Glieder auf die Holzpritſche legen mußte, da brach noch einmal der zurückgedämmte Strom los, und erſt als der Schlaf der Ermüdung der Zunge Ruhe brachte, wurde es ſtille.

Mit wunderbarer Ruhe fügten ſich Frau Dreis und Eliſabeth in ihr herbes Geſchick. Wußten ſie ja doch von keiner Schuld, der ſie das Gefängniß zuſchreiben konnten! — Nur Eins ſcheuchte die Ruhe von ihren Seelen, den Schlaf von ihren Augen — die Sorge um Conrad. Noch war ja der Zuſammenhang der Ereigniſſe ihnen völlig fremd; noch hatten ſie keine Gewißheit, was aus dem Armen, der ihretwegen litt, geworden ſei.

Um ihre geringe Habe bangte ihnen nicht; denn Pankraz und die Treue der übrigen Genossen der Gotteshäuschen bürgten ihnen für den vollsten Schutz. Vor den Folgen ihrer Haft hatten sie auch keine Sorge; denn sie waren sich keines Unrechts bewußt, und das, was sie hätte beängstigen können, Feuillade's schändliche Absichten, das ahneten sie nicht. Ihr Gottvertrauen überwand allen Schmerz, alle Furcht. Ruhig legte sich, nachdem sie für Conrad und sich selbst gebetet, der Schlaf auf ihre Augen; obwohl das ungewohnte Lager diejenigen Eigenschaften nicht im mindesten besaß, welche einen sanften Schlaf herbeizuführen geeignet sind.

Pankraz hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als er durch einen wüsten Traum geweckt wurde. Er sah Elisabeth händeringend dasitzen und hörte ihre Wehklage um Conrad's Schicksal, das ihr unbekannt war.

Er sprang von seinem ärmlichen Lager auf.

Eben färbte sich der östliche Himmel roth. Auf der unglücklichen Stadt lag noch die Stille des Grabes. Rasch kleidete er sich an, denn er erinnerte sich, daß auf der Südseite des Marktthorthurmes sich eine schmale Lucke befand, die, obwohl sie mit Eisenstangen wohl versehen war, dennoch gestattete, daß man mit den Gefangenen reden konnte, da ein Mauerfenster fast wider der südlichen Seite des Thurmes sich gegen den Rhein hin öffnete.

Ungesäumt eilte er nun dorthin. Er rechnete dabei auf den Umstand, daß die Thorwachen, weil sie am gestrigen Abend gestört worden, hart und fest schlafen würden.

So leise als möglich schlich er sich über den Mauergang hin. Seine Voraussetzung hinsichtlich der Wache trog ihn nicht. Es war in dem von Zinnen geschützten Thurmgemache, worin sich die Thorwache aufhielt, so stille, als ob keine Menschenseele sich dort aufhielt. Als er gegen der Lucke war, warf er ein Kieselsteinchen hinein. Elisabeth wachte schon. Sie ahnete, daß das Steinchen von einer befreundeten Hand käme, und eilte an die Lucke, wo ihr in ziemlicher Nähe Pankraz's freundliches Gesicht entgegenlächelte. „Unsere Zeit ist kurz," flüsterte er ihr zu, „und die Wände haben

Ohren, darum komme ich so frühe.“. Nun erzählte er ihr, was sich mit Conrad und dem Franzosen Montbrisard zugetragen; berichtete ihr, daß er glücklich allen Nachstellungen entgangen und mit seinem Kahn entkommen sei. Er sagte ihr, daß er nun in Conrad's Häuschen ziehen werde, und dann eilte er eben so leise zurück, wie er gekommen war.

Elisabeth sank, als er weggegangen war, auf ihre Kniee, und brachte ihr Dankopfer Dem, der Conrad vor den Verfolgungen seiner Feinde gerettet hatte. Ihre Seele durchdrang eine hohe Freude. Mochte nun auch kommen, was da wollte, sie fühlte sich stark, es zu tragen.

Armes Kind, dir ist noch völlig fremd der sittliche Abgrund, in den eine Menschenseele fallen kann, die aller Religion ledig, aller edleren Grundsätze baar, nur der wilden Leidenschaft Raum gönnt und, an keine Unschuld, an keine Sittlichkeit glaubend, die eigene Verworfenheit in jedem Andern wiederzufinden meint.

Es war etwa um die neunte Stunde des Morgens, als die Riegel des Gefängnisses rasselten. Die Frauen vermutheten den Gefängnißwärter nahen zu sehen, allein sie täuschten sich.

Feuillade trat herein, und sein Diener schloß hinter ihm die Thüre.

Mit heuchlerischer Freundlichkeit nahte er. Seine Reden waren süß wie Honigseim. Er bedauerte mit vielen Worten die Härte des Kommandanten, der um der Flucht eines Unwürdigen willen die Schuldlosen eingekerkert habe. Da er aber Beisitzer des Gerichtes sei, so hoffe er Gelegenheit zu finden, für ihre Befreiung zu wirken, — wenn — Elisabeth dankbar sein wolle, die er mit aller Gluth seines Herzens liebe.

Das Mädchen und die Mutter erstarrten schier vor der Rede des Schändlichen. — Elisabeth vermochte vor Ueberraschung und innerer Empörung keine Sylbe zu reden; wohl aber nahm die Mutter das Wort mit aller Kraft sittlich religiösen Ernstes und traf den Wüstling mit gewichtigen Schlägen; allein das prallte Alles ab an seiner Unempfindlichkeit gegen das Sittliche und Reine.

Er lachte laut auf und meinte, das seien veraltete, spießbürgerliche Begriffe; übrigens müsse sie bedenken, daß er die Macht habe, das zu erzwingen, was man ihm gutwillig nicht gewähren wolle. Und nun sprach er aus einem andern Ton, und nahte sich Elisabeth, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen. Wie fand sich aber der Unhold getäuscht! Das deutsche Mädchen stieß ihn mit einer Kraft zurück, daß er gegen die Wand taumelte.

Wüthend durch solches Zurückweisen, schwur er, sie durch alle Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ständen, dahin zu bringen, daß sie sich ihm gerne überliefere.

Bis jetzt hatte Ursula geschwiegen; aber jetzt riß der zarte Faden ihrer Geduld mit einem Mal entzwei.

„Wagt es," rief sie, „wenn Ihr den Muth habt! Wagt es! Sie ist die Verlobte Joseph's, sag' ich Euch, und wehe Euch, wenn Ihr einen Schritt weiter geht. Mir ist mehr bekannt, als Ihr glaubt. Ich weiß den Weg nach Montroyal, wo Montal, Euer Feind, einen Arm hat, der bis dahin reicht, wo Louvois Euren großen König leitet." —

Feuillade erbleichte, als dies Weib diese Worte ausstieß. Woher konnte sie wissen, was nur Wenigen im Heere bekannt war? Deutete sie auf Dinge, die nicht bekannt werden durften?

„Was willst du, alte Hexe?" rief Feuillade, einen Schritt zurücktretend.

„Soll ich es Euch sagen, was in trunkenem Uebermuthe Ihr selbst ausgeplaudert? Was Ihr mir selbst gesagt? Soll ich ausplaudern, daß Ihr von mir ein Tränklein erkaufen wolltet, um Montal aus der Welt zu schaffen, der im Stande ist, Eure Büberei aufzudecken? Denkt an Landau und geht hin, gedrückt von dem Gewichte dessen, was ich weiß. Aber wagt Euch nicht wieder hierher."

Feuillade erbleichte vor Wuth. Er sah sich in die Hand dieses teuflischen Weibes gegeben. Schwarze Gedanken gohren in seiner Seele. Sie mußte unschädlich gemacht werden! Glatt wie ein Aal, der sich in allen Richtungen windet, brach er plötzlich in eine helle Lache aus. Er zog Alles ins Komische, begann mit Ursula

zu ſcherzen und entfernte ſich dann ſchnell; aber in ſeiner Bruſt gohr ein Haß, der kein Maß kannte.

Dieſes Weib mußte er mehr fürchten, als irgend Jemanden auf der Erde. Sie wußte Dinge aus ſeinem Leben, die ihn vor die Mündungen der Gewehre gebracht haben würden, ja noch mehr — auf das Schaffot. Und er ſelbſt hatte ſich in ihre Hand gegeben. Sein Gold ſollte ihren Mund ſchließen. Nun ſah er ein, daß dafür nur ein Schloß übrig war — das Grab. Wer ſtand ihm dafür, daß ſie das, was ſie hier geſagt, zur Lucke der Gefängniſſes hinausriefe? Sie freilaſſen — half nicht, wenn er nicht von dem Mädchen abſtehen wollte, und das kam ihm nicht in den Sinn.

Brütend über ſeinen ſchwarzen Gedanken, ſchritt er über den bedeckten Mauergang hin. Da begegnete ihm ein Korporal ſeiner Kompagnie, ein Auswurf der Hölle, einer der Brandmeiſter, die ſchonungslos und gewiſſenslos die Fackel in die Wohnungen der pfälziſchen Bürger geſchleudert, der zu Allem fähig war, wenn irgend ein Vortheil zu erringen ſtand.

Beide verkehrten lange und heimlich, und als endlich Feuillade's Börſe in des Korporals Hand glitt, war der Handel geſchloſſen, dem die Hölle ihr Siegel aufdrückte.

Unterdeſſen hatte Eliſabeth Urſula zur Rede geſtellt, wie ſie es wagen könne, ſie für Joſeph's Braut auszugeben und eine ſo frevelhafte Lüge auszuſprechen.

„Biſt du's denn nicht in deinem Herzen?“ fragte Urſula mit ihrer nichts achtenden Keckheit. „Ich habe es geſchworen, du ſollſt ſein Weib werden, und jedes Hinderniß werde ich beſiegen, ſo oder ſo.“ Sie machte eine ſeltſame Bewegung der Hand, und ihr Auge glühte in dunkelm Feuer.

Tief empört, richtete ſich das Mädchen ſtolz vor der leidenſchaftlich Erregten auf, legte die Hand aufs Herz und ſagte feierlich: „Und ich ſchwöre hier vor und zu dem Herrn, daß ich *nie* ſein Weib werde, und wenn alle Mächte der Hölle ſich mit Euch einigten. Er iſt der Sohn des Mörders meines Vaters — wir ſind auf ewig geſchieden.“

Das Wort ſprach Eliſabeth mit einer Kraft und einem Nachdrucke, daß es noch lange im Herzen wie im Ohr Urſula's nachklang. Sie ſtand wie eine Bildſäule da. Alle ihre Gedanken vergingen. Sie mußte ſich an die rauhe, feuchte Kerkerwand lehnen, ſo hatte ſie das Wort erſchüttert.

Und eine tiefe Stille trat ein und währte bis zur ſinkenden Nacht. Es war, als habe dieſe Erklärung Eliſabeth's die redſelige Zunge Urſula's gelähmt und überhaupt alle Kraft geraubt. Darauf war ſie nicht vorbereitet geweſen. Es war zu viel für ſie! —

XI.

Die Nacht, ſie hüllt in ihren dunkeln Schleier,
Den Edeln, wie das Ungeheuer,
Und beider Thaten hüllt ſie ein.

* * *

Als die Schüſſe knallten, ſprang Conrad in den Kahn. „Schießt nur!“ rief er lachend aus, „mein Ruder und mein Riemen bringen mich raſch aus Eurer Schußweite.“

Und ſo war es. Pfeilſchnell ſchoß ſein Kahn über die vom Hauch eines leiſen Abendwindes bewegte Fluth. An eine Gefahr war nicht zu denken, denn dem kühnen Fergen und Schiffer war jeder Quadratfuß Waſſerfläche auf dem Gebiete von Lorch bis Caub hinab ſo bekannt, wie der Raum ſeines kleinen Hauſes. Kaum hörbar ſtrich ſein Ruder die Fluth; kaum hörbar glitt der Kahn über des Stromes friedliche Fläche hin. In der Mitte des Rheins angelangt, brachte er durch einen tüchtigen Stoß den Kahn in das jenſeit liegende Fahrwaſſer, und pfeilſchnell ſchoß er nun gegen die Oſtſeite der Inſel.

Unterhalb Bacharach, zwiſchen dem ſogenannten „wilden Gefährte“ und dem Strudel der „Wirbellai“ liegt ein ſich langhindehnendes Eiland, von dem Landesherrn in jenen Tagen der Familie Heiles verliehen und daher „das Heileſen Wörth“ genannt.

Rings an ſeinen Ufern war ſie in jenen Tagen dicht mit Weiden und Erlen bewaldet, die ein faſt undurchdringliches Dickicht bildeten. Weit über die Ufer hinaus hingen die Weiden, und wer es erreichen wollte, mußte ſich unter ihnen hindurch winden, dabei aber ſich auf Gefahren gefaßt machen; denn leicht ſchleuderte eine zurückgedrängte und wieder die Freiheit gewinnende Weide durch ihre Federkraft Schiffer und Kahn in die ſtürmende Welle, die ſich, durch die Inſel im Laufe beengt, hier mächtiger durchdrängt.

Dem daherfluthenden Rhein entgegen thürmen ſich gehäufte Klippen, und ihr Daſein bedingt das Daſein der Inſel, weil ſie des Eiſes Macht brechen und das Anlegen des Sandes begünſtigen.

Etwas tiefer gegen die Mitte der Inſel ſteht ein Häuschen, eine Art von Pavillon.

Zu der Zeit, in welcher ſich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, zutrugen, lag das Häuschen ſo ziemlich in Ruinen, wenn es auch nicht völlig zerſtört war.

Im Jahr 1632 waren die Schweden bei dieſer Inſel über den Rhein gegangen. Guſtav Adolph leitete von der Höhe dieſes Häuschens aus den Uebergang, und hatte zu dem Ende ſchnell das Dach abdecken laſſen, ſo daß er frei hier oben ſtand und ſeine Befehle ertheilen konnte. Seit dieſer Zeit war auf das Gewölbe, welches das untere Geſchoß des viereckten Häuschens ſchloß, der Regen und alle Ungunſt der Witterung eingeſtürmt, und Niemand trug Luſt, das Dach wieder herzuſtellen, denn die Inſel war damals ſchier zu einer Tenne zertreten worden. Die Zeiten waren ſchlimm, welche der Periode voll Drangſal folgten. Die Familie Heiles war nach Heidelberg gezogen, und der alte Diener, welcher über ihre ſtattlichen Beſitzthümer die Oberaufſicht führte, hatte nicht die Thatkraft, welche nöthig geweſen wäre, das Alles wieder nutzbar zu machen, was mit dem breiten Fuße des Verderbens eine ſchwere Zeit zermalmt hatte, daher die Inſel einer Wildniß glich.

Auf dies Häuschen hatte Conrad ſein Augenmerk gerichtet. Niemand beachtete es, daher bot es ihm Obdach und Zuflucht. Unter den weit in den Strom hinaushängenden Weiden war ſein

Kahn ſo leicht zu verbergen, daß ihn ſelbſt das ſchärfſte Schifferauge nicht würde entdeckt haben. Mußte er länger hier weilen, ſo öffnete ihm das Niederthal einen leichten Weg, um, ebenfalls verborgen, nach Weiſel zu gelangen, wo er gewiß war, Lebensmittel zu finden.

Was ihn am meiſten drückte war die endloſe Langweile, eine Folge der völligen Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war. Während des Tages durfte er nicht vor die Mauern des Häuschens treten, wollte er nicht von beiden Ufern her geſehen ſein, zumal die Weinbergpfade die Inſel ganz zu überblicken geſtatteten. Entweder innerhalb der Mauern, oder unter dem überhängenden Dickigt war ſein Aufenthalt. Oft ſank ſein Auge zu; aber dann konnte er die Nacht hindurch nicht ſchlafen, ſo weich auch ſein Lager von dürrem Graſe war, und die Phantaſie hatte dann einen Spielraum, den ſie mit voller Kraft ermaß.

So war in tödtlicher Langweile der Montag vorübergegangen. Er hatte die Kähne, die Schiffe, die Wanderer, die eilenden Wolken, die der Thalwind trieb, beobachtet, aber nirgends ein Wort von Eliſabeth vernehmen können, für deren Sicherheit eine entſetzliche Angſt ihn zu ergreifen begann! — Stellte er ſich die Umſtände einfach zuſammen, ſo erkannte er klar, daß ſie bloßgeſtellt war, und daß bei der Feindſeligkeit der Franzoſen das kaum ohne üble Folgen vorüber ging. Erwog er aber die Nachſtellungen der Offiziere und die Möglichkeit, daß ſie dieſe Gelegenheit benutzten, das ſchöne Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, ſo gerieth er in einen Zuſtand fieberiſcher Aufregung. War ſie nicht ſchutzlos? Durfte er ſie verlaſſen? Und doch, wie ſtand er ſelber? Ließ er ſich blicken, ſo fehlte vollends aller Beiſtand der Lieblichen, den er jetzt wenigſtens heimlich leiſten konnte.

Ja, das wollte er, wie groß auch die Gefahr ſein möchte. Das Wie aber lag noch im Zweifel, und daran zerarbeitete ſich ſein Geiſt.

Die Nacht kam endlich, in deren Schutz er hinüber wollte, das zu erkunden, was ihn mit tauſend Sorgen quälte; aber er

wollte Wachen und Stadt erſt in die Arme des mitternächtlichen Schlafes ſinken laſſen, ehedenn er die Stadt beträte, wo ihm, wenn man ihn erkannte, der Tod gewiß war. Dieſe Angſt, dieſe Zweifel waren indeſſen zehnfacher Tod, und länger hielt er's nicht aus ohne Gewißheit!

Auch heute war der Himmel mit einer tiefliegenden Wolkenſchichte bedeckt, von der des Schiffers Kennerauge die Gewißheit genommen, daß ſie ſich als ſtarker Nebel auf Thal und Gebirge legen würde, wenn der Morgen nahe.

Er ſtand auf den Klippen vor dem Häuschen, wo kein Weidengebüſch die Ausſicht auf den Fluß und die Stadt mit ihren Thürmen und ihrer Burg verdeckte. So dunkel war die Nacht nicht, daß man nicht hätte beobachten können, was über der Fläche des Stromes vorginge.

Jetzt läutete es zehn Uhr. Der Strom trug die gewaltigen Glockentöne zu dem Jünglinge herüber, und ſie trugen ſeine Seele himmelwärts. Was er im Gebete heiſchte? O, Eliſabeth's Glück war es. An ſich dachte er ja kaum.

Die Töne verklangen. Tiefer ſenkte ſich die nebelige Wolkenſchichte. Nur noch matt flimmerten die Lichter von Stahleck herab, deſto heller die aus den Fenſtern der armen Stadt. Allmählig erloſchen auch die, und nur auf den Thürmen ſah man die Lohe der Wachtfeuer durch die Fenſter ihren gluthvollen Schein werfen. Es ſchlug elf Uhr auf dem Thurme von Sankt Peter. Sein ſcharfes Auge beobachtete, wie der Schein der Wachtfeuer trüber wurde. Auf dem Eckthurm, in deſſen mächtigen Gewölben Pulvermaſſen lagen, erloſch es zuerſt, dann auf dem Münzthorthurm, und ſo hielt es die Reihe, das Erlöſchen, bis endlich Alles todtſtille war und dunkel.

Zitternd vor Ungeduld ſtand er noch einen Augenblick, um ſich vollends zu vergewiſſern, daß Alles nach Wunſche ſicher ſei, ehe er zu ſeinem Kahn eile, ihn mit ſicherer Hand in die Fluth hinauszuſtoßen.

In dieſem Augenblick feſſelte ihn eine Erſcheinung außerge-

wöhnlicher Art. Sein scharfes Ohr erkannte deutlich einen leisen, sehr vorsichtigen Ruderschlag von der Stadt her, den eine kunstgeübte Hand führte. Conrad ließ sich auf ein Knie nieder und sah scharf über die glänzende Linie hin, welche die Oberfläche des Wassers bildete. Wenige Augenblicke später sah er einen Kahn daher kommen, in dem mehrere Franzosen theils standen, theils saßen. Einer führte das Ruder so, daß man den erfahrnen Schiffer auf der Stelle erkennen konnte. Die Richtung des Kahnes schien auf die Insel zu gehen.

Ha! Das gilt dir! sagte Conrad zu sich; aber er erschrack nicht eben heftig, denn er kannte so sichere Schlupfwinkel auf der Insel, daß selbst Solche, welche die Räumlichkeit genau kannten, ihn nicht würden gefunden haben.

Seine einzige Besorgniß, die freilich ihn nicht unberührt ließ, wenn er an die Auffindung und Wegnahme seines Kahnes dachte, wurde indessen bald gehoben. Der fremde Kahn schnitt jetzt nicht weit vor dem Eilande quer durch, um das rascher fluthende Fahrwasser zu erreichen. Die Ruder ruhten und überließen den Kahn dem Strome. Die Soldaten hoben eine weibliche Gestalt auf, die im Kahne gelegen. Sie war sehr groß. Wie sie auch geknebelt war, sie rang heftig. Man konnte ihre halberstickten Laute hören. Bald aber übertönte ein teuflisches Hohngelächter diese Laute, und ein dumpfer Schlag ins Wasser ließ den Einsamen erkennen, daß sich die Fluth über der Unglücklichen für immer geschlossen, und im kühlen, feuchten Bette sie den Todesschlaf zu schlafen begonnen hatte.

Rascher schlugen jetzt die Ruder in die Wellen, und bald war der Kahn gegen Bacharach hin wieder verschwunden.

Conrad stand starr vor Entsetzen. War auch Alles von der offenen Gewalt der Feinde zu fürchten, an ein heimliches Hinmorden dachte Niemand. Jetzt war das Entsetzlichste vor sein Auge getreten, was er je erlebt, was er nie gedacht, und im Innersten seines Wesens rieselte das Entsetzen mit Eiseskälte. War indessen früher schon seine Angst um Elisabeth groß, jetzt wuchs sie in rie-

sigem Maaß, und ohne weiter etwas zu überlegen, rannte er zum Ufer, löste seinen Kahn, schob ihn hinaus in die Strömung und sprang hinein.

Er trieb ihn mit kräftigem Ruderschlag, um die gegen Land gerichtete Spitze der Insel; steuerte dann unter überhängenden Weiden bis gegen die Klippen, welche hier zwischen dem linken Ufer des Rheins und der Insel liegen, durchschnitt darauf den schmalen Arm des Stromes, welcher zwischen der Insel und dem linken Ufer durchfließt, und gewann schnell einen sichern Landungsort; denn auch hier wucherten Weiden im üppigsten Dickigt, und unter ihnen barg er den Kahn. Vor ihm lag nun die Niederung, in welcher die Bewohner der Stadt ihre Gärten haben, und die den unseligen Namen „Ketzer" trägt, weil hier einst in jenen finstern Zeiten der Kirche und unmenschlicher Priestergewalt ein Armer den schrecklichen Feuertod auf dem Scheiterhaufen starb, weil er mit den erstarrten Satzungen der Kirche innerlich zerfallen war und ihn das Gewissen drängte, mit dem Munde Zeugniß von seiner Ueberzeugung zu geben. Schmale Wege, theils von Rebenspalieren, theils von hohen Zäunen eingefaßt, führten gegen das nächste Stadtthor, das an der Münze, in dessen unmittelbarer Nähe die Gotteshäuschen liegen.

Conrad schlich, gebückt, durch diese Wege zur Mauer und, eng an diese angedrängt, gelangte er zu der Stelle, wo er in der vorigen Nacht herabgeklettert war. Das Hinaufklettern ging eben so gut und völlig unbemerkt von statten. Leise stieg er die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinab, an Pankraz's Fenster. Er klopfte. Alles war still. Pankraz schlief in Conrad's Hause. Ein stärkeres Klopfen würde die Nachbarn geweckt haben. Er ließ daher ab und stand rathlos da. — Endlich kehrte er auf die Mauer zurück und schritt vorsichtig den Mauergang entlang bis zur Wohnung des Gefängnißwärters und Nachtwächters Arnold Fabian, welcher neben dem Marktthorthurme wohnte. Dort war Licht, das sah er durch die Fugen des Ladens. Auf sein Klopfen wurde ihm geöffnet.

Der Wächter prallte zurück, als er Conrad erblickte, denn er

war sein Jugendfreund und Spielgenosse, der ihn immer herzlich lieb gehabt, aber auch die Gefahr kannte, welcher er sich jetzt aussetzte.

„St!“ flüsterte Conrad, schob den Erstaunten zurück in die Thüre, folgte ihm schnell und schloß ab.

„Woher kommst du? Was willst du hier, wo dein Kopf auf dem Spiele steht?“ fragte betreten der ehrliche Fabian.

„Stille, stille!“ entgegnete Conrad. „Sage mir nur, wie es um Elisabeth und ihre Mutter steht!“

Sie waren in die Stube getreten, und da Fabian eben erst die Mitternachtsstunde geblasen, hatte er Zeit genug, dem Freunde Rede zu stehen.

Aber welches Erstaunen ergriff Conrad, welcher tiefe Schmerz, als er vernahm, was sich ereignet hatte! Alles, auch das Betragen de la Feuillade's im Kerker theilte ihm Fabian mit.

Schmerz und Zorn theilten sich in die Herrschaft in seiner Seele! Allein wie sollte er helfen? Wie sie retten? Nirgends war ein Ausweg!

Verzweifelnd rang er die Hände. Erst Fabian's sanftes Zureden gab ihm einigermaßen seine Ruhe wieder.

„Sind sie noch im Kerker? Sahst du sie?“

„Noch vor einer Stunde, als ich Ursula herausließ, sagte ich ihnen eine gute Nacht,“ war Fabian's Antwort.

Conrad's Seele durchzuckte eine Ahnung. „Wurde sie frei?“ fragte er ihn.

„Nein,“ sagte Fabian; „drei Soldaten holten sie zum Verhöre ab.“

„Und sie ist nicht wiedergekehrt?“ — fragte Conrad wieder.

„Nein.“

„Heiliger Gott! so ist sie es gewesen, welche die Mörder ertränkten, und vielleicht will Feuillade zunächst an die alte Mutter, daß die Tochter ihm hülflos überliefert werde?“

Jetzt war der Schrecken und das Entsetzen auch an Fabian!

„In Wahrheit, Conrad,“ sagte er, „mir war's unheimlich, als die Kerle mit den teufliſchen Gesichtern, so recht wie Henkersknechte, hereintraten und so grinzend lachten, als sie Ursula wegführten.

Auch ſchien mir das kleine Pförtchen neben dem Zollthore, als ich vor einer Stunde vorüberging, nur angelehnt. Ich ſah nach, und es war dem ſo.“

„Haſt du es geſchloſſen?“ fragte Conrad eifrig.

„Nein; ich will's eben jetzt ſchließen, wenn ich Eins blaſe.“

„O dann laß es offen, ich flehe dich an, bis ich über Stock und Stein bin.“

Das verſprach Fabian, und da es kaum noch fünf Minuten vor ein Uhr war, nahm er ſein Horn, bat ſeinen Freund, ſich bis zur Wiederkehr zu gedulden, wo ihm dann die Freude werden ſollte, die Geliebte zu ſehen.

Conrad ſaß da in der ſtillen, einſamen Stube. Dort hing der Schlüſſel, nahe dabei waren Ketten, Stricke, Handſchellen, ein ſogenannter „polniſcher Bock“ und einige Werkzeuge milderer Folter. Der Gedanke, daß ſie davon zu leiden haben könnte, durchbebte ihn. Ueberhaupt wogten in ihm die mannichfaltigſten Gefühle. Rettungspläne tauchten auf und zerrannen wieder, wie bunte Seifenblaſen.

Noch nicht einmal hatte Fabian geblaſen, da kamen ungewiſſe Schritte den Mauergang her. Fabian's Thüre that ſich auf — jetzt die Stubenthüre — und de la Feuillade in völliger Trunkenheit ſtand vor Conrad.

Dieſer erſchrack und erbleichte, weil er ſich in der Hand ſeines Feindes ſah; aber ſogleich erinnerte er ſich, daß ihn der Franzoſe nicht kennen konnte, da er ihn wiſſentlich und in Beziehung zu jener ſchmählichen Niederlage in der Roſengaſſe nie geſehen habe. Das gab ihm die ruhigere Haltung wieder, ſofern eine ſolche in dieſem Augenblicke, dieſem Menſchen gegenüber, möglich war.

„Concierge,“ lallte der Trunkene, „aufmachen — Schlüſſel!“

„Ganz wohl,“ ſagte der Jüngling, dem in dieſem Augenblicke wunderliche Gedanken durch den Kopf raſeten.

„Du Mutter wegführen — Mauer werfen — laufen laſſen — c'est egal! — Ich — Tochter! Allons!“

Conrad zündete eine kleine Laterne an, nahm den Schlüſſel. So gingen beide der nahen Thüre des Gefängniſſes zu.

In Conrad's Seele gerannen die wogenden Gedanken zu einem festen Entschlusse. Mit jedem Schritte wurde er sich klärer dessen bewußt, was er in diesem Momente, den ihm Gott gesendet, thun sollte.

Sie kamen zum Gefängnisse. Conrad, dessen Hand noch vor einem Augenblicke gezittert, erschloß jetzt festen Griffes die Thür. Er selbst kannte die Räumlichkeiten dieses Thurmes und des Gefängnisses früher nicht. Jetzt aber sah er vor sich eine eiserne Thüre, zu der ihm der Schlüssel fehlte. De la Feuillade donnerte heftig, als er es wahrnahm.

„Allons, holen!" rief er, und Conrad eilte hinweg.

Wieder trat er in die Stube Fabian's. Dieses Mal strahlte sein Antlitz von innerer Freude. Rasch ergriff er den kleineren Schlüssel und dann eine Hand voll Stricke, die er sorgfältig verbarg, und in wenig Augenblicken war er wieder bei dem Franzosen.

Dieser merkte in seiner Ungeduld nicht, daß Conrad die äußere Thüre sorgfältig innen abschloß, dann aber erst die eiserne Pforte öffnete.

Ein Schrei wurde laut, als die beiden Gefangenen Conrad und seinen Begleiter erblickten.

„Seid ruhig," rief mit unterdrückter Stimme Conrad. „Die Stunde eurer Rettung ist da!"

Während de la Feuillade auf das bebende, zweifelvolle Mädchen zutaumelte, warf ihm Conrad rücklings eine schnell geschlungene Schlinge über, die, von riesenkräftiger Faust gezogen, ihn des Gebrauches seiner Arme beraubte. Schnell war sie fest gemacht. Nun warf ihn Conrad nieder; riß der Frau Dreis die Schürze herab und umwand ihm den Mund, daß er nicht schreien konnte. Schnell, wie der Wind, waren die Stricke bei der Hand, ihn an den Füßen zu fesseln, und ehe die beiden Frauen begriffen, was geschah, zog sie Conrad hinaus, löschte seine Leuchte, schloß die Thüren ab und flüsterte ihnen zu: „Eilet nach dem Zollthore; ich folge sogleich! Das Thürchen ist offen!"

Darauf ſprang er zu Fabian's Thüre, ſchloß ſie ab, ſteckte auch dieſen Schlüſſel zu ſich und eilte den fliehenden Frauen nach.

Bald lag das Zollthor hinter ihnen und mit ihm die Stadt. Jetzt zog er ſie ans Ufer, hinter den ſchirmenden Hafendamm und lief zu einem dort an der Kette liegenden Kahne. Mit Hülfe des ungeheuern Gefängnißſchlüſſels ſprengte er einen bereits faſt durchgeſchliffenen Ring der Kette. Die Frauen ſtiegen hinein, und bald ſchwamm der Kahn auf den ſtillen Wogen des Stroms, und Niemand jenſeit der Mauern ahnete, was geſchehen war; aber Der, Der uns trägt in ſeiner Vaterhand, hörte die ſtillen Dankgebete, welche aus drei glücklichen Herzen mit aller Gluth und Innigkeit zu ſeinem Thron emporſtiegen.

Eine kurze Zeit ſpäter legte der Kahn am jenſeitigen Ufer an, und Conrad rief jubelnd aus: „Ihr ſeid gerettet!“

XII.

Das iſt der Sünde Lohn, daß inn're Qual,
Die nicht zu tilgen iſt, das Herz zerreißt,
Daß nirgends Troſt und nirgends Lind'rung iſt;
Und daß die Hölle ſchon hienieden brennt —
Im kleinen Raume, den „das Herz“ Ihr nennt.

Der raſche Gang der Begebenheiten nöthigt den Erzähler, ſeine lieben Leſer wieder zurück zu führen zu dem Sonntag Abend, deſſen Ereigniſſe bereits erzählt worden ſind.

Der Waibel des Saalſchultheißen blieb unendlich lange aus. Die Nacht mit ihren Schrecken kam und rückte alle die Thaten ſeines Lebens dem Saalſchultheißen ſo nahe, daß er ſich verzweifelnd in ſeinem Bette gebärdete. Und keine Seele war zu ſeinem Troſte nahe. Sein Sohn lag droben auf Stahleck im Kerker; ſeine Magd gab ihrem Buhlen ein Ständchen am Thore des Saals, und der Waibel war drunten in der Fleiſchgaſſe und drückte ſich an die Ecke des „Sterns,“ um die Entwickelung der Begeben-

heiten abzuwarten und zu Frau Dreis zu gehen; allein noch ehe er seinen Auftrag erfüllen konnte, sah er sie, Elisabeth und Ursula in das Gefängniß abführen, und vernahm den lauten Jammer der Gotteshäusler. Das Alles konnte er sich nicht reimen.

Er schlich deßwegen die Untergasse hin, und als er in der aufwärts nach der Obergasse streichenden Krahnengasse nach Abzug der Franzosen, laut reden hörte, gesellte er sich zu Vogel, der dort den Zusammenhang erzählte.

Es war spät geworden, als er in den Saal zurückkehrte. Er glaubte dem Alten eine erheiternde Kunde zu erzählen durch die Mittheilung dessen, was er erfahren; aber wie täuschte er sich! Mit Zittern vernahm dieser die schwere Prüfung der armen Wittwe. Er sah sie noch unglücklicher werden, als er sie selber schon gemacht, und die Qual des Gewissens wurde nur noch geschärft, noch gesteigert.

Er ließ den Waibel nicht von sich, weil er in des Menschen Nähe Trost fand; allein bald vergaß er dessen Anwesenheit; brach in laute Selbstanklagen und Selbstverwünschungen aus, und der Waibel hörte zum ersten Male Dinge, die ihm das Blut erstarren machten.

Spät erst schlief, völlig erschöpft, der Alte ein, und der Waibel dankte Gott, daß auch seine Folterqualen zu Ende gingen.

Kaum graute der Morgen, als ihn der Saalschultheiß schon weckte.

„Rufe mir den alten Pankraz hierher!“ befahl er, „und dann meinen alten Freund Gilzer, doch zuerst den Pankraz! Tummle dich!“

Abermals eilte der Waibel zu dem Gotteshäuschen. Alle Thüren waren zu, und als er endlich lange genug gepoltert, kam eine alte Frau, deren Wohnung neben an der der Frau Dreis lag, heraus, und sagte ihm, Pankraz sei in Conrad's Hause, sie aber bewahre die Wohnung und Habe der armen Frau Dreis.

So machte sich denn der Waibel dorthin auf den Weg. Pankraz sah aus dem Fenster, als der Waibel klopfte. Dieser erschrack

vor den bleichen, kummervollen Zügen des alten Mannes; aber er richtete ſeine Botſchaft aus.

„Laß mich in Ruhe,“ ſagte Pankraz. „Ich habe nichts mit dem Manne mehr gemein, zu dem du mich rufſt.“

„Mach' doch auf, Pankraz,“ flehte der Waibel, „daß ich dir ſage, wie es um den Alten ſteht.“

Jetzt öffnete Pankraz die Thür, und der Waibel trat zu ihm ein.

Pankraz ſchüttelte den Kopf bedenklich, als ihm der Waibel die Lage des Saalſchultheißen erzählte. „Seine Stunden ſind gezählt,“ ſchloß der ſeine Erzählung. „Komm' mit, Pankraz, vielleicht daß er Böſes gut machen will durch dich.“

Nach einigem Nachſinnen ergriff der Alte ſeine Mütze und folgte dem Waibel.

Es war ein Gefühl, das ihn innerlich durchſchauerte, als Pankraz in den Saal trat und die Wache erblickte, welche die Opfer der Franzoſen bewahren ſollte.

Es drückte ihm die Bruſt zuſammen, daß er kaum athmen konnte, als er die breiten Steinſtufen hinaufſchritt zur Wohnung des Saalſchultheißen, die er ſo gut aus früherer Zeit kannte. Jetzt trat er in das wohlbekannte Gemach, wo vor einem ſtarkverſchloſſenen Wandſchranke das Bett des Saalſchultheißen ſtand. Dieſer wandte Pankraz ſein entſtelltes Geſicht zu.

Der Waibel wollte ſich entfernen.

„Bleib' hier, Jeremias,“ ſprach immer noch halb lallend der Kranke; „du ſollſt Zeuge ſein deſſen, was ich thue. Pankraz,“ ſagte er, „ſetz' dich näher an mein Bett, das Reden fällt mir ſchwer.“

„Ach, da innen,“ er deutete auf die Bruſt, „da innen brennt ein Feuer, das der Pater Xaverius nicht löſchen kann! Ich habe viel Uebels gethan. Am meiſten an der Frau Dreis.“ —

Pankraz wollte reden, denn es trieb ihn, dem Alten das Gewiſſen vollends zu wecken, da er noch nicht wußte, was er wollte. —

„Sei ſtille, Pankraz," fiel ihm der Saalſchultheiß in das Wort. „Ich weiß, was du ſagen willſt. Der Tod ihres Mannes liegt auf meiner Seele! O, daß ich die Todten erwecken könnte! Ach, Pankraz, bete für meine arme Seele! — Aber ich habe ſie auch arm gemacht, weil meine Rache für verſchmähte Liebe keine Grenzen kannte. — Ich habe ihr ein Kapital abgeſchworen! — Sie leidet jetzt, und ich kann es ihr nicht ſelber geben. Dir will ich es geben, daß du es ihr erſtatteſt. Du biſt ehrlich. Jeremias, kniee dich auf mein Bett. Oeffne den Schrank. Nimm das Päckchen heraus — dort — in der Ecke! So! — Gib es dem Pankraz. So! Pankraz. Es iſt das Kapital, ſammt den Zinſen bis auf den heutigen Tag! Ach, wie wird mir?" rief der Kranke plötzlich und ſank zurück. „Mein Sohn! Mein Sohn!" das waren ſeine letzten Worte. Der Tod hatte ſein unverkennbares Siegel auf das Antlitz deſſelben gedrückt, der Schlag wiederholt.

Pankraz faltete ſeine Hände und betete laut: „Herr, ſei dem armen Sünder gnädig!"

Darauf ging er hinaus, und der Waibel ſchloß ſchnell die Thüre, um den alten Gilzer herbei zu rufen.

Als Gilzer kam, war Pankraz längſt mit ſeinem Schatz in Conrad's Hauſe. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, denn der Sack war ſehr ſchwer. Er öffnete ihn, und ſogleich fiel ihm ein Blatt in die Hand. Mit zitternder Hand ſtand darauf geſchrieben: „Fluche mir nicht! Vergib, wenn du kannſt! Was über die Zinſen und das Kapital iſt, das ſei für die Ausſteuer deines Kindes. Möge Gott dir deine Leiden alle in Freuden verwandeln und mir vergeben! Molina."

Pankraz's Auge wurde feucht. Er band den Geldſack zu, ſtieg hinab in den Keller und barg ihn ſorglich unter einer der Schieferplatten des Bodens. Darauf eilte er hin zum Marktthorthurme, den Frauen die Botſchaft zu bringen. Es war noch früh am Tage.

Schon von ferne ſah er einen großen Menſchenhaufen an der Thüre des Gefängniſſes ſtehen. Neue Angſt ergriff ſein Herz.

Sollte hier ſich wieder neues Elend ereignet haben? Ach, war deſſen ja doch ſchon ſo viel! zu viel! — Er eilte, ſo viel er vermochte, denn die ſtete Unruhe und Anſtrengung der letzten Tage hatte ihn mächtig erſchöpft, daß er's kaum ſo länger ertragen konnte.

„Was gibt's denn hier?" fragte er die zunächſt ſtehenden Leute.

„Weißt du's denn noch nicht?" fragte der alte Vogel. „O, das iſt in alle dem Elende doch einmal eine luſtige Geſchichte! Letzte Nacht kommt der Conrad zu dem Fabian" —

„Das lügſt du in deinen Hals hinein," rief Pankraz. „Wäre Conrad hier geweſen, er würde gewiß zu mir gekommen ſein!"

„Hört 'mal den alten Narren!" lachte der Vogel. „Er meint, der prächtige Burſche ſolle ſich noch ſolch' einen alten Hemmſchuh einhängen, wenn er einen ſo ſchönen Streich machen will! Das wäre klug geweſen, meiner Treu!" Die Leute lachten, wenn auch nicht, wie ſie gerne gewollt, denn es waren noch Franzoſen in der Nähe.

„So rede denn!" rief Pankraz, deſſen Neugierde von Minute zu Minute wuchs. Der Freude konnte er ſich eben noch nicht hingeben, weil er die Geſchichte noch nicht kannte.

„Nun," fuhr Vogel fort, „der Fabian geht ſeine Stunde zu blaſen, es war etwa um Eins dieſe Nacht, — und der Conrad bleibt in ſeiner Stube. Als der Fabian wieder kommt, iſt ſeine Thüre verſchloſſen und der Schlüſſel fort."

„Was?" rief Pankraz — „du wirſt doch nicht ſagen wollen" —

„Der Fabian," fährt Vogel fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, „ahnet nun etwas und eilt auf die Hauptwache; aber der Offizier fehlt, der Herr Marquis de la Feuillade, der ſaubere Finke! Sie ſuchen ihn im „Stern" — er war fort; in allen Wirthshäuſern — er iſt nirgends. Nun wird's dem Kommandanten gemeldet. Der kommt nach einer Stunde ſelbſt und hört des Fabian's Erzählung an, dem's auch nicht zu Muthe war, wie dem Pfaff am Oſtertag. Item, der Kommandant iſt ein Menſchenfreund, das wiſſen wir Alle, der uns Vieles abwendet, wenn er

kann. Er tobt nur über den Offizier, der die Wache verlassen in einer Stadt in Feindes Lande — denn im Dienste versteht er keinen Spaß. Endlich geh'n sie mit einem herbeigerufenen Schlosser zu Fabian's Haus; brechen's auf und richtig! — die Gefängnißschlüssel sind fort! Jetzt geht's ans Gefängniß. Da rast Einer drin wie besessen. Auch diese beiden Thüren bricht der Schlosser auf, und siehe da! — Was meinst du?" —

„Weiter! weiter!" rief Pankraz, und faßte Vogel's Hände, denn er zitterte vor Ungeduld.

Der labt sich einen Augenblick an seiner Spannung und sagt dann: „Die Vögelchen waren fort, das Nest leer, nur der Herr Marquis de la Feuillade wälzte sich auf der Erde herum, gebunden an Händen und Füßen, und um den Mund eine Frauenschürze gewickelt, jedoch so, daß er nicht ersticken konnte. Ein paar Donnerworte des Kommandanten gebieten, ihn der Stricke zu entledigen, aber an Freiheit ist nicht zu denken, denn er muß in dem Gefängniß in Haft bleiben, wo Elisabeth und ihre Mutter geschmachtet. Ehe jedoch der Tag grauete, wurde er fortgeschafft nach der Mosel, wo er seine Schande verbergen mag hinter den Wällen von Montroyal, ja man munkelt, er werde erschossen werden, was ihm gebührte."

„Und Frau Dreis und Elisabeth?" fragte Pankraz.

„Sind gerettet," entgegnete Vogel; „aber wo — das weiß Gott. Hoffentlich weit genug, daß sie der Arm der Verfolgung nicht erreichen kann!"

Pankraz hatte genug gehört, um einen Dankesblick nach oben zu richten. Er verließ den Ort, wo er gestanden, und eilte heim.

Wie er sich inniglich der Rettung freute für die beiden Dulderinnen, so freute er sich auch des Retters und seines tapfern Sinnes, aber auch der neuen Fortschritte, die er gewiß in der Achtung und Liebe Elisabeth's gemacht haben würde.

Wie innig dankte der Greis seinem Gott für die glückliche Rettung seiner Lieben! Wie war seine Seele voll Freude! Hätte er nur noch gewußt, wo sie seien, sein Glück wäre vollkommen gewesen.

XIII.

Wo der Zerstörung Mächte walten,
Da sinkt das Glänzendste in Staub;
Da wird, was groß und schön gewesen,
Schnell der Vernichtung sich'rer Raub.

* * *

Mehrere Tage waren vorüber gegangen unter dem Drucke dumpfer Angst für die arme Stadt und ihre Bewohner und unter einer etwas Außerordentliches verkündenden Unruhe unter den Franzosen, ohne daß man jedoch wußte, was sie so unruhig mache und die seltsamen Vorkehrungen zu bedeuten hätten. Mächtige Pulvervorräthe wurden aus den Gewölben des nordöstlichen Eckthurmes der Stadt, gegen den Rhein zu, und unter dem „Zehntenthore" gelegen, auf die Burg Stahleck geschafft, eben so in den dem Zehntenthore zunächst stehenden spitzen Thurm und jenen am Kühlberg, über der pfälzischen Kellnerei. Die Kranken und Verwundeten wurden aus dem „Tempelherrnhofe" neben der Kirche und dem „Apostelhofe," welcher der Apostelkirche in Köln zu eigen war, und der auch als Lazareth gedient hatte, auf weichgebettete Wagen geladen und nach Montroyal an der Mosel abgeführt. Alle Vorräthe der Burg, alle Geschütze, selbst die Bagage der Soldaten, zogen desselben Wegs in langer Reihe.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, aber entsetzliche Ahnungen erfüllten die armen Bürger. Was man so sehr gefürchtet, nämlich, es möchte über die gefangenen Bürger ein schweres Gericht gehalten werden, es bewährte sich nicht, weil, wie es schien, der Kommandant es nicht wollte.

Mitten in diesen grauenvollen Vorbereitungen hallten die Glocken schauerlich zusammen zur Leichenfeier des Saalschultheißen.

Hinter dem Sarge ging bleich und sichtlich tief erschüttert Joseph neben Gilzer. Noch war sein Kopf verbunden. Der Kom-

mandant hatte ihn frei gelaſſen unter der Bedingung, daß er nach dem Leichenbegängniß die Stadt verlaſſe.

Als in der Umgebung von Sanct Werner die Leiche eingeſenkt war, kehrte er mit Gilzer und den Wenigen, die der Leiche gefolgt waren, zum Saale zurück, übergab Gilzern die Bewahrung ſeiner Habe und ſtieg dann am Ufer in einen Kahn. Bis zum Kahne begleiteten ihn Gilzer und Emmerenzia, ſeine Tochter. Von dem Hügel der Linde am Fleiſchthore winkte ſie mit ihrem Tuche, ſo lange ſie den Kahn ſah, und erſt, als dieſer hinter dem „Heileſen-Wörthe“ verſchwand, kehrte ſie mit ihrem Vater heim; während Joſeph gen Caub ruderte, dort ſo lange zu bleiben, bis ihm die Rückkehr würde geſtattet werden.

Aus dem hinteren Pförtchen von Lorchhauſen ſchritten an dieſem Morgen drei Perſonen. Sie bogen in den Pfad ein, der zu der Höhe hinaufführt, welche Bacharach überſchauen läßt. Es war eine betagte Frau, ein engelſchönes Mädchen und ein blühender Jüngling in einfacher Schiffertracht, die Frauen im ärmlichen Gewande.

Der Jüngling ſtützte die betagte Frau, als ſie die Höhe hinauf ſtiegen.

„Es iſt doch ſeltſam, Conrad,“ ſagte die Frau zu ihrem Führer, „mir wird allemal wohl, wenn ich die Mauern meiner Vaterſtadt ſehe. Wüßten wir nur, wie es drüben ſteht; aber die Verbindung iſt aufgehoben. So müſſen wir uns gedulden bis zu beſſeren Tagen.“

„Wie wird's ſtehen?“ ſagte Conrad und ſah wehmüthig nach der Stadt. „Glaubt Ihr, Frau Dreis, daß es beſſer geworden? Ich zweifle ſehr, und ein dunkles Vorgefühl, das mich unausgeſetzt verfolgt, ſagt mir, daß der armen Stadt noch Schlimmeres bevorſtehe. Wüßte ich nur, was aus Fabian geworden.“

„Du haſt ja den Schlüſſel der eigenen Thür abgezogen,“ ſagte Eliſabeth, und blickte ſo mildlächelnd zu Conrad auf, daß ihm das Herz voll Freude wurde. „Auch wird ja der Franzoſe, der völlig nüchtern geworden ſein mag, ſchon ſagen, es ſei ein Anderer geweſen, der ihn geknebelt, als der ſchmächtige Fabian, der ſo

dürre wie ein Schneider aussieht, und das wohl nicht fertig gebracht hätte."

„Es ist wahr," sagte Conrad. „Nun, Gott wolle Böses von ihm ferne halten; aber ich konnte nicht anders handeln, und wäre es so nicht gekommen, so wäret Ihr wohl noch in der Gewalt der Franzosen."

Beide Frauen falteten still ihre Hände und blickten gen Himmel. Sie erreichten nun bald die Höhe. Vor ihnen lag die Stadt, angelehnt an den Schloßberg und die Vogtswiese, so stille, so friedlich, als beherberge sie nicht so namenloses Leid und Weh'.

Beiden traten Thränen in die Augen bei dem Gedanken an diesen Zustand, der äußerlich so friedlich, innerlich so zerrissen war.

Da klangen die Glocken herüber.

„Das gilt Einem, der vollendet hat sein mühsam Tagewerk," sagte Frau Dreis, und ihre Stimme wankte. „Sei ihm gnädig, Herr," sagte sie, ihre Hände faltend, „wer er auch sein möge, vergib ihm seine Schuld!"

Ach, sie ahnete nicht, daß sie für den gebetet, der ihr Lebensglück zertreten hatte!

„Wohl dem," fuhr sie fort, „der vollendet hat! Wann wird dann mein Stündlein kommen?"

„Ach, Mutter, redet so nicht!" flehte das weinende Mädchen. „Was sollte aus mir werden?"

„Kind," sagte die Mutter, „es muß einmal geschieden sein; du mußt das schon gewiß erwarten, und je eher du dich darauf vorbereitest, desto besser ist es für dich. Wenn du aber angstvoll fragst, was soll aus mir werden, so thust du Unrecht mit solcher Frage. Du bist jung."

„Ach, Frau Dreis," hob bebend und erbleichend der Jüngling an, „Elisabeth wird nicht verlassen sein!"

Mit Mühe brachte er diese Worte heraus; denn es war ihm, als sei ihm die Brust zusammengeschnürt.

Elisabeth erröthete und blickte unter sich. Sie fühlte, es nahe eine Stunde, vor der sie zwar nicht gebebt, seit sie Conrad's treue

Seele, seine innige Liebe kennen gelernt, und jenes Gebilde süßer Träume aus einer harmlosen Jugend, wie eine schimmernde Seifenblase zerronnen war; aber vor der dennoch ihr jungfräuliches Gefühl erschrack. Sie wußte wohl, wie gut ihm die Mutter geworden; darum erglühte sie jede Sekunde mehr und wandte das heiße Gesicht gegen Lorch, daß es der Thalwind kühle.

„Ich —“ fuhr stotternd der befangene Conrad fort — „ich — würde gerne Alles mit ihr — theilen, und —“

„Ich weiß, was du sagen willst, Conrad,“ sprach die Mutter, „das beruhigt meine Seele.“

Conrad sah sie ermuthigt an. Er sagte: „Ich habe längst Etwas auf dem Herzen, Frau Dreis. — Ihr wißt — wie lieb ich Eure Tochter habe. — Ich wäre der Glücklichste auf Erden — wenn Elisabeth — mein Weib würde.“

Die Mutter blickte in das Antlitz des Jünglings, dem es nun unendlich leicht war, daß er diese Worte glücklich herausgebracht.

Sie lächelte. „Ich weiß es, Conrad,“ sagte sie, „und wenn Elisabeth ihr Herz dir gibt, soll mein Segen nicht fehlen.“

Conrad zitterte vor Freude.

Noch immer stand das Mädchen mit dem glühenden Antlitz abgewendet. Einen Blick warf sie hinab auf die Stadt, es war der Scheideblick für Joseph und — kein Seufzer begleitete ihn.

Conrad ergriff ihre Hand. Sie zitterte nicht mehr. Sie ließ sie in der seinigen ruhen. Sie hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit und ihr fester, heiliger Wille stand fest.

„Elisabeth,“ sagte mit so süßem, herzinnigem Tone der Jüngling, „hast du gehört, was die Mutter sagt?“

Sie wandte sich mit lächelndem Gesichte zu Conrad. „Ich hab's gehört,“ sagte sie fest.

„Willst du mein Weib werden, Mädchen?“ fragte er, und drückte wärmer die kleine Hand.

Sie senkte das Haupt und sagte leise: „Ja!“

Da jubelte der Jüngling: „O ich Glückseliger!“ und zog sie an seine Brust und küßte die frischen Lippen, und sie litt Alles —

ja, er fühlte auch ihren Kuß. Und vor die Mutter traten ſie dann, und ſie legte ihre Hände ineinander und ſegnete ſie.

Lange ſaßen die Glücklichen bei einander und ſahen nicht, was drüben vorging.

Aus den Thoren der Stadt nämlich ſah man ſchaarenweiſe die Einwohner herausſtrömen, beladen mit ihren Betten und ihrer beſten Habe. Einige trugen es auf die abgeflachte Höhe des Kühlbergs, Andere auf die Höhe der Wolfskaut. Noch Andere legten ihre Bündel auf die Bleiche oberhalb oder in die Gärten und auf das Rollgeſchiebe, das das Ufer im „Ketzer“ deckt. Schnell eilten ſie zurück, und wieder ſah man ſie kommen, und fort und fort erneuerte ſich daſſelbe Schauſpiel. Die Frau Dreis nahm es zuerſt wahr, denn die Verlobten hatten nur Augen und Ohren für ſich.

„Seht doch,“ rief Frau Dreis plötzlich, „was iſt das?“

Jetzt blickten auch ſie hin.

„Allmächtiger Gott!“ rief Conrad, „ſie ſtecken die Stadt an, und die Bürger retten ihre Habe, wer wird für uns ſorgen?“

Kaltes Entſetzen lähmte ſie Alle.

Da that's auf Stahleck einen Knall, daß die Berge zitterten. Starr ſahen die Vertriebenen dorthin. Eine Dampf- und Staubwolke hüllte die Burg ein. Als ſie ſich verzog, war der Hauptthurm, der ſtolze „Frit der Burg,“ verſchwunden; aber eine Flammenſäule ſtieg aus dem Innern der Mauern empor, die bis zum Himmel reichte.

Bald erfolgte ein zweiter Knall, und der Thurm gegen das „Steeger Thal“ ſtürzte praſſelnd zuſammen.

In immer kürzeren Zwiſchenräumen folgten ſich die entſetzlichen Schläge, und in wenigen Stunden ſtand von Stahleck nur noch ein Haufen von Mauern, an denen die zum Gluthmeer gewordene Flamme leckte, innerhalb deren ſie aber Alles verzehrte, was ihrer Gier zur Speiſe dienen mochte.

Alle Drei ſaßen ſtarr vor Schrecken da. Zu ihren Füßen ſtanden die Bewohner des Dörfchens und ſchauten dem Schauſpiele der ſchrecklichen Zerſtörung zu.

In den Zwiſchenräumen der furchtbaren Schläge der Minen trug der zum Sturme gewordene Wind die lauten Wehklagen der armen Bewohner herüber zum Ohre der ſchier Bewußtloſen, die hier die Zerſtörung ihrer Vaterſtadt mit anſehen mußten, und doch, wie gebannt an die Stelle, nicht weg konnten, wie ſehr auch der Anblick ihr Herz zerriß. Jetzt that es wieder einen Schlag, daß alle Drei die Erde unter ſich beben fühlten.

Es war der Pulverthurm am nordweſtlichen Ende der Stadt gegen den „Ketzer“ hin. Ihm folgte der „Spitzethurm,“ deſſen Trümmer weit über die Weinberge hinflogen bis zu der Roſengaſſe. Der Thurm am Kühlberge war der letzte, deſſen Trümmer, weil die Mauer außerordentlich dick und feſt war, nur wenige Schritte weggeſchleudert wurden.

Aber — wer malt ihr Entſetzen, als nun aus den Spitzdächern aller Thürme der vordern Stadtſeite die Flamme aufſtieg. Conrad ſprang auf und ſchlug die Hände zuſammen.

„Ich muß fort, ich muß helfen,“ rief er, und wollte hinabeilen.

„Nimm uns mit, verlaß uns nicht!“ flehten die Frauen.

Da hob Conrad die Mutter auf ſeinen Arm, wie die Wärterin das Kind, und Eliſabeth reichte er die von Angſt zitternde Hand, und ſo ſchnell, als das von der Angſt auch und noch mehr erſchütterte Mädchen vermochte, eilte er hinab, durch das Dörfchen hindurch, an das Ufer.

Ob ihm Gefahr drohe, daran dachte er nicht mehr.

Als er an das Ufer kam, ſetzte er die Wittwe Dreis nieder.

„Männer!“ rief er den Bewohnern zu, „wollt ihr hier müßig ſtehen, wo das Elend dort drüben die Armen erdrückt und das Feuer Hab' und Gut zerſtört? Auf! Die Nachen los! Helft retten, was noch zu retten iſt!“

Wie ein elektriſcher Schlag traf das die Winzer und Schiffer des Dörfchens Lorchhauſen.

Nur von Einem Gedanken beſeelt, ſtürzten Alle dem Ufer zu, die Kähne wurden losgekettet, und bald ſchwamm die kleine Flotte hinüber.

„Gut, daß du kommſt," rief Pankraz, der bei einem Haufen Habe auf der Bleiche ſaß. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Bleibt hier, Mutter Dreis, bleib' hier, Kind, deine und Conrad's beſte Habe liegt hier. Wir eilen zu retten."

Und dahin eilten die Männer.

Kein Franzoſe war mehr in der Stadt.

Menſchlicher als ſeine Befehle war der edle Kommandant, deſſen Namen der Chroniſt der Gotteshäuschen leider nicht aufgeſchrieben hat. Es war ihm befohlen, die Stadt zu plündern und dann niederzubrennen; Stahleck zu zerſtören, nebſt allen Thürmen und Befeſtigungswerken der Stadt. Dem genügte er nur theilweiſe. Die Burg ließ er ſprengen, eben ſo einige Thürme. Die übrigen ließ er ausbrennen. Kein Theil der Stadt wurde in Aſche gelegt, als die Wohnungen, welche vom Pulverthurme bis herauf zum „Zehntenthorthurm" und bis zum „Münzthorthurm" und zu dem Gebäude der „Münze" reichten. Die Thürme brannten aus, ohne daß das Feuer weiter um ſich griff. Als die Thürme brannten, zogen die Franzoſen ab.

Zu dem brennenden Stadttheil eilten die Männer. Nach raſtloſer Anſtrengung gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun, jedoch war dies erſt am andern Morgen ganz bewerkſtelligt, und mit leichterem Herzen zogen die Geängſteten in ihre Wohnungen wieder ein. Zwar war hin und wieder von den Franzoſen geraubt worden; da ihnen aber wenig Zeit übrig blieb, ſo war es nur wenig, und nur die reichſten Häuſer hatten gelitten.

Frau Dreis und Eliſabeth waren wieder in ihr ſtilles, heimliches Gotteshäuschen zurückgekehrt, und gedachten nicht ohne Wehmuth des ſchrecklichen Endes ihrer Hausgenoſſin Urſula, deren entfernte Verwandte ihre Habe erbten.

Pankraz aber blieb noch in Conrad's Hauſe, bis dieſer todtmüde von der Brandſtätte heimkehrte.

Ach, wie glücklich war der Greis, als er aus ſeinem Munde vernahm, Eliſabeth ſei ſeine Braut!

Wie gerne hätte er ihm geſagt, daß ein Mahlſchatz von ihm

verborgen worden ſei, aber er ſchwieg, weil er eine größere Freude zu machen hoffte, wenn er erſt am Hochzeitstage ſein Geheimniß offenbare. Dieſer war ſo nahe nicht.

Eliſabeth wollte ein Brautjahr, wie es die alte Pfälzer-Sitte heiſchte, und Conrad mußte ſich darein fügen.

Frau Pfaff koſtete ſeine Verlobung einige Thränen; als aber ein Anderer um die hübſche, wohlhabende Wittwe freite, da ſäumte ſie nicht, ihr Jawort zur rechten Zeit zu geben und ſich über Conrad's Verluſt zu tröſten.

Joſeph war von Caub aus gen Köln gereiſt. Saalſchultheiß zu werden, war ſein Wunſch; aber er gewann ſein Ziel nicht; vielmehr faßte er den Entſchluß, die Stätte ſeiner Kindheit zu verlaſſen und in der alten Stadt Köln ſich niederzulaſſen. Als er das ſeinem künftigen Schwäher ſchrieb, war es ihm alſobald nach Wunſch. Er verkaufte ſein Haus und ſeine Güter, und als Alles bereit war und der neue Saalſchultheiß bereits vom Saale Beſitz genommen, kam Joſeph und holte Emmerenzia und ihren Vater ab, und in Köln feierten ſie ihre Hochzeit.

Er ſah Eliſabeth nicht wieder. Warum? — der Chroniſt berichtet, Pankraz habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt, die ihm leider die Augen vollends geöffnet habe, und der Waibel habe Alles ihm mitgetheilt, was der alte Saalſchultheiß auf ſeinem Todesbette geſagt, worauf er ſehr niedergeſchlagen geweſen ſei. Auch den „Saal" betrat er nicht wieder, und erſt als die Stadt ſeiner Geburt hinter ihm lag, ſei ihm das Herz wieder leicht geworden.

Die Schiffer, die ihn und ſeine Braut gen Köln ſchifften, ſagten ſpäter, er habe viel geweint, und ſein Blick habe lange, ja ſo lange, als er es habe ſehen können, auf dem Gotteshäuschen geruht.

Es ſei ihm, wie man erfahren habe, dort ſtets wohl gegangen, ſetzt der Chroniſt hinzu, und er habe den Ruf eines rechtlichen Mannes behalten bis an ſein Ende.

Das Brautjahr ging endlich zu Ende. Unter den Segensgebeten der glücklichen Mutter legte der Geiſtliche die Hände der Glücklichen zuſammen, und der alte Pankraz ſtand weinend dabei und ſeine Gebete geſellten ſich zu denen des Mutterherzens.

Und als ſie nun in Conrad's Häuschen glücklich zuſammen ſaßen, da hob Pankraz ſeinen Schatz und legte ihn vor die Glücklichen hin.

Als aber die Mutter Dreis die Zeilen las, von der zitternden Hand des alten Saalſchultheißen geſchrieben, da betete ſie noch einmal, wie dort auf der Höhe von Lorchhauſen, als ſie, ohne es zu wiſſen, daß es ihm gelte, ſein Grabgeläute gehört: „Herr, ſei ihm gnädig und barmherzig!“

Pankraz zog zu den jungen Eheleuten und der Mutter, und andere Arme wanderten in die leer gewordenen Räume des Gotteshäuschens; aber der Chroniſt ſagt: „Der Engel des Friedens war gewichen, ſeit Eliſabeth nicht mehr im Gotteshäuschen wohnte;“ er war mit ihr und in ihr in Conrad's Wohnung gezogen und waltete dort ſegnend und beglückend. Und auf dem Mahlſchatze ruhete reicher Segen, ſeit der Fluch davon gewichen war. Pankraz und Frau Dreis hatten noch lange die Freude, Zeuge der glücklichſten Ehe, des wachſenden Wohlſtandes und der inneren Zufriedenheit Eliſabeth's und Conrad's zu ſein, und als auch ſie endlich, dem alten Geſetz unterthan, das Zeitliche ſegneten, da floſſen Thränen dankbarer Liebe an ihrem Grabe.

Die Deserteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche schöne Leserin aus, wenn sie die Bezeichnung der Heimat dieser Geschichte liest, und fühlt dabei einiges Frösteln, weil ihre Geographie den Landstrich, welcher so heißt, als ein rauhes und steriles Hochland schildert. — Das wäre nun freilich nicht die erste geographische Sünde, zu welcher eins oder das andere unserer geographischen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich gesegneten Landstriche. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majestätischen Domen seiner Wälder dem süßen Flüstern der Bäume gelauscht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und sie sich die Geheimnisse des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer seiner klaren Bäche geruht und dem plätschernden Kosen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf seinen Höhen gestanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen und im ergreifenden Zusammentönen der Abendglocken so vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt zu Dem, der in die Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frühroths schrieb: „Meine Liebe wird mit jedem Morgen neu und meine Treue ist groß!" An seiner Wiesengründe frischem Grün, am Saatengolde seiner Fluren, am dunkeln Kranze seiner Höhen, am Blumenteppich seiner Thäler hab' ich mich erfreut und sein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und seine Fügungen lange getrennt hatte vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es ist nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalaunischen Gefilden dem Lande den Namen

gegeben haben soll, nichts mit der Colonie Gratian's. Das sind Hirngespinste müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun" hoch, und „rick" oder „rück," Rücken, „Hochland," hat der Namen seine Begründung. Und ein Hochland ist der Hunsrücken, dessen Hochebene nördlich zur Mosel, östlich zum Rheine, südlich zur Nahe abfällt, und der im Westen von den walddunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortstreng genommen haben, denn der Hunsrücken ist ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das selbst ansehnliche Berge umschließt. Ueberall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug seine Furchen zieht, wo seine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs sein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in diesen Hochwäldern reckt stolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes Laubdach, wiegt träumerisch die weißstämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirsch und das fromme Reh seine Heimat. Zahlreiche Bäche schlängeln sich in mäandrischen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungestört im Gebüsche Golddrossel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einstimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporsteigt. Und über diese Landschaft ist ein Grün ausgebreitet, wie es nie das gepriesene Rheinthal sein nennen kann. Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eine seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich eben so sehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunst und Geschichte einer Kirche, deren Architektur ihn fesselt, einer Burgruine, die aber

zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Mosel und Nahe zieren; seltener den Ueberresten eines ehemaligen Klosters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieser freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf, sind für die Kunst bedeutsam. Römische Niederlassungen finden sich zahlreich und ein weitverzweigtes Netz römischer Heerstraßen durchzieht das Land.

Mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt.

I.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbstes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, dessen Häuser eine alte Kirche umgeben. Die Häuser sind zweistöckig; weit vorragende Strohdächer bedecken sie, mit Ausnahme der Kirche und eines städtisch aussehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuser des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, so nahe, daß die Aeste der Eichen selbst in die „Bitzen“ (so nennt der Hunsrücker den Gras- und Obstgarten, der selten einem Hause fehlt und an den sich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus diesem Walde strömt ein klarer Bach, doch so stark, daß er schon unter dem Wiesengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umschließt das Dörfchen, wie mit liebenden und schützenden Armen, und die fruchtbare Feldmark zieht sich jenseit des Wiesengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, gestattet es die Aussicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in dessen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde steht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach besitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum gewesen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es ist ein Filialdorf.

Das ſtattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälziſche Hofkammer, ſeligen Gedächtniſſes, erbaut, und der drinnen wohnt iſt auch noch ein altes Stück des kurpfälziſchen Inventariums, nämlich der Förſter, den der franzöſiſche Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorſtande gemacht hat, Syndic genannt.

Er iſt uralt; aber wie weiß auch ſein Haar, wie wetterdurchfurcht auch ſein Geſicht iſt, dieſe Geſtalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie iſt feſt, wie aus Eiſenguß. Der Name des Mannes iſt Dietrich; allein er hat noch ein Anhängſel, das ſehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch iſt, wenn man ſich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln" heißt aber ſo viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name ſeinen Grund. Als alter kurpfälziſcher Beamter verſteht er ſich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forſte könnten, wenn ſie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förſter ohne Mühe reich werden kann und zwar nicht auf die ehrlichſte Weiſe. Das ging um ſo leichter in der franzöſiſchen Zeit, als ein Beamter dem andern freundlich durch die Finger ſehen mußte, ſintemal, wie der Hunsrücker ſagt, ſie alle nicht ſonderlich ſauber waren.

Der Kümmel-Dietrich iſt, wie geſagt, ein hoher Siebziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finſtrer, wortkarger Mann, gegen alle Welt ſchonungslos ſtreng, nur nicht gegen ſich ſelber. Die Bauern fürchten und haſſen ihn. Bei ihm lebt ſein Sohn Andres und die alte Lisbeth, ſeine Haushälterin; aber jeder dieſer drei Hausbewohner hat ſeine eigene Wirthſchaft und treibt's nach eignem Gefallen. Außer dieſen drei Perſonen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da ſchnuppern zwergbeinige Dächſel herum, da klaffen einige Bracken und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder ſtehen umher und ſehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, ſo gibt's einen ſolchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand ins Forſthaus. Doch laſſen wir die Drei ſammt den Hunden einſtweilen ihr Weſen

treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzusehen.

Es ist unstreitig das ärmste des Dorfes und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht sonderlich gelichtet hat. Es ist auch zweistöckig, wie alle Hunsrücker Häuser, und, wie sie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieser arge Feind alles Bestehenden, ist recht thätig an dem Hause gewesen, das sieht man schon; denn das Strohdach ist sehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt sieht der gelbe Lehm überall naseweiß durch und der Kalkbewurf ist in ansehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angestrichen, weisen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo sie das Fachwerk berühren. Reinlich aber ist das kleine Haus, wie geblasen; kein Spinnwebchen sichtbar, die Fenster klar wie Krystall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz steht, wahrhaft neckisch seine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben sitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeschichtetes Haidekraut, und davor liegt Lesereisig in Bündeln und einiges Windfallholz. Daneben ist ein kleiner Stall unter demselben Strohdache, in dem eines jener kleinen Kühchen steht, welche man aus dem Vogelsberge einführt, weil sie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung sind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da ist eine ordnende Hand sichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. In das Haus führt eine quer gebrochene Thür, und über dieser Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachspiegel den Reim:

Hans Wallauer bin ich genannt;
Mein Haus stehet in Gottes Hand;
Er bewahr's vor Wasser und Brand.

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenster in das Stübchen, so sehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände sind schneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen steht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgestell eine

Kachel zum Warmhalten der Speiſen bildet. Auf der Vorderplatte iſt das Weltgericht in ſchönem erhabenem Guß mit gräulichen Teufeln und poſaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abſcheuliche Grimaſſen. Die rechte Seitenplatte zeigt Iſaak's Opferung, die linke die Jacobsleiter und den ſchlafenden Jacob, auf ſeinem harten Kopfkiſſen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank geſcheuert, und in der Ecke des Fenſters ſteht der kirſchbaumholzene Tiſch mit Buchelöl getränkt. Ueber dem Ofen ſehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Reck's. Zwiſchen dem Ofen und der Hausflurwand iſt eine Ecke. Dort ſteht ein grobgearbeiteter Seſſel, und in dieſem ſitzt eine hochbetagte Frau, welche unabläſſig die feinen Fäden des Flachſes aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und ſie ſich wickeln läßt auf die raſch ſich drehende Spuhle. Aermlich, aber reinlich iſt ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Geſpinnſtes ſieht, hält es für eine Lüge, daß ſie ſtockblind ſei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Taſtſinn der Blinden macht die Arbeit ſelbſt und ihr feines Ergebniß möglich.

Noch ein Stuhl iſt im Stübchen, und darauf ſitzt, ebenfalls mit Spinnen beſchäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehnmal hat ſie die Roſe nicht blühen ſehen. Sie trägt die gemeinſame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün und ſchwarz geſtreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das dreien Generationen dient, das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit ſchmalem, ſchwarzem Sammetbande beſetzt, und das grüne ſelbſtgeſtrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, iſt bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgeſteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des ſchönen Halſes. Das Köpfchen iſt zur fadendrehenden Hand geneigt. Dieſe Stellung läßt uns das glänzende, kaſtanienbraune Haar bewundern, das in ſeltener Fülle prangt, einfach geſcheitelt und zurückgeſtrichen iſt, wo es, einige Mal gedreht, von einem ſchlichten Hornkamme gehalten wird. Wir ſehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelſte Stirn, die in ſtolzen

Bogen geſchwungenen, dunklen Brauen, die langen ſeidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die friſche, zarte Lippe, das ſchöne Kinn, das auch im Profile das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, ſo zart iſt das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt ſie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann ſinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen iſt's ſo ſtille, als es die knarrenden Räder und die behaglich ſchnurrende Katze zulaſſen. Hätten wir fragen können: „Wo iſt denn der Hausvater, Hans Wallauer?" ſo hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen Augen angeſehen und geſagt: Ach, der ruht ſchon ſeit fünfzehn Jahren unter den ſtillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn bei'm Treibjagen todt geſchoſſen!

Und wenn wir voll Entſetzen die Hände zuſammengeſchlagen und ausgerufen hätten: „Todt geſchoſſen! Gott im Himmel, das iſt ſchrecklich!" ſo hätte vielleicht das weinende ſchöne Mädchen geſagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat ſo lange geweint, bis ſie blind geworden iſt.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und ſagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel geſendet, der mich führet und meine Finſterniß erhellt, und der biſt du, mein Kind! Gott ſegne dich!

Und ſo hätten wir die Geſchichte dieſes Hauſes in drei Worten gehört, und Alles, was dazwiſchen liegt, das hätte unſer theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es iſt ein tiefer Schmerz durch dieſe Herzen gezogen und hat ſeine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieſer am Fenſter gemachten Beobachtungen iſt die Sonne tiefer zum Rande des Horizontes hinabgeſunken. Ihr letzter Strahl küßt die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht ſich eine Dämmerung bemerklich, die nur die emſige Spinnerin in der Offenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden ſo ſicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine Andere. Das Mädchen ſteht

jetzt auf. Sie setzt ihr Rädchen weg und sagt in liebevollem, melodischem Tone: „Ich will jetzt die Lise füttern; dann wollen wir unsern Hirsebrei essen, damit Alles sauber ist, wenn Schmied's und Veit's kommen!“ Die Lise ist die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch im Hause behält.

Die Mutter nickt leise ihren Beifall und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Rasch, wie der Gedanke, ist sie im Stall, und in weniger denn einer Viertelstunde tritt sie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den Tisch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüssel mit dem Hirsebrei, den eine gelbe Rahmkruste deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den sie ihr gesetzt. Hierauf legt sie ihre kleinen Hände zusammen, senkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast. Segne, was du uns bescheeret hast! Amen.“

Wir aber sagen stille: Gesegn' es Gott! und verlassen das Fensterlein.

Nach einer Viertelstunde etwa hatte das Stübchen eine andere Gestalt angenommen, die einer Spinnstube. Wohl saß noch in der Ofenecke die Wittwe und spann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelsten Balken der Decke, hing der Lichtstock herab, welcher die Oellampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechselnd das Oel stellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf so das Licht am zweckmäßigsten zu der Arbeit. Um das Licht aber saßen drei Spinnerinnen. Die eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Aengel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burschen meinten, hier sei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein schönes vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engel's glich. Sie hieß Marie und war Engel's vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen saß der Schmied, dessen geschwärztes Gesicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches

ihn mit der Kohle in ſtete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langſchoßige Kamiſol, die braungrüne Pelücheweſte, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammtmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeſchmack ſchmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köſtlichen A B=Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber ſo wenig jemals Amſterdam geſehen, als der Schmied ſelbſt. Dieſer war eine jener Kraftgeſtalten, wie ſie dieſes Hochland häufig aufweiſen kann. Wenn auch ſchon weit vorgerückt zum Ziele menſchlicher Tage, war er dennoch ſtark und feſt. Er hatte im öſterreichiſchen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und ſeine Erzählungen, wie ſeine Gedanken, weilten am liebſten bei den Ereigniſſen ſeiner Herrenzeit. Später, als er ſeinen Abſchied genommen, gefiel ihm das Leben am Ambos nicht, und er wurde churpfälziſcher Jäger und ſtand in Mannheim in Garniſon. Das waren die ſieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon ſprach er mit Begeiſterung, und ſeine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon, wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte ſeit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla=Kugel den Knöchel zerſchmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abſchied und monatlich fünf Francs Penſion. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleon's. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindeſten daran, des Kümmel=Dietrich's Forſtwartgehülfe zu ſein und jene Händelchen abzuſchließen, die dem erſteren Viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunſtausdrücken der Jägerei ſprach wie ein Oberförſter. Geſtern erſt war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, ſagte der Kümmel=Dietrich: Veit, unſer Pfarrer ſagt, es geht im Département de Rhin et Moselle Manches per Nebenfaß (neſas). Das Faß hat der Oberförſter. Warum ſollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange,“ hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war geſtern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand.“

„Ei, was denn?“ fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun,“ verſetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer gräulichen Niederlage des Kaiſers. Ihr ſolltet einmal ſehen, was die franzöſiſchen Blutſauger, die Beamten, für fahle, lange Geſichter machen; wie ſie heimlich tutſcheln. Es geht zu Ende mit den Franzoſen, ſag' ich. Ihr werdet's ſehen.“

„Ja zu Ende!“ ſagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört und es rieſelte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte ſeinen Grund in dem Umſtande, daß die Alte ein Frohnſonntagskind war und Manches ſah, was ein geſundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Weſen. Als ſie noch im Blüthenſchmucke der Jugend ſtand, träumte ſie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen ſie als Leiche ſah, der ſtarb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war,“ das heißt, eine Nachtwandlerin geweſen, was ſich aber ſpäter verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geiſtes begründet, und dem Hellſehen war ſie oft nahe geweſen in abſonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte ſie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um ſie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh ſich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Weſen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So ſtand ſie im Ruf einer Prophetin. Und wenn ſie in Erbach nicht ſchon als ein Orakel befragt wurde, ſo lag das an ihr ſelbſt; denn ſie wies mit ſchmerzlicher Erregung Alles von ſich ab, und ſehr ſelten ging, was ſie innerlich bewegte,

über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für sie gestanden, wer weiß, was man von ihr gesagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht besserer Einsicht die Stätte geräumt. So aber schwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutasten. Desto höher stieg eine gewisse mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen sie, wie denn ihr herbes Schicksal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen sahen sich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?“ fragte angstvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Gothe,“ sagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, sich so leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne schütteln; aber was wird's ihn helfen?“

„Aber wir, wir?“ fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater seliger sagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht,“ sagt er. Wenn's dann auch ein bischen drunter und drüber geht, so kommen doch unsere deutschen Brüder zu uns. Wir werden frei von diesen Hunden.“

„Aber die Russen, die Kosacken, Vater?“ fragte die blonde Marie.

„Narr,“ fuhr der Schmied fort, „das sind auch noch keine Menschenfresser. Gesehen hab' ich just keine; aber als ich in Ofen stand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland gewesen. „Kosacken,“ sagte der, „das sind kleine Kerle mit schiefen Augen und langen Bärten,“ sagt' er, „die rauben wie die Elstern und Ratten,“ sagt' er, „und stechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber,“ sagt' er, Branntwein besänftigt sie.“ Am Ende ist's so schlimm noch nicht.“

„Ja, du lieber Gott,“ sagte Veit's Frau, „sie sollen aber ja

Kinder mit ihren Lanzen ſpießen und mit ſich fortnehmen als Standarten.“

„Pah, Weibergeſchwätz,“ ſprach der Schmied ärgerlich. „Das thun die Türken wohl, aber ſo was hab' ich von den Koſacken noch nicht gehört.“

Dies beängſtigende Geſpräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man ſah an ſeinem etwas gerötheten Geſichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend“ trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte ſeinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angeſehen, daß er angetrunken ſei.

„Du biſt nicht alleine, Veit,“ ſagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngern Manne.

„Nein,“ ſagte Veit lachend, „denn ich ſehe hier außer mir noch Fünf.“

„Du haſt getrunken, Veit, daß es dir klarer werde, was ich meine, und das iſt mir leid; denn ich dachte ein vernünftig Wort mit dir zu reden.“

„Seid nicht närriſch, Schmied,“ ſprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flaſche Mannbacher Eilfer geleert; das iſt Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken.“

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtſinniger Menſch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Veit's Frau brachte das Geſpräch wieder in Gang.

„Der Schmied,“ ſagte ſie, „möchte wiſſen, wie es in Mainz ſteht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende.“

„Daran ſind wir noch nicht,“ lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiſer gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er iſt nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Geſindel zu Paaren treibt.“

„Was?“ rief der Schmied und richtete ſich in ſeiner ganzen Länge auf. „Geſindel nennſt du die Deutſchen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, ſonſt treibe ich dir deine Franzoſenſtreiche aus dem weindunſtigen Kopfe!“

Die drei Frauen fuhren erſchrocken auf; denn in des Schmieds Tone lag eine Wuth, wie man ſie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raſchen That zu ſchreiten pflegte.

Auch Veit war aufgeſprungen; der Eifer ließ nicht mit ſich ſcherzen. Aber ſeine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgeſprungen, um ihren Vater zu beſänftigen, deſſen wilde Hitze ſie kannte.

In dieſem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundſchaft ſo nahe war, ſprach die Blinde mit ſtarker Stimme:

„Hadert nicht! Droben iſt Einer, der hat gerichtet. Ahab iſt gefallen; denn das Maaß ſeiner Sünden iſt voll und das Blut der gemordeten Mutterſöhne ſchreit um Rache zu Dem, der geſagt hat: Die Rache iſt mein, ich will vergelten.“

Die Wirkung dieſes Wortes der Blinden war augenblicklich und ſtark. Der Schmied ſank auf ſeinen Sitz zurück, und bleich ſetzte ſich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes geſehen, als Ihr ſagen wollet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verſe ſpricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen iſt mit ſeinen Scorpionen; ſein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieſer Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher ſtille vor ſich niederſah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was ſoll ich verhehlen, was ich geſehen, und was doch über kurz oder lang ans Tageslicht kommt? Ihr habt Recht, Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Penſion geht.“

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen,“ ſetzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verſchluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee

hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute ſah. Schmied, Ihr ſeid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und ſeid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr ſolche Soldaten, ſolche Pracht der Uniformen ſaht."

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verſchwunden.

„Cumpeer," hob er an, „ich weiß nicht, ob dem ſo iſt; denn die ungariſche Nobelgarde, Bassa manelko! das iſt die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Andern auch wohl daſſelbe ſagen laſſen, was du ſagſt."

„Damals," fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des ſtarken Rheinweines gewichen ſchien, „blitzte der Muth aus ihren Augen und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber ſah ich ſie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tauſende drängten ſich über die Mainzer Brücke zwiſchen Wagen voll Verwundeten durch, die ſeit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es ſind wandelnde Leichname und — es iſt gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Peſtilenzgeruch, den ſie mitbringen; es iſt die Krankheit, die in ihnen ſitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiſer und Einer ſagte zu mir: „Er hat uns verlaſſen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn."

„Amen!" ſagte die Blinde, und „Amen!" wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Bruſt war, ſo gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich ſagte zu dem Manne, wenn Ihr alle ſo denkt, ſo ſteht es ſchlimm mit uns auf dem linken Rheinufer."

„Gott weiß es," ſagt' er. „Wenn die Deutſchen an euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, ſo bleibt hier kein Stein auf dem andern. Und das war ein Franzoſe. Ich gab ihm einen Franc und ſagte: „Da, Kamerad,

trink' einen Schoppen, und Gott behüt' dich und uns;" aber das Wort des Franzoſen ſaß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Koſacken wären ſchon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag ſchon Alles voll in Bingen von armen Franzoſen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es deſertirten Tauſende, beſonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die ſich heimſchaffen wollten, und dieſe machten Land und Wege unſicher; doch hab' ich keine geſehen."

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte und die Frauen ſchuckerten vor Angſt. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus dir geredet, Veit, und dein ewiges Franzoſenloben haſt du eingeſtellt. Halt' dich ſo und werde wieder deutſch, — und noch Eins merke dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutſchen kommen, wird er aufgehängt."

Veit zuckte die Achſeln und lächelte. „Daran ſind wir auch noch nicht," bemerkte er. „Der Alte verendet noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert ſolche Geſinnungen, wenn er den Wind hat. Er verſteht ſich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt."

„Pah," entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der Wolf die Haare verliert, aber nicht die Raupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —"

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen und beleidigen, liebet eure Feinde!" ſprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," verſetzte er; „aber das Menſchenherz wird halt ſo ſelten ſeiner Fehler los!"

Er ſuchte dem Geſpräche jetzt eine andere Wendung zu geben. „Weißt du, Veit," ſprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte ſagte?"

„Was denn?" fragte dieſer, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr ſind die Deutſchen hier!“

„Das glaub' ich gerade noch nicht,“ verſetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater,“ fiel Maria ein. „Ihr ſagtet ja noch vorhin, der alte Löwe würde die Mähne noch ſchütteln.“

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht iſt noch zu groß.“

„Der Würgengel ſtand auf der Tenne Arafna und reckte ſeine Hand aus, daß das Volk ſtarb von Dan bis Berſeba, ſiebzigtauſend Mann!“ — So ſprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor ſich hin.

Und wieder wurde es ſtille im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber ſah vor ſich hin, und es war ihm, als ſtimme das prophetiſche Wort der Blinden überein mit dem ſchrecklichen Ausſehen der Franzoſen. Während dieſer Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel ſah nach dem Fenſter, deſſen Laden ſie nicht geſchloſſen hatte. Sie ſah ein Geſicht jenſeit der Scheiben und ſtieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum ſie ſchreie? Sie aber ſagte, ſie habe ein fremdes Geſicht am Fenſter geſehen, und das habe ſie erſchreckt, weil ſie gemeint, es ſei einer jener Deſerteure.

Veit ſprang eilig hinaus; aber Alles war ſtille umher, nur die Blätter des Hutzelbirnenbaumes, die herniederfielen, raſchelten leiſe. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Geſicht des Andres geſehen, des Sohnes des Förſters, dies ſtille, bleiche, leidende Geſicht, das ſie oft ſo träumeriſch anſah und mit einem ſo ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie verſchwieg aber weislich, was ſie geſehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geſchichte in Bereitſchaft, die beweiſen konnte, daß eine aufgeregte Einbildungskraft Dinge ſehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die eilfte Stunde blies und die Spinnſtube auseinander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, ſagte ſie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendſegen den 27. Pſalm; es iſt ein Wort des Friedens für unſere Seelen in der Angſt, die das Geſpräch dieſes Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, ſchlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über ſie Alle, die nun die Ruhe ſuchten.

II.

Ein brauſender Novemberſturm, der Regen und Schnee wider die Häuſer peitſcht, iſt immer ſchaurig; aber wenn er Nachts ſeine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwiſchenräume der Häuſer heult, eine Eule noch ihre ſchauerlichen Töne dreinmiſcht, dann wickelt ſich Jeder tiefer in die Decke und ſucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch, eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnſtube der Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürſchgang verabredet; denn dieſer wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage ſtand, den man die Struth hieß. Der Alte ſchlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht ſtichdunkel war, weil Wolkenmaſſen den Himmel bedeckten, ſo leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförſter wollte ein Treibjagen auf Saue anſtellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, ſo war er ſein, und ihn unbemerkt heimzuſchaffen, war ein oft erprobtes Kunſtſtück.

Er war endlich eingeſchlafen. Da weckte ihn plötzlich ein ſo heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bette ſich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte ſich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb ſtille, und der Hund legte ſich wieder, ohne jedoch ruhig zu ſein.

Ein zweiter, eben ſo heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund ſprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenſter.

„Kuſch, kuſch, Waldmann!“ rief der Alte und ſprang aus dem Bett. „Alter Burſche,“ ſagte er beſänftigend zu dem Hunde, „kannſt du einen vom Winde losgeriſſenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterſcheiden?“

Aber der Hund ſchwieg nicht. Zwar gehorchte er in ſo weit ſeinem Herrn, daß er das laute Bellen einſtellte, jedoch nicht ſein argwöhniſches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenſter, öffnete es, um den aufgeriſſenen Laden zu ſchließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand ſeinen Arm und hielt ihn mit Rieſenkraft feſt, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!“ traf ſein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er ſtieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund ſtürzte mit wüthendem Gebelle, in das ſchnell alle Hunde des Hauſes einſtimmten, gegen das Fenſter.

Das gewaltige Thier drängte ſeinen Herrn zurück und fuhr nach der kalten Hand, die dieſen hielt. Schnell ließ ſie los, und der Hund würde zum Fenſter hinausgeſprungen ſein, hätte der Alte nicht das Fenſter geſchloſſen, als er ſeine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bette zurück und wickelte ſich in die Decke, von Froſt und Entſetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie raſend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsſtunde.

Wenn das Gewiſſen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! ſprach's im Innern des Alten, und er ſah den Erſchoſſenen, wie er dalag im Schnee, und ſein Herzblut ihn roth färbte; er ſah das brechende Auge und die entſtellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals ſagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durch-

bohrt; aber in das Eure iſt die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löſchen iſt vergeblich! — Wieder flüſterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da ſagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder ſeit langen Jahren in ſein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht geweſen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt ſtand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im erſten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in ſeiner Abſicht gelegen, und an der Wallauer's Unvorſichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er ſeine Stelle verlaſſen, auf die ihn der Förſter geſtellt, war es Dietrich's feſter Vorſatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu ſorgen. Aber gute Vorſätze und Aprilſchnee währen nicht lange. Der Geiz ſaß in des Alten Seele niet- und nagelfeſt und übte eine Herrſchaft, gegen die nichts Beſſeres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entſchlüſſe und das Wort des Schmieds; aber dieſem wich er ſeitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, ſo oft er ihn anſah, als frage des ſchwarzen Schmieds ſtechender Blick: Denkſt du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht haſt? — Ein Menſch wie Dietrich aber verhärtet ſich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal geſagt: Vater, die Wallauer's leiden Noth! — Da ſchrie ihm der Alte zu: Schweig, Simpel! und der weiche Junge ſchlich weg und ſchwieg. Aber es geſchah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn ſie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblaſenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte ſie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf dem eine ihr unbekannte Hand geſchrieben: Schweige! Wer's brachte, ahnte ſie nur einmal, aber ſie hatte ſich keine Gewißheit verſchaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D“ gezeichnet war, vermuthete ſie, es ſei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte ſich in jener Nacht auf ſeinem Lager herum, gequält von den wildeſten Gewiſſensbiſſen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgeſtanden; aber vor dem Fenſter ſtand gewiß des Wallauer's Geiſt! Die beſten Vorſätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menſchennähe ſich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er ſtand auf und machte ſich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?“ fragte der Veit. „Die alte Lisbeth ſagte mir, es ſei eine Mordwirthſchaft geweſen in dieſer Nacht.“

Das Wort ging in des Alten Seele hinein, wie ein ſtechender Dorn. „Nichts, nichts,“ ſagte er wegweiſend. „Du weißt, Veit, das Hundevieh iſt als 'mal toll, und wenn ſo ein Narr bellt, bellen ſie alle, und wiſſen nicht, warum.“

Aber vor Eurem Fenſter, deſſen Laden auf war, iſt ein ſeltſam Getrappel im Schnee!“

Wie? was?“ fragte kreidebleich der Alte. Haſt du Menſchenfährten geſehen, Menſchenfährten?“

„Freilich!“ erwiederte Veit. „Es waren ihrer Vier bis Fünfe. Als ſich der Sturm legte, wurde der Himmel hell und die Sterne ſchienen klar. Ihr könnt's ſelber ſehen, wenn Ihr wollt.“

„Mag nicht! mag nicht!“ rief Dietrich und ſchüttelte ſich.

„Ich glaube, es waren Deſerteure,“ fuhr Veit fort; „denn die Wälder ſind voll davon. Seit drei Tagen ſieht man ſie hier und dort, und überall verlangen ſie Brod.“

Da ſchaute ihn der Alte ernſt an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er ſagte nichts weiter zu Veit, ließ ſich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Gold bezahlten, ſich Kaffe kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurückkehrten.

Als Veit geendet, ſagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinſt du nicht, Veit?“

Er fürchtete, in die Hände der Burſchen zu fallen. Veit

lächelte ſpöttiſch und ſchwieg, doch bald mahnte er wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerſtand leiſten konnte, brach er auf mit Veit.

Als ſie ſo ſtille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgültig: „Wie geht's denn Wallauer's?“

„So, ſo,“ antwortete Veit. „Die Blinde ſpinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig geſagt, wohl ein Engel iſt, arbeitet tüchtig. — Sie kommen ſo durch, aber viel Fett ſchöpfen ſie nicht von der Suppe und an Mangel, glaub' ich, iſt kein Mangel.“

„Warum doch das ſchöne Mädchen nicht heirathet?“ fragte der Alte und ſchritt raſch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich,“ lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage ſehen die Burſche auf Geld und Gut.“

„Vernünftig! ganz vernünftig!“ rief der Alte aus; „vom Küſſen werden die Leute nicht ſatt.“

„Seht, da liegt der Grund,“ fuhr Veit fort; „und die alte Blinde iſt auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne ſieht. Sie will ernährt ſein.“

„Geht denn die Engel mit keinem Burſchen?“

„Gott behüte!“ ſprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu ſagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn ſie ſich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —“

Der Alte fing an zu huſten und ſagte dann, plötzlich das Geſpräch anders wendend: „Hätt' ich doch einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub' liegt im Bette daheim.“

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm ſagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;““ — er war damals fünfzehn Jahre alt und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat dein Vater den Wallauer todtgeſchoſſen!““ Und ſeitdem hat er ſich mit Abſcheu von der Jagd — — —“

„Halts Maul, du Nachteule,“ ſchrie der Förſter. „Mußt du mich auch noch quälen?“

„Herr Jeſu!“ ſprach Veit, „was ſchreiet und ſchimpft Ihr ſo? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es iſt ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja ſelber mit meinen leiblichen Ohren gehört.“

Der Alte ſchritt eifrig zu und es wurde lange kein Wort gewechſelt. Endlich hob er wieder an: „Du haſt recht, Veit; ſeitdem iſt mir der Bub' ein Dorn im Auge. Er geht ſeine eigenen Wege und ich ſeh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft ſchleicht er Abends hinaus. Weißt du nicht, wo er majet?“

„Hm,“ ſprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen.“

Dietrich blieb ſtehen und ſah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotſchaft erwartete. „Nun?“ mahnte er, als Veit zögerte.

„Es iſt gewiß wahr,“ hob Veit endlich an, „die Engel iſt bildſchön.“

„Wer hat denn daran gezweifelt?“ fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn ſo das dürre Holz ſpricht, ſo dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen,“ fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres.“

„Wa — was?“ ſchrie der Alte und lief blauroth an; „der Simpel — will ſich in die Lumpendirne vergaffen?“

„Ob er das will, weiß ich nicht,“ ſagte Veit; „aber daß es geſchehen iſt, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne ſeinen Willen.“

„Ei ſo ſoll ihn — — —“

„Halt!“ rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eignes Blut. Sieben Kinder ſind Euch geſtorben und Eurer braven Frau hat des Wallauer's Tod den Tod gebracht. Andres iſt Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unſer Herrgott, ſo verendet Ihr, wie der alte Hirſch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr ſeid alt und das Halali iſt nicht mehr fern.“

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen.

Die Zornglut wich einer Bläſſe, die ihm ein entſetzliches Anſehen gab. Die Arme hingen ſchlaff herunter und er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenſtreiche des alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in ſeiner Hand. Daher durfte er ſich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte ſo geſtanden; dann drehte er ſich ſchweigend um und ſchritt fürbaß. Auch Veit ſchwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter, hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?"

„Ei, ſteht's ſo," ſprach Veit, „ſo möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!"

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein ſchönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?" fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!" rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldſäcke, und wenn Ihr ſterbt, nehmt ſie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?"

„Da ſcheer' ich mich nichts drum!"

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch ſagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Verſteht Ihr mich?"

Das Geſpräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünſchenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte ſeit langen Jahren in der beſten Nachbarſchaft mit ihnen und ſeine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der ſelber arm war, der Geldſtolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Geſprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Schlages, wo der Keuler ſtand. Veit hatte genau abgekreiſt, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forſtwart: „Seht 'mal die Fährten hier!“

Es waren die Spuren mehrerer Menſchen, die in den Wald gegangen waren.

„Das ſind Holzfrevler,“ rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!“

„Ei, laßt ſie doch,“ ſprach halblaut ſein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir ſind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier ſein von wenigſtens zweihundert Pfund.“

„Ha!“ rief Dietrich, „ſäß' ihm meine Kugel nur ſchon auf dem Blatte!“

Sie ſtellten ſich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut und ehe eine Viertelſtunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht ſehr großer Entfernung die Schützen ſtanden. Sie gaben ſich bedeutſame Zeichen und machten ſich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer ſtanden weit hinaus, gräulich anzuſehen, und er ſchnaubte und ſchnurrte gewaltig. Die Borſten ſeines Kopfes und Rückens ſtanden wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch ſammelte er ſich und ſchoß.

Das Thier ſtürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit ſo nahe gekommen, daß er einen Meiſterſchuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es ſchweißte ſtark; aber nur ein Hinterlauf war zerſchmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angſt faßte der Alte ſeine Büchſe am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchſe zerſprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr ſein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er ſich vertheidigen wollte, und zerfleiſchte es aufs entſetz-

lichſte. — Der Alte ſtürzte unter einem Schmerzgeheule zuſammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demſelben Momente traf Veit's Kugel das Thier ins Auge, daß es lautlos zuſammenſtürzte.

Veit rannte nun zu dem Alten. „Ihr ſchweißt ja entſetzlich," rief er. — „Seid Ihr lauflahm?"

„Hülfe!! — Ich ſterbe vor Schmerz," jammerte der Alte und wand ſich auf der ſchneebedeckten Erde, die von ſeinem Blute geröthet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, ſchwere Wunden zu ſehen, als daß er hätte erſchrecken ſollen; auch war er zu oft in der Lage geweſen, verbinden helfen zu müſſen, um jetzt rathlos zu ſein. Indeſſen war ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem erlegten Thiere und dem Verwundeten getheilt. Während er ſein Halstuch abriß, ſagte er halblaut: „Ins Auge! Crève coeur! Ins Auge! Da hätten Tauſende ſchießen und doch ſo nicht treffen können. — Aber der hat Euch abſcheulich geliebkoſt! Meiner Treu'! ein bischen weiter — Adieu partie! — Nun, ſeid nur ſtille! Ihr heult ja wie ein angeſchoſſener Bär! Damit ſtillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Hauer! was Läufe! was Schinken! — Still, ſtill, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat ſein Gutes. Ihr könnt viel böſes Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch ſtille!"

Tief im Walde, aber jenſeit des Schlages Struth, befanden ſich an dieſem Morgen drei Perſonen, um dürres Reiſig zu ſammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Aſt geknickt haben mochte, ſo hingen die meiſten doch noch am Stamme feſt, und zum Baumſteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Rares zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen," rief er ärgerlich

aus, „daß wir Reiſerchen heimbringen, die ſo dick ſind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herumgerannt iſt, ohne etwas anzutreffen. Er ſchießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch ſo machen!"

Und mit dieſen Worten hieb er luſtig in die jungen Buchenſtangen hinein und ſang dabei ſein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc." Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förſter ſähe, ſo gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder," rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich ſelber geſtählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenſtangen."

„Pathe, Pathe," flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was ſollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vors Gericht? — Ich ſtürbe vor Scham."

„Deine Mutter wäre nicht verlaſſen, mein Göthchen," ſprach der Schmied; „aber krümme dir keins deiner ſchönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich ſtehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde ſind. Er wird den Kümmel-Dietrich ſchon ablenken."

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," ſagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächſt alle Tage," verſetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachſen, daß wir uns damit erwärmen ſollen, und ſo weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menſchen, die Quäler ihrer eignen Art. Und die Forſtparthie haut's doch ſelbſt und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmeſſer, als dieſen Reidel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philoſophie des Schmieds überzeugte die Veitin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfeſt geworden und ſprach: „Pathe, die Schrift ſagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!“

„Das iſt Alles wahr, Engelchen,“ erwiederte der Schmied, welcher unabläſſig die ſchlanken Buchenſtangen in Wellenlänge zuſammenhieb; „aber es iſt auch zu unterſcheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beiſpiel: der alte Hallunke, der Kümmel-Dietrich, der hat ſeine Gewalt nicht von Gott, ſondern — — —“

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!“ ſprach Engel.

„Du vertheidigſt ihn, du?“ fragte der Schmied zornig. — Er drehte ſich um und legte ſein Holz in die gedrehten Birkenſeile, ſchnürte ſie ſchweigend zu und legte ſie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitſchel“ nennt.

Engel wagte es nicht, ſich ihrem Pathen zu widerſetzen, obwohl ihr Gewiſſen gegen ſein Verfahren proteſtirte. Auch der Schmied lud ſeinen Bündel auf, und ſo ſchritten ſie den Weg zurück, den ſie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich raſch auf einander zwei Schüſſe folgten und zwar in einer nicht ſehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied ſtand ſtille und horchte, und die Frauen zitterten vor Angſt.

„Hm! die Schüſſe fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe,“ murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet ſachte auf,“ flüſterte er den Frauen zu, „damit wir hören wohin ſich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, halte ich für unnöthig. Iſt ſie da, ſo bebe ich nicht vor ihr.“

Wieder gingen ſie einige Schritte, da vernahmen ſie den gellenden Weheruf eines Menſchen, den ein Windſtoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder,“ ſagte der Schmied, „da iſt ein Unglück geſchehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel-Dietrich paſſirt wäre, ſo — — aber es könnte auch Veit ſein.“

„Gerechter Gott,“ rief Veit's Frau aus und lief in angſtvoller Eile in der Richtung des Schrei's davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem andern Gedanken beſchäftigt, als dem, es könne Veit verwundet ſein.

„Gib Acht,“ ſprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie deinem Vater ſelig. Nun, ich habe keine Schuld und waſche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Sie mußten ihre Schritte beſchleunigen, um der von Angſt gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten ſie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen ſie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, ſo erreichten ſie den Ort des Unglücks.

„Bassa manelko!“ rief der Schmied, „was liegt da für eine Beſtie? Ein Keuler,“ rief er noch verwunderter aus, „wahrhaftig ein Keuler!“

Und Veit, der ſich glücklich pries, Jemanden ſeine That erzählen zu können, wandte ſich von dem blutenden Förſter ab und ſagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade ins Auge hinein; das iſt ein Schuß, gelt?“

„Gut gezielt,“ ſprach, im Anſchauen des Keulers verſunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!“

Die Frauen ſchrieen plötzlich: „Ach, der Förſter blutet ja erſchrecklich! helfet doch!“

„Alle Peſt!“ fluchte Veit, „das Tuch iſt zu klein und ich hatte kein anderes.“

Jetzt riß Engel das Tuch, das ſie nach Landesſitte um den ſchönen Kopf geſchlungen hatte, ab, und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!“ rief sie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schürze los und reichte sie auch dar.

Mit Hülfe dieser Verbandmittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaschen hatte, zu verbinden. Der Förster lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerstreit der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrschaft in seinem Herzen; als er aber sah, wie Engel's milde Seele die Hülfe dem leistete, der den Vater ihr entrissen hatte, — da schmolz der alte Grimm, und er sagte leise in sich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel ist, so gibt es keine mehr! Aber ihr Beispiel soll mich lehren, was ich zu thun habe.“ Er trat rasch herzu, sah Dietrichen ins Gesicht und sagte dann zu Veit: „Hier ist nicht lange zu säumen! Nimm mein Branntwein-Buttelchen und flöße ihm eine Stärkung ein.“

Das geschah und der Förster schlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkönnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus Reisig und Stangen, legten ihn darauf und schritten rüstig dem Dorfe zu.

In dem Förster regte sich aber die alte Habsucht.

„Ach der Keuler! der Keuler!“ sagte er halblaut.

„Still!“ herrschte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das ist genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen lassen oder ihn den Wölfen Preis geben.“ Der Förster schwieg, wie schwer es ihm auch wurde. Er erholte sich allmählig, denn Veit flößte ihm, so oft sie ruheten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten sie wieder.

„Wem ist das Holz?“ fragte der Förster heftig, als er es sah, und richtete sich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und diesen Beiden!“ sprach der Schmied und sah scharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch so treulich helfen? Es wäre Euer erster Schurkenstreich nicht.“

Dietrich biß sich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu sagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete sich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit sagte endlich: „Engelchen, lauf' ins Dorf und hole Hülfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht besser gehen."

Während Engel dahinflog, schritten die Andern langsam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief sie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgensuppe aßen; aber sie schüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um sie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieser Menschen, eilte das Mädchen gegen das Forsthaus; aber als sie es sah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte sie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick siegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog sie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres stand vor ihr glühend vor Ueberraschung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und sah verwirrt zur Erde. Doch fand sie bald wieder das Wort und entfernte sich dann schnell nach ihrer Wohnung.

Einige Augenblicke später rührte sich Alles im Hofe des Forsthauses, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebensoviel Kraft, als Kunst. — Die Bauern sahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht."

III.

Der Abend dieses Tages sah eine größere Gesellschaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Bursche hatte sich eingefunden und saß im Dunkeln an der Fensterwand, doch so,

daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Mensch mit allem Uebermuth des reichen Burschen ausgerüstet. Sein Haar war brennroth und ein Heer ansehnlicher Sommersprossen, die aber an die Jahreszeit sich nicht banden, bedeckten das breite Gesicht in allen Richtungen.

Die schöne Engel zog ihn an, obwohl sie blutarm war. Indessen war seine Aufmerksamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen gegründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweih' das schönste Mädchen zu führen. Daß sie es sich zur höchsten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, setzte er so sicher voraus, als er von der Unwiderstehlichkeit seiner Person überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er seinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menschenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch sagen, Mutter Wallauer, die Engel ist ein gutes Kind. Sie hat durch ihre christliche Liebe mich alten Kerl besiegt, daß ich den Kümmel-Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beispiel ist mehr werth, als ein Pfund Lehre," sag' ich.

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," sprach mit einem tiefen Seufzer die spinnende Blinde.

„Das muß wahr sein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu schweigen.

„Was?" rief er aus, „du winkst mir, zu schweigen? Nein, ich muß deiner Mutter Alles sagen! Um so schlimmer ist es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie so?" fragte die Blinde, deren leidende Miene einen schmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß sie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß sie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?" sprach der Schmied.

„Nein!" sagte die Blinde; „aber that sie das, so segne sie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt."

„Feurige?“ Mutter Wallauer,“ rief der Schmied; „da seid Ihr irre, denn sie brannten den Bosfeind nicht im mindesten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:“

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er sich drauf legen lassen? Nicht so? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Prost die Mahlzeit! Er ließ sich zudecken und begann den armen Andres zu schimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte so die Faust, hielt sie ihm unter die Nase und sagte: „Still, du Unmensch,“ sagt' ich; „oder ich stopfe dir den Mund, daß du ihn nicht wieder aufthust, als vor Gottes Gericht, um dein Sündenregister abzuheulen!“ Das machte ihn stockmausestill; denn der Mensch ist so feig wie ein Schneider. Darauf sagte er kleinlaut: „Geht,“ sagt' er, „und holt erst den Keuler und meine zerschlagene Büchse. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ sagt er; „und ich dachte, der Bursche hat doch noch einen Rest von Ehrlichkeit in seiner Brust. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr was wir da sahen?“ — Er hielt ein und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde schöne Arbeit gemacht haben,“ rief dumm lachend der rothe Niklas.

„Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden!“ warf ihm der Schmied hin. „Nein,“ fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Bursche sahen wir darum stehen, deren Einer wacker am Auswaiden war.“

„Wer war's denn?“ fragte Engel.

„Deserteure waren's,“ fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Mensch, trug die Uniform der sogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erste, das er sah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chasseur, der Vierte ein Husar und der Fünfte, der so leidend aussah, daß ich glaube, er macht in seinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntschaft mit dem unter der Erde, trug

die Uniformstücke dreier Waffengattungen an sich. Als sie uns kommen sahen, machten sie Veit's Flinte und einige Pistolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen."

„Laßt's gut sein," rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, so nehmt, was ihr wollt," sagt' ich.

„Das wirkte, und sie erwarteten uns ruhiger. Von dem Keuler waren die Schinken abgeschnitten vorn und hinten, auch das Gelünge herausgenommen. — Wir theilen ehrlich," sagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben seit Hanau kein Fleisch gesehen."

„Der Andres schwieg, und, da ich mit Veit einverstanden war, so sagt' ich: „Prosit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's schmeckt nach langen Fasttagen. — Lieber Gott! wie sahen die Leute aus! Wie Gerippe, sag' ich, „wie pure Gerippe. Das ist mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel!"

„Aber, Cumpeer," hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deserteur mit Euch hatte!" Habt Ihr ja doch getuschelt mit einander wie zwei alte Freunde."

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann, sag' ich, Veit, den soll man aufknüpfen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Verstehst du mich?"

„So kamen wir denn," fuhr der Schmied nach dieser Abschweifung fort, „recht freundlich aus einander."

„Das glaub' ich," lachte Veit; „sie hatten das Fleisch und wir — die Knochen."

„Du hättest's ihnen streitig machen sollen, Veit. Wer hätte dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deserteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinschlockerten, als hätten sie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!" seufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und ſagte zu Engel: „Hätteſt du nicht Luſt, ſie aufzunehmen, Engelchen?“

„Niklas,“ rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein chriſtlich Herz, und das iſt ein Ding, was du und dein Gelichter nicht kennſt.“

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, ſchwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menſchen ſich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Kenlers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet Ihr ſehen ſollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächſten Sommer ſo viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmenſch fluchte, ſo können wir das fruchtbarſte Jahr erleben. Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will dir das Stangenhauen vertreiben!“

„Ich ſtand ſprachlos, meiner Treu'! was mir doch ſelten paſſirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres ſprang mir nach und ſagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?“ — „Freilich!“ ſagt' ich. — Er ſchlug die Hände zuſammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich.“

Der rothe Niklas verzog höhniſch den Mund.

Engel war bleich geworden und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte ſie endlich den Pathen, und in ihren ſchönen Augen ſtanden Thränen der Angſt.

„Nichts weiter, als ein bischen Sitzen im Schloſſe zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterſchlägt,“ ſagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und ſeine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat dich hereingerufen, wo man dich nicht gerne ſehen mag?“

Der Burſche ſtand auf. In ſeinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Glut. Die braunen Sommerſproſſen erſchienen wie helle Flecken auf der dunkelrothen Unterlage ſeines Geſichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „ſo — — —“

Der Schmied, ſonſt jähzornig wie irgend Einer, ſah ihn lachend an. „Geh, Kind,“ ſagte er, „geh! Der Himmel hat dir's an den Kopf geſchrieben, daß du nichts taugeſt; denn rothe Haare und Erlenholz — — nun, ich denke, du kennſt das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ ſchäumte der Burſche, rannte hinaus und warf die Thüre ſo heftig ins Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ ſagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Still, Kind, ſtill!“ ſagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bube meint's doch nicht treu. Beſſer, daß er fort iſt, glaub' mir's.“

Die Blinde war ſtille Zuhörerin geweſen. Jetzt ließ ſie ihre Hand ſinken und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Unſre Prüfungen ſind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter,“ nahm der Schmied wieder das Wort, und an ſeiner Stimme leiſem Zittern konnte man wohl hören, wie ihn der Blinden Wort berührt hatte, „Mutter, diesmal iſt die Schuld allein an mir. Ich habe im Uebermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, ſie heimzutragen, ſie wollten's nicht.“

„Was wird das aber helfen?“ ſagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort.“

„Dafür laßt mich ſorgen, Cumpeer,“ ſagte der Schmied. „Das Eiſen iſt warm; ich will es ſchon ſchmieden.“

Engel ſtand auf. Ihr Herz war beklommen; ſie mußte hinaus. Und draußen ſtand ſie, an den Thürpfoſten gelehnt, und weinte;

ihre Hände falteten ſich und ſie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!“

Eine Bewegung im Schuppen erſchreckte ſie. Sie horchte. Als es ſtille blieb, trat ſie näher, und — wer malt ihr Entſetzen? — zwei Deſerteure ſtehen da, und der eine lehnt ſich ächzend an des andern Schulter. Engel wollte laut aufſchreien.

„Ach, erbarme dich unſer,“ flehte eine wohltönende Stimme. „Wir ſterben vor Froſt. Laß uns in deinen Stall, daß wir Wärme finden.“

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann ſchnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig,“ flüſterte ſie ſchnell, „ich will den Schmied rufen.“

„Ach, thue das; er kennt uns!“ war die Antwort, und Engel rief leiſe dem Schmied. — Veit ahnte nichts. War's doch ſo natürlich, daß die Angſt des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath ſucht.

Der alte Schmied ſtand raſch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?“ fragte er leiſe.

„Es ſind zwei Deſerteure in unſerm Schuppen; ſie ſind — —“

„Ich weiß, ich weiß, Kind,“ fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm nur ſchnell! In eurem Stalle mögen ſie die Nacht bleiben, da iſt's warm. Morgen ſchaffe ich Rath. Es ſind Landeskinder; dürfen wir ſie verlaſſen in der Noth?“

Er zog das Mädchen mit ſich fort, warf, nachdem er leiſe mit den Beiden geflüſtert, ſchnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deſerteure folgten ſchwankend. Sie warfen ſich auf das Stroh nieder, und der Schmied ſagte: „Es iſt noch nicht ſicher im Hauſe, geduldet euch noch eine Stunde.“ Darauf ſchloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, ſich zuſammenzunehmen, und trat, als ob nichts geſchehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du biſt zu ängſtlich, Kind,“ ſprach er, als ob er ein abgebrochenes Geſpräch fortſetzte; „es wird ſich Alles beſſer machen,

als du denkſt. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle ſeine ſchlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm ſagen, daß er verloren iſt, wie er es wagt, mich vor Gericht zu ſtellen. Veit ſelbſt iſt nicht ſauber dabei, und ihm geht es ſo gut an den Kragen, als dem Strauchmörder."

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede ſei; er kannte zu gut die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorſchützend, verließ er mit ſeiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und ſchweigend ſaß der Schmied in der Ecke und ſeine Pfeife ging ihm aus. Das war ein ſicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als er Veit und ſeine Frau weit genug weg wußte, ſtand er auf und ging hinaus, um ſich zu vergewiſſern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er jetzt mit den drei Frauen zu beſprechen hatte. Alles war todtenſtille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und ſetzte ſich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit," hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwiſchen mir und dem rothen Ehrengardiſten im Walde geſprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige ſagen."

„Der Menſch hatte ein ſcharfes Auge. Er meinte, ich ſei ein ehrlicher Menſch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und ſagte: „Hört einmal, Meiſter Schmied," ſagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutſche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte ſtellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienſt, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — haben ſie mit uns

die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim ſind wir über den Rhein und im Binger Walde treiben wir uns nun ſchon zehn Tage umher, und hungern und leiden Froſt. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie ſind krank und ſterben ſicherlich, wenn ſie nicht Obdach, Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine iſt ein Schloſſer aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier iſt Geld für ihn! Der Andere hat ſelber Geld genug, um für ſich zu ſorgen."

„Er gab mir eine ſchwere Hand voll Gold. — Ich wollt's nicht nehmen und ſagte, ich ſei ein Chriſtenmenſch, der auch ein deutſches Herz habe," ſagt' ich. „Aber der meinte, das ſei deſto beſſer; Geld aber, ſagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war ſchnell gemacht. — Kamerad, ſagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun, ſagt' ich, es ſteht zu äußerſt ein kleines Haus; darin wohnen Menſchen, die wiſſen, wie das Unglück thut; darum haben ſie auch Herzen, ſchlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's ſtille iſt im Dorf; ich bin in dem Hauſe und ſo weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?"

Wer iſt denn der Andere? fragt' ich noch den Rothen.

„Der iſt aus Crefeld," ſprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutſches Herz und ſagte: So wahr mir Gott helfe! — Da hättet Ihr ſehen ſollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und ſeine Thränen drauf fielen. Man hätte ſo hart ſein müſſen, wie ein Waldſtein, oder wie der Kümmel-Dietrich, wenn Einem da nicht weich ums Herz hätte werden ſollen. Bassa manelko! Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich, als der Wallauer todtgeſchoſſen wurde; denn er war mein lieber Gevatter; und als meine gute Frau ſtarb, — aber als der Junge ſo vor mir ſtand, — nun, da war mir's auch nicht weit."

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzosen tanzen lehrt; sagt, Mutter? Ihr wißt, bei mir ist kein Raum, sonst nähm' ich sie."

Die Blinde sann einen Augenblick nach; dann sagte sie: „Ich würde sagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich ist. Wir haben droben die Oberstube, darin steht Engel's Bett, die ohnehin bei mir schläft. Nun, in Gottes Namen!"

„Da seh' ich wieder, daß ich mich auf die Menschen verstehe," rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird sie sagen, und so sagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, Der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut' Gedächtniß! —"

„Daß ich's dann aussage, Mutter, sie sind da und liegen in Eurem Stalle."

Als der Schmied diese Worte sagte, zuckte die Blinde in Schrecken zusammen; aber es war mehr die Ueberraschung, die so wirkte, als daß es sie gereut hätte, was sie gesagt.

Engel und Marie saßen als bewegte, aber stille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel sagte, als Alle schwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . ."

„Närrchen," fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als du und deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennst du ja."

„Freilich!" sagte die Blinde. „Aber wenn die oben rumoren und hier ist die Spinnstube?"

„Erstlich," sprach der Schmied, „werden die Zwei selber um ihre Sicherheit besorgt sein und sich stille halten; zum andern aber sorgen schon Eure schnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, du hattest noch etwas, was du hinunterschlucktest hinter dem „Und?"

„Nun," stotterte das Mädchen erröthend, „ich meinte — es

ſchicke ſich nicht, daß ich alleine zu den Mannsleuten gehe, und wer ſoll mich begleiten?“

„Wahr!“ ſagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da iſt allemal Marie deine Sauvegarde. Iſt dir's nun recht ſo?“

Ich kann zufrieden ſein,“ lächelte Engel, indem ſie die Hand Marie's faßte, die ſie freundlich gegendrückte und zu ihr ſagte:

„Ich theile alle Laſt mit dir, und hab's ſchon dem Vater verſprochen.“

„Aber,“ ſagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unſere Grundbeeren (Kartoffeln) ſind alle und zwei hungrige Gäſte — —“

„Auch dafür iſt geſorgt,“ lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleond'ors in ihren Schooß. — „Siehſt du, Göthchen, da kannſt du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber raſch, ihr Mädchen!“ rief er den erſtaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchſuppe, und du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieder Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Waſſer aus dem Ofenſchiffe, drück' den Stopfen feſt drauf und leg' ihn ins Bett, daß es warm wird.“

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und ſagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde.“

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewiſſermaßen ſeit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er ſchnell, wie gut es ſei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile ſchlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine

belebende Wärme zu durchdringen begann. Als er ihnen die günstige Nachricht mittheilte, erfüllte eine selige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte sich wohler, seit er nach so langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thierische Wärme berührte.

Anders aber war es mit seinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulse schlugen heftig; sein Kopf glühte, seine Augen waren roth unterlaufen und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken."

„Das sollt Ihr haben," bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt sagte: Wasser, sagt' er, wenn's frisch aus dem Brunnen kommt, schadet niemals einem Kranken."

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge frischen Wassers zurück, das den Kranken sehr erquickte.

Darauf trat er ins Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beschicken; untersuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er seine Schützlinge aus dem unbequemen Versteck, um sie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht sein; wohl stand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre standen mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, sich die Gäste zu beschauen, die sie nun auf lange Zeit bedienen sollten.

„Der Blonde," flüsterte Marie ihrer Freundin zu, „ist ein prächtiger Bursche. Wenn der sich unter unserer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu schauen."

Engel stieß die Muthwillige in die Seite und sagte leise: „Sei doch stille, du tolle Hexe! Wenn das dein Peter hörte, gäb's ein abscheulich Schmollen."

„O laß mir meine Ruhe mit dem Peter!" gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinst du, ich hätt's gleichgültig angesehen, daß er seit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unsere

Spinnſtube kommt, wohl aber in Werner's bei dem ſchwarzäugigen Gretchen ſitzt, die ihm ohnehin ſo freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! Nein," ſagte ſie und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem ſie trotzig mit dem hübſchen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und ſinge, wie's in dem Schelmenliede heißt:

Geh' du nur hin, du haſt dein Theil,
Du führſt mich nur am Narrenſeil;
Ohn' dich kann ich ſchon leben,
Ohn' dich kann ich ſchon ſein."

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Andern zu holen, es war der Kranke.

Langſam und mühevoll ſchwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Mädchen vorüber, wo das Licht auf ſein glühendes Geſicht fiel.

„Haſt du ihn geſehen?" fragte Marie.

„Lieber Gott, wie ſieht der arme Menſch erhitzt aus," entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Geſichtchen als der Erſte, der aber hübſcher iſt."

„Ach," bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narrethei. Es fällt mir ſchwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menſchen zu pflegen haben. Möge Gott uns beiſtehen, daß er nicht ſtirbt! Was ſollte das werden? Dann wäre Alles verrathen und die ganze Laſt der Strafe träfe uns!"

„Wer wird auch gleich ans Sterben denken?" rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machſt dir immer trübe Gedanken und quälſt dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich ſtelle mir immer das Beſte vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, ſo ein junges Blut ſtirbt ſo leicht nicht. Und wie alt wird er ſein? Ich glaube, ſie ſtehen im Alter zu einander wie ich und du, und, wenn ſie aus einer Stadt wären, ſo könnten ſie mit einander confirmirt worden ſein. Sei guten Muthes, Engel, wir wollen das Unſere thun, und der liebe Gott

wird dann weiter sorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd, und die Suppe ist noch nicht fertig, so liest er uns den Text noch ärger, als unser alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen"

IV.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen stille und ohne bedeutende Ereignisse herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrückens, und je näher der Neujahrstag heranrückte, desto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, so weit genesen, daß er stundenlang außer dem Bette sein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überstiegen jedes Maaß, und seine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überstieg.

Wie ein Dorn steckte ihm die Geschichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, schlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten spendirt; aber seine forstlichen Vorgesetzten waren höchst unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch sie um die Waidmannslust und um die köstlichen Bissen kamen. Die Verweise lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deserteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Aerger. Ueberhaupt war es eine in jenen Tagen seltsame Erscheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deserteuren; obwohl man genau unterichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig bis Dreißig dieser Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notorische Thatsache war, daß sie Leute vom Felde oder Holzsuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiseste Schritt gethan wurde, um sie einzu-

fangen. Unſtreitig konnte man es als ein Zeichen der Erſchlaffung und Auflöſung betrachten, daß eine Polizei, die ſonſt Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht ſah oder nicht zu ſehen wagte.

Der ganze Zuſtand auf dem linken Rheinufer, beſonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwiſchen Mainz und Koblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Laxheit und Unſicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerſtreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zuſammengeſtoppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einſt ſo ruhmredig die Große genannt hatte. Und dieſe Truppen unter ſich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erſchienen als abgelöſte, ſich ſelbſt hingegebene Glieder eines Körpers, der ſeiner völligen Zerſtörung anheimgegeben war. Hier ſah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar beſonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie ſelbſt waren krank und hinfällig, zerlumpt und armſelig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoraliſirt, muthlos, in ſich gekehrt; und wenn einmal die Luſtigkeit, dieſe unverwüſtliche Eigenſchaft des Franzoſen, aufkam, ſo trug ſie einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß es ſchien, als ſtrebten ſie in convulſiviſcher Luſt, einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu verſenken.

Die häufigen Dislocationen dieſer verzweifelten Soldateska mochten wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuſchen. Drüben aber, jenſeit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, ſammelten ſich die gewaltigen Maſſen des Befreiungsheeres und rüſteten ſich in immer engerem Zuſammenrücken zu dem Uebergange, welchen ſelbſt die Franzoſen als nahe ſchilderten.

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer des Rheines gehemmt war, wie wachsam auch die Douane überall sich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenseits vorging; denn seit die Continentalsperre ihre unselige Wirksamkeit entfaltet hatte, war am Rhein ein Schmugglersystem organisirt worden, welches an Schlauheit selbst die größte Wachsamkeit der französischen Schergen und ihre vielgerühmte Verschlagenheit übertraf. Es verzweigte sich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrückens hinein und seine Arme reichten bis ins Herz des französischen Reiches, bis in das Alles verschlingende Paris.

Diese Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die französischen Beamten aber mit Angst erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um so größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erscheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen sich die Deutschgesinnten schaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigsten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Lasten tragen half, kannte seine Quellen.

Dagegen sammelten sich um den Förster die entschiedenen Franzosenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied gesinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie sehr auch Angeberei Lieblingsgeschäft von jeher bei ihm gewesen war. Hatte er doch in seinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal seinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Lust dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles so gewiß ausführen würde, als er es ausgesprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen Verhältnisse eine andere Stellung gab. Es vereinigten sich Umstände, welche so ganz zu des Försters Haß die sicheren Handhaben boten, daß er

keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längſt gewünſcht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnſtube der Wittwe Wallauer war bisher ungeſtört geblieben und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsſtätte zweier Menſchen ſei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor, ſah man den Schmied Eſſe und Ambos verlaſſen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden geweſen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte ſeinen Grund in dem ſchweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, ſein Auge war glaſig, ſein Durſt unlöſchbar. Fieberphantaſieen brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bette ſprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher ſich ſchneller erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn ſolche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hülfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht geſtattete, in das Zimmer zu gehen. Oft ſprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil ſie keine Kunde von ihm habe; dann ſah er ſich wieder in der Gewalt der Gensdarmerie. Und in dieſe wilden Träume miſchte ſich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott geſandt.

Wenn nun der Schmied von dieſen Fieberträumen ſprach und auch dieſes letzteren gedachte, den der Kranke immer fortſpann; wenn die höchſte Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchſt du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an dir; denn du gönnſt dir ja gar keine Ruhe mehr und ſiehſt ſo bleich aus, als feieſt du ſelber krank vor Anſtrengung.“

Engel ſchwieg auf ſolche Reden; aber Marie lächelte in ſich hinein und meinte bei ſich, das Bleichſein ſei doch nur Angſt um

den hübſchen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie geſehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man ſeinen Eltern ſchreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen ſtieg, deſto tiefer ergriff ſeine Lage Engel's gutes Herz. Wie gerne hätte ſie heimlich einen Arzt kommen laſſen, wenn nicht der Schmied aufs Entſchiedenſte ſich dagegen geſtemmt hätte.

„Willſt du ihn und uns unglücklich machen?" fragte er heftig. „Kann das verſchwiegen bleiben? Und was dann? ſag' ich."

„Aber wenn er ſtirbt?" fragte Engel, und ein leiſer Schauder rieſelte durch alle ihre Adern.

„Pah," rief der Schmied aus, „ſo ein junges Blut hat viel zuzuſetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazarethe gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle ſchnurrten, und in meinen Adern war eine Gluth, wie in meiner Eſſe, wenn ich friſche Kohlen aufſchütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, ſondern auch unſere Chirurgen alle. Das war eine ſchöne Wirthſchaft? Item, ich genaß ohne alle Arznei und die meiſten der Soldaten wie ich."

„Wer weiß aber, ob Ihr dieſe Krankheit hattet, Pathe," warf die Beängſtete ein.

„Kind, keine Krankheit iſt ein Plaiſir, ſag' ich. Der Tod lauft immer Sturm dabei auf die Feſtung des menſchlichen Leibes. Sind Wälle und Baſtionen gut, ſo muß er abziehen, ohne daß der Menſch, wie Veit ſagt, verendet."

„Aber gerade das iſt's, was ich bei dem Crefelder fürchte," ſagte Engel und zupfte am Bändel ihrer Schürze, und ihre Stimme wollte wanken vor Wehmuth. „Er iſt ſo abgemattet," ſetzte ſie hinzu, „und ſein Körper iſt nicht ſehr kräftig."

„Er wird nicht ſterben!" ſagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, ſtrahlend und hell, auf Engel's ſchöne Züge; die Wolke ſchwand, die ſeit mehreren Tagen auf ihrer weißen

Stirne lag, und das Auge sah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja so fest und vollends hier an der Mutter prophetisch Wort; — die Hoffnung glaubt ja so gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, dessen Namen nicht einmal der Schlosser aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardist nur „Crefelder" genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erst nach vielen Tagen trat eine Krisis ein; das Bewußtsein kehrte ihm wieder, aber zugleich stellte sich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängstigte.

Es war rührend anzusehen, mit welcher Dankbarkeit sein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger scherzten und sich neckten. Er sprach nicht, weil es ihm so schwer wurde. Es schien, als beobachte er nur seine Pflegerin, die oft durch seine sinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war so selten als möglich allein oben; aber sobald Marie ins Zimmer getreten war, hatte sie nur Augen für den Solinger, der schon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und frisch aussah, wie das Leben.

Unter diesen Umständen mußte Engel sich mit dem Leidenden befassen, ihn besorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das sittige Mädchen dies auch that, so blieb es doch ihrem Pflegling kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil sei, den sie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauschten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in diese geheimnißvolle Zwiesprache unverdorbener Herzen mehr gelesen hätte, als ihr Mund sprach und hätte sprechen können, weil sie selbst sich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzusehr mit den Kriegsläuften beschäftigt, als daß er von dieser wachsenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen können. Täglich brachte er Kunde, wie es stand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tages aber hatte seine Freude gar kein Maaß. Die rheinischen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Lesen bei ihm nicht eben rasch ging, und er lange mit der Brille auf der Nase daran studirt hatte, so war ihm doch

endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in sich zu verschließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenns nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indessen etwas vertraut, so lag's in seiner Seele verschlossen wie unter tausend Riegeln.

Kaum war diese Proclamation von ihm verstanden, so eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Esse verlöschen und trat zu den Deserteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlösung so nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenstrahle der Freiheit. Mit glühender Begeisterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genossen Region lag tief unter der seinigen. Dieser faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört," sagte er, „Vater Schmied! Es ist mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimat hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waise. Mein Handwerk versteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, sie mich auch. Gebt mir Marie zum Weibe, und — ich bleibe bei Euch. Wir schaffen selbander, so lange Ihr könnt und wollt, und Ihr sollt in mir einen guten Sohn haben!"

Marie stand in lichter Gluth da. Sie barg das Gesicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied sah den Jungen mit forschendem Blick an. „Für einen Scherz," sagte er, „wär' mir das zu bunt. Ist's aber Euer Ernst und Ihr seid eine ehrliche Haut, so hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr."

„Mariechen!" rief der Schlosser. „Warum bedeckst du dein Gesichtchen? Hast du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und hast mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzosen Hände fallen, als leben ohne dich."

Er trat zu ihr und ſchlang den Arm um ſie, zog leiſe die Schürze von dem lieblichen Geſichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinſt?“ ſagte er. „Biſt du mir nicht gut? Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, du habeſt mich lieb?“

Aber Marien's Hand blieb in der ſeinigen und ihr Köpfchen ſank auf ſeine Schulter.

Und der Schloſſer quälte ſie mit Fragen, bis ſie: Ja, ſagte. Dies Ja aber, ſo ſchwer gegeben, war längſt geſprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die friſche Lippe.

Der alte Schmied gab ſeinen Segen und ſein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackern Schwiegerſohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Ausſicht, daß bald das franzöſiſche Joch gebrochen würde, das ihn ſo ſchwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag ſeinen „Prinz Eugenius“ und den „Jäger aus Kurpfalz;“ aber raſten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erſte Freude hinabdrücken mußte in die ſtillen Räume der Bruſt, ſo mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation faſt ohne Scheu von Haus zu Hauſe.

Die beiden Glücklichen in Wallauer's Oberſtube ſaßen derweile koſend beiſammen und ſahen nicht, wie der Jüngling, der heute zum erſten Mal aus dem Bette ſein konnte, ſeit ſeines Genoſſen glücklicher Freiwerberei ſo ſtille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in ſeinen bleichen Zügen lag. Selbſt die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die ſeine Bruſt ſchwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwiſchen.

Und Engel? O wie freute ſie ſich des Glückes der Freundin! Aber als ſie allein war, nur bei Gott und ſich ſelber, da fiel ſie nieder und betete inbrünſtig: „Herr, ſtärke mich, daß ich es trage!“ — Und ſie preßte die gefalteten Hände vor die ungeſtüm wogende Bruſt, trocknete eine leiſe rinnende Thräne und trat, nachdem ſie ſich geſammelt, zu ihrem Rade, wo ſie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter ſah nicht, wie bleich ſie war.

Die Blinde ſagte: „Marie iſt ein gutes Kind; aber ihr Sinn iſt leicht. Gebe Gott, daß ſie ſich nicht täuſcht in einem Menſchen, den weder ſie, noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude iſt oft ſo kurz, — und das Weh ſo lang!“

Engel fragte haſtig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?“

„Nein,“ erwiederte die Blinde, „für ſie nicht,“ — und ſie ſeufzte tief.

So ſtand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von dieſem lag das ſchöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückiſche Burſche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der ſeinen Hochmuth ſo ſchwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf ſich ſein Zorn, ſondern auch auf die ſchuldloſe Engel; denn ſie wies ſeine Aufmerkſamkeiten zwar nicht mit Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig ſie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burſchen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, ſtachelte ſeinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in ſeinem Innern ein Argwohn geblieben. Der Veit ſprach von einem Dutſcheln zwiſchen dem Schmied und dem Deſerteur. Der Schmied legte einen ſo ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menſchen ſich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel geſagt, ob ſie ſie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Argliſt ſieht ſcharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deſerteuren gehabt, und ihr plötzliches Verſchwinden deutete ihm darauf hin, er habe ſie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächſt noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen ſelbſt, das freilich ſehr klein war, oder an Veit, der als charakterloſer Zwiſchenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik,

wenn auch nicht gerade zu offenbar ſchlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiſte ſein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erſchienen wäre.

Eines Abends ſpät ging er an Wallauer's Wohnung vorüber. Es war ein wenig kälter geworden und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, ſah man die Fenſter gefroren. Nur an Wallauer's Oberſtube war dieß nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenſtern waren. Dort rann der Anſatz des Dunſtes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen ſein. Unten aber war die Spinnſtube. Wozu ſollte das geſchehen ſein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhniſch, verbarg er ſich hinter einem Strohſchober ſeines Vaters, der in der Bitz ſaß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre geſtattete. Als es eilf Uhr ſchlug, ging die Spinnſtube auseinander. Veit und ſeine Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthüre; aber kaum war Veit mit ſeiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem ſeinigen herauskam, unter Veit's Fenſtern gebückt wegſchlich und eilig in Wallauer's Thüre ſchlüpfte, die er hinter ſich ſorgfältig ſchloß. Der Vollmond begünſtigte die Beobachtungen des Laurers.

Es lag in dieſem Thun etwas ſo Räthſelhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieſes geheimnißvolle Weſen zu kommen.

Der Hunsrücker Bauer hat meiſt ſeine Leitern an Holzhaken unter dem Vorſprunge des Strohdaches hängen, ſo daß man ſie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenſo ſeine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade an die Fenſter reichte, zu deren aufgethauten Fenſtern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter den Laden das Licht erloſch; dann ſtellte er ſeine Leiter ohne Geräuſch an und ſtieg hinauf. Der Mond ſchien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er ſchlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, deſſen Haupthaar die ſeltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beſchenkt worden, die in der Farbe einiges mit ſeinem Haar Uebereinſtimmendes, aber in ihrer innern Beſchaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte ſelbſt im Dunkeln die wenigen Lichtſtrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal conſtruirtes Menſchenauge vermochte. Daher war er im Stande zu ſehen, wo ein Anderer heillos im Finſtern herumtappte und ſich unbarmherzig an jede Ecke ſtieß.

Hier kam ihm ſein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond ſchien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete ſo viel Licht, daß er deutlich ſah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle ſaß und bedeutend mit dem Kopfe nach vornen neigte, wie Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen ſah er einen andern Mann ſchlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bette; denn wozu ſollte der Schmied ſonſt wachen?

Leiſe ſtieg er herab, trug ſeine Leiter weg und ſchlich auf ſeine Kammer. Er hatte genug geſehen, um zu wiſſen, daß er einen Punkt gefunden, wo er ſeinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geſchah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an ſeinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine ſchnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erſchien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu ſchützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth ſeinen Plan im Herzen. Ueber das Wie? ſeiner Ausführung war er noch nicht mit ſich ſelbſt einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geſchah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Feſtung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu ſeinem nicht geringen Aerger für ſeinen Vater die höchſt unangenehme Reiſe machen. Durch dieſen unvorhergeſehenen Umſtand wurde die Ausführung ſeines Racheplans um einige Zeit verſchoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um ſeine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wiſſen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte ſich am Abend deß vergewiſſern. Die Ungeduld zu beſchwichtigen, trat er ins Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnapſe ſaßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte ſicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder beſprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Uebergang glaube, als voll ſeliger Freude der Schmied hereintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anweſenheit nicht zum Angenehmſten; allein dieſer wußte ſchlau in die Vorſtellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, ſeiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöſe Blatt heraus, das heute ſchon eine ſo unerwartete Folge gehabt hatte, und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ ſagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe. „Wie werden ſich dann die armen Deſerteure freuen, die von guten Menſchen aufgenommen worden ſind!“ ſagte er und fixirte den Schmied, aus deſſen Antlitz ſchier eine Flamme ſchlug. Er ſchwieg betroffen und ſah unter ſich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er ſich, woher könnte er wiſſen, daß ſie ſich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzoſenhaß und

auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewiesen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Ursache konnte er finden, an ein bestimmtes Wissen von dessen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder und seine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte seiner Sache völlig gewiß zu sein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlassen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorlesung der Blücher'schen Proclamation.

Am andern Tage schritt der Rothe gen Simmern. Er schien Eile zu haben; denn nirgends hielt er sich auf. Dort angelangt, schlug er sogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er so dahinschritt, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem finstern Schlosse, das der Wassergraben umgab und das zu seiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängnisse, in denen bald sein Erbfeind schmachten sollte zur Befriedigung seiner Rache, die ungesättigt wie ein Geier an seinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, so kannte man ihn. Jedem Bittenden stand seine Thür offen, und das Volk liebte es, mit ihm selbst zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Untersuchung und gewiß Recht fand, wenn seine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu sprechen; aber er war abwesend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzosen befanden sich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe seine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude vernahm der französische Oberst die ihm übersetzte Anzeige des Burschen. Nach einer in französischer Sprache gepflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Bescheid, er soll in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (so hießen die Dorfschulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm gesetzt war.

Ehe sie noch abgelaufen, sah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf versammelten sich in der Allee vor dem Schlosse etwa vierzig Mann Franzosen mit Waffen und Tornister.

„Wohin?“ fragte der Wirth zum Fenster hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detaschement anzuführen bestimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe,“ erwiederte dieser. „Wir sollen Deserteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten.“

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf und eilte seine Briefe zu holen. Als er diese in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in seinem lederbezogenen Sorgenstuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollständig geheilte Bein, mit Hasenpelz umwunden, auf einem davorstehenden Stuhle liegen. Veit saß bei ihm, und Beide unterhielten sich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in seinem Wesen war, so konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der sich, ungeachtet seines Hitzkopfes, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewiesen hatte, durch Mittheilung dessen, was er von ihm erfahren, nicht bloß stellen. Am Fenster saß Andres stille und in sich gekehrt. Er schien dem Gespräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Seele war bei — Engel. Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle seine Geschwister waren hingestorben, zuletzt die Mutter, eine stille, gottesfürchtige Frau, eine sorgsame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngste Kind, der Mutter das einzige, liebste. Die Härte des Vaters, seine Haustyrannei, seine Gefühllosigkeit wies die arme

Mutter allein an ihr Kind. Sie ſuchte deſſen ohnehin weiche Seele ganz an ſich zu feſſeln, und das war ſo leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abſtieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibiſches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieſes innere Weſen prägte ſich auch in ſeinem Aeußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch ſeine Züge regelmäßig ſchön waren, ſo hatten ſie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, ſo hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübſch gefunden.

Als Kind waren Mädchen ſeine Geſpielen. Unter dieſen beſonders Wallauer's Engel, damals ſchon in der kaum ſich öffnenden Knospe die Roſe der Zukunft verheißend.

Das entſetzliche Geſchick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerſtörte ſelbſt der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung des Knaben zu dem Mädchen, das in ſo vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In ſpätern Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend ſie heimſuche.

Des Knaben Mutter ſtarb. Mit ihr ſchwand ſeine letzte Stütze; denn ſeit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abſcheu vor der Jagd beigebracht, in der ſie den Grund jenes Unglücks ſuchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Liebloſigkeit, daß im wörtlichen Sinne ſeine Hunde ihm näher ſtanden, als ſein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verſtand Niemand im Hauſe. Er war durch das ſtete Leben in der Nähe der Mutter ſelbſt Andern ſeines Alters im Dorf entfremdet. Auf ſeine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Weſen des Knaben ſcheu und abgeſchloſſen.

Er reifte zum Jünglinge und ſein in ſich ſelbſt zurückgezogenes Weſen trat noch ſchärfer hervor. Für ihn gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen ſeines Alters. Die Muſik auf der Kirchweihe ſtimmte ihn wehmüthig, und während Andere

jubelten in wilder Luſt, ſaß er da und die Thränen rannen nicht ſelten über ſeine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er ſtille und in ſich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in ſchwunghaftem Zuſtande, ohne daß dieſer es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Anſehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhauſe, des Vaters unredliches Treiben, ſeinen Wucher; und er ſuchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tauſendfach den alten Förſter traf.

Der beſondere Gegenſtand ſeiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es iſt ſchon angedeutet worden, daß Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und ſeit ſie ihn am Fenſter geſehen, ahnete ſie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen ſei, das ſie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl ſprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt ſie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes ſei, der ſie ſo unglücklich gemacht. Zwar war er ſo ſchuldlos an dieſem Unglücke, wie ſie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Haſſes, wenn ihr Herz deſſen fähig geweſen wäre, in ihr längſt erſtickt; aber dennoch empfand ſie ihm gegenüber etwas, was ſie gewaltſam wegſtieß.

Und er liebte ſie mit der ganzen Kraft eines Herzens, deſſen Gefühle um ſo ſtärker waren, je mehr ſie verſchloſſen im Innern lebten. — Sie kannte ſeine Liebe; denn Mädchenaugen ſehen ſehr ſcharf. Darum erglühte ſie ſo tief, als ſie vor ihm ſtand am Tage des Unglücks ſeines Vaters; darum floh ſie wie ein geſcheuchtes Reh aus dem Hauſe, in dem ſie ſeit ihren frühen Kindertagen nicht mehr geweſen war und das ſie nie ohne Schauder anzuſehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren ſeine Gedanken, wenn er ſo ſtille daſaß. Bei ihr waren ſie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzoſen ihm in die Augen blitzten.

Sie ſtellten ſich vor den erſtaunten Blicken des ahnungsloſen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förſter den Brief.

„Woher?“ fragte dieſer.

„Leſ't nur, Ihr werdet's ſchon ſehen,“ ſagte mit einer Lache, die herzzerſchneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal und allmählig ſtieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der inneren Bewegung zeigte, und ein Ausdruck wurde in ſeinem Auge ſichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten ſich ausſprach.

„Woher weißt du das?“ fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte euch gleich, Herr Syndic,“ ſagte der, „es ſei Euch genug, daß es ſo iſt.“

„Was denn?“ fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magſt es wiſſen, Veit,“ ſprach Dietrich. „Seit faſt vier Wochen — ſind zwei Deſerteure im Hauſe der Wittwe Wallauer verſteckt.“

„Wer ſagt das?“ rief Veit und ſprang auf. „Es iſt eine gottverdammte Lüge!“

„Ich ſage es, Veit, ich,“ ſprach höhniſch der Rothe.

„Hallunke, du lügſt!“ rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abende dort und nie iſt mir eine Spur zu Geſichte gekommen!“

„Veit,“ ſagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken“ bezeugen. Habt Ihr nichts gemerkt, ſo iſt das eben kein ſonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheil. Die Soldaten warten, Herr Syndic,“ ſetzte er, zu dieſem gewendet, hinzu.

„Und tauſendmal nenn' ich dich einen Hallunken!“ ſchrie Veit im raſendſten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und unterſuchen!“

„Das iſt nicht Eure Sache, Veit!“ höhnte der Rothe, „ſondern die des Syndic's, an den lautet der Befehl.“

„Ich kann nicht gehen, Niklas!“ ſeufzte der Förſter, dem es unausſprechlich leid that, auf eine ſo große Freude verzichten zu müſſen.

In dieſem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was ſoll das Zaudern?“ fragte der grobe Elſäſſer. „Sollen die Vögel erſt ausfliegen, ehe wir ſie fangen?“

„Andres!“ rief der Alte ſeinem Sohne zu, der wie eine Leiche daſaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen ſei, ſo dachte er an Engel's Schrecken, und das lag zentnerſchwer auf ſeinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ ſprach der Rothe. „Euer Andres ſagt's der Engel gewiß. Schickt einen Andern, oder ich will ſelber gehen.“

Der Alte ſah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der ſich wegſchleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibſt hier!“ befahl er; „denn dein bleiches Geſicht ſagt mir, du willſt auch den Falſchen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deſerteure ſofort zu verhaften.

V.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrſchte ein Frieden an jenem Tag, an dem der Rothe ſeinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtſein, lautere Frömmigkeit und Genügſamkeit dauernd wohnt. Die Blinde ſpann in ihrer heimlichen Ofenecke und Engel ſaß wieder an ihrem Platz und ſpann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche ſie

zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angſt, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schützlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn ſo hieß der Crefelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn ſei, die zu ernähren ihm als ſeine Lebensaufgabe gelte. Und dieſe Trennung ſtand ſo nahe bevor. Der Schmied ſprach mit aller Beſtimmtheit und Sicherheit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutſchen über den Rhein gehen und das wurmzerfreſſene Franzoſenthum zerſtören würden; der Tag war nahe, — ſehr nahe.

Ach, ſie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; ſie gönnte ihr ja das Glück ſo gerne! — aber — in ihrer Bruſt wohnte die reinſte, treueſte Liebe zu Martini, und er — ſchied in die Heimat zur verlaſſenen, darbenden Mutter; das wußte ſie und ihr Glück zerrann für immer. Ihn wiederzuſehen, durfte ſie nicht hoffen. Warum nicht? flüſterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar ſchweigt ſein Mund und das Wort: „Liebe“ iſt nicht über ſeine Lippen gegangen, weil eine faſt jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug ſeines Weſens iſt, — aber redet ſie nicht aus ſeinen treuen Augen eine ſo verſtändliche Sprache? Thut nicht ſeine ſeelenvolle Dankbarkeit ſie kund? Ruht nicht ſein vielſagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand ſo bedeutſam, daß ich ſie raſch ihm entziehen muß?

Dieſe Fragen waren der Gedankenkreis, in dem ſich Engel jetzt und oft bewegte, und die ſüße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel ſtiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und ſie wagte nicht, ſie ihrer Marie zu ſagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an ſich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So ſpann ſie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Geſpinnſtes, und nicht ſelten rann eine klare Perle aus dem ſchönſten Auge, — die Niemand ſah.

Droben in der Stube ſaßen die beiden Jünglinge bei dem

alten Schmied, während Marie drüben im Hause wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler sagte mir," fuhr er in seiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußische General von Hühnerbein, sagt' er, gegen Caub vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, sagt' er, wolle Blücher übergehen und die Russen, gräuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten schon bei Weisel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Bursche habe mir Eins aufgebunden."

„Warum denn," fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini," erwiederte der Schmied; „er sagte, die Brücke sei von Linnen-Tuch."

Der Gegenstand wurde nun mit Eifer besprochen.

Die Deserteure stellten es in entschiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für solche Flußübergänge.

Noch war dies Gespräch im Gange, als plötzlich ein gellender Schrei aus der untern Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was ist das!" rief der Schmied, „war das nicht Engelchen's Stimme? Sollt' ein Unglück geschehen sein?"

Martini erblaßte, und Schraudt, so hieß der Solinger, sprang auf, um mit dem Schmied hinab zu eilen.

„Seid ruhig!" rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege schon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm sein „Halt!" zu.

Der Schmied prallte zurück und ein Todesschrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu spät.

Die Jünglinge waren, als sie das Waffengeräusch hörten, zum Fenster geeilt und hatten gesehen, wie rings das Haus umstellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit gewesen.

Die Franzosen drangen mit Brutalität in das Gemach und fesselten die Deserteure an einander, indem sie die Armen mit Hohn und Spott übergossen. Kolbenstöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Gesinnungen.

Unter der Thüre ſtand der Rothe und ſah mit ſeinen glühenden Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und ſagen: Jetzt vergelte ich dir!

Dieſer jedoch ermannte ſich bald wieder; er ſah ihm feſt ins Auge.

„Diesmal iſt der Sieg dein, rother Hallunke!“ rief er aus, und ſeine nervigen Fäuſte ballten ſich, „aber — —“

„Für das „Aber“ iſt gethan, Alter!“ höhnte der Rothe „Die Proclamationen könnt Ihr in Simmern leſen, oder —“

„Schweig, du Bosfeind!“ rief ihm der Schmied zu, „dein Judasſtreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, ſo rufe ich Gottes Gerechtigkeit über dich!“

Der Sergeant ſtieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willſt du ſchweigen, alte Mähre!“ herrſchte er ihm zu. „Ich denke, die bleiernen Eier werden dir bald deinen Mund ſtopfen. Das ſind gewiß die letzten Deſerteure, die du verſteckſt.“

„Ich fürchte die Kugeln nicht,“ ſagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe ſie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß ſie mir fremd ſein ſollten; aber von der Hand ſolcher Henkersknechte zu fallen, iſt allerdings ſchwer für einen alten Soldaten.“

Ein derber Schlag des Elſaſſers machte ihn verſtummen.

Seine Hände wurden gefeſſelt.

„Marſch!“ donnerte der Elſaſſer, und die Soldaten ſtießen die drei Gefeſſelten vor ſich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot ſich ihnen hier dar.

Die Blinde rauſte ihr ſchneeweißes Haar und aus den lichtloſen Augen ſchoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu ſprechen. So ſaß ſie in ihrem Lehnſtuhle, ein Bild des Jammers, das ſelbſt den Rothen ſo ſehr erſchütterte, daß er ſich unwillkührlich abwandte und wegſchlich.

Engel ſaß, ein bleiches Todtenbild, mit geſchloſſenen Augen da. Thränen quollen unaufhaltſam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule,“ ſagte der Elſaſſer, „will ich mich

nicht plagen. Die hat ſchwerlich Schuld an der Geſchichte. Aber du, mein ſchönes Täubchen, mußt mit; denn dir ſind gewiß die Burſche ans Herz gewachſen!“

In dieſem Augenblicke ſtürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie ſchrie wie eine Wahnſinnige und ſtieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!“ rief das Mädchen aus. „O, mein Schraudt! Wo ſeid Ihr? Was wird aus Euch?“

„Nichts weiter,“ ſprach lachend der fühllose Sergeant, „als Galgenvogelſpeiſe, Vogelſcheuchen oder ſo etwas.“

Die Soldaten drängten ſie zurück, und ohnmächtig ſank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen ſie aufhoben.

„Marſch!“ donnerte noch einmal der Sergeant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte, welche ſelten der Franzoſe verläugnet, zeigte ſich auch hier. Viele ſahen mitleidig auf das ſchöne Mädchen.

Engel ſank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter,“ rief ſie, „ſegne dein Kind!“

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engel's Haupt, und in dieſem Augenblicke verklärte ſich ihr Angeſicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angſt entſtellten Züge.

„Gott ſegne dich, mein Kind!“ ſprach ſie in einem Tone, der ſelbſt den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott ſegne dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr ſucht uns heim. Die Prüfung iſt ſchwer; aber Er hilft ſie auch tragen, Der ſie auflädt.“

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch ſorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?“ rief ſie, das Geſicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben ſpeiſt!“ ſprach feſt und vertrauensvoll die Blinde.

Engel ſchwieg und faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!“ fuhr die Blinde fort. „Sie wird dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unſchuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr ſei Richter zwiſchen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit dir ſein!“

Die Soldaten ſtanden ſtille da. Die Gewalt dieſes Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und ſelbſt alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verſtanden, was die Blinde ſprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheſte Gemüth ſich nicht alles beſſeren Gefühls entäußern und ſelbſt durch die Macht entmenſchender Einflüſſe nicht ganz deſſen beraubt werden kann, was als himmliſchen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von ſeiner Rohheit zu erwarten geweſen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getröſteter erhob ſie ſich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand ſie ihre Stütze; aber der Schmied war ſelbſt erſchüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all dieſes Jammers mußte er ſich anklagen. Das preßte ſein Herz heftig, das raubte ihm all ſeine Kraft. Er ſah nun all ſein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erſchoſſen werden, ſchien ihm ſicher; daß Schraudt nach harter Strafe wieder in ein Regiment geſteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie,“ ſeufzte er leiſe, „wer wird deine Thränen trocknen?“ Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlaſſenen Mutter, ſo wollte ihm ſchier das Herz berſten. Er hatte ſie ja auch in dieſen Jammer geſtürzt. Der alte Mann, den man ſtets gefaßt und ruhig zu ſehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr ſehen, das verbot der Elſaſſer mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unausſprechlichen Jammers warf er auf ſeine

Wohnung, — dann wandte er sich ab und schritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel sandte, sagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zusammen, als die Kunde von dem Ereignisse durch die Häuser lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen so schmählichen Sieg feierte, standen Haufen weinender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuste waren geballt, und aus den Augen sprach's: „Laßt uns sie befreien!

Der Schmied sagte zu den Frauen: „Sorget für Engel's Mutter und für mein Kind!"

Antworten konnten sie nicht vor Schluchzen; aber sie nickten alle eine Zusage, die sich'rer war, als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er sich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er sah sie an und schüttelte bedeutsam den Kopf. „Begeht keine Thorheit," flüsterte er Veiten zu; „aber hilf du sorgen für die Verlassenen," und Veit drückte schmerzerfüllt seine Hand.

Was aber zehrend im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieser Zug einem Leichenzuge glich, warf sich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zusammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte sich der Verworfene nicht versteckt gehabt, so hätte wohl der erzürnte Haufe eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in leichter Bestrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber suchte man ihn, und der eigne Vater sprach seinen Fluch über ihn aus, weil ihn die verworfene That empörte. In seinem Hause wolle er ihn nicht dulden, sprach zornglühend der Vater.

„Mag er seine Schmach hinaus tragen in die Welt!" rief er aus, „meinem Hause soll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!"

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt sei. Engel war von

Allen geliebt, und wie ſehr man den Schmied achtete, bewies ſich erſt jetzt.

Nur Einer, ſelbſt noch heimgeſucht mit Weh und Leid, ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und lachte ſataniſch in ſich hinein. Es war der Förſter.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß ſein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innerſten Sitze des Lebens verwundete, — vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Verſuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich geweſen; jetzt ſpielte ein Anderer ſeine Rolle, und er konnte ſich des Erfolges freuen. Selbſt von einer andern Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Veit wußte er, daß ſein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande ſie getroffen, ſie vielleicht lange im Kerker ſitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß dieſe Neigung ernſterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müſſe. So dachte der Förſter, weil er es wünſchte; aber er kannte ſeinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verſchwiegener dies Gefühl in ſeiner Bruſt lag, deſto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, deſto größer war ſeine Macht.

Engel war gefeſſelt vorübergeführt worden. Dieſer Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in ſeiner Seele geworden, und kein Lichtſtrahl erhellte ſie. Als er Veit beſtürmte mit ſeinen Fragen über der Jungfrau mögliches Schickſal, zuckte dieſer die Achſeln und meinte, ſie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müſſen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne ſeinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er ſah ſie alle wie bunte, leere Seifenblaſen zerplatzen. Die Nacht, die ſich frühe auf alle die bewegten Herzen ſenkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten ſie freudig; Engel, weil ihr Schleier ſie den Augen der Menſchen entzog; der Schmied, weil

er nun ungeſtört ſeinen Empfindungen ſich hingeben konnte. Alle waren ſtille auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deſerteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umſchloſſen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, ſandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die ſo Vieles für ihn litt.

Niemand ſprach ein Wort. Selbſt der Elſaſſer ging neben den Deſerteuren ſchweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorfe erlebt, hätte er es nicht ungerne geſehen, wenn der Greis und das Mädchen entſprungen wären; aber daran dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil ſie ſich unſchuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft zu dulden. Was ſie quälte, war — Martini's Geſchick, und das Schraudt's, mit dem das ihrer lieben Marie ſo eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Wege. Er ſah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und ſprach leiſe in ſich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, ſo ſei's in Gottes Namen. Ich hab' es gut gemeint, und kein Verbrechen laſtet auf meiner Seele. Gott wird für Marie ſorgen!

Und als er das ſich geſagt, ſchritt er feſter fürbaß in die Nacht hinein.

Es war ſpät, als ſie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten ſehr auf, daß in der Stadt eine ſeltſame Unruhe bemerklich war, die ſehr mit der Ruhe im Widerſpruche ſtand, in welcher ſie ſie vor wenigen Stunden verlaſſen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten, wie der Soldaten. Beſonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte ſeine Gefangenen an den Gefangen-

wärter ab. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihnen. Der Sergeant eilte dem Oberſten zu rapportiren, wie er ſeinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erſtaunen ſah er im Quartiere des Oberſten die Haſt, womit man packte. Als er zum Oberſten eintrat und ſeinen Rapport begann, rief ihm dieſer zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deſerteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!“

Dort vernahm er die Ordre, ſich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutſchen wohl noch in dieſer Nacht über den Rhein ſetzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. Decembers; allein der Zuſtand in der Stadt blieb ſich völlig gleich am andern Tage. Die Caſſen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Koblenz mit derſelben Nachricht zurückgekehrt und auch er rüſtete ſich zum Abzuge. Die Douanen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war mit der eignen Sicherheit und Rettung zu ſehr beſchäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete ſich am Morgen des 1. Januars 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten Rheinufers zuſammengezogen worden und erſtreckte ſich in ſeinen Standorten von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hühnerbein war vorgeſchoben bis zu dem Dorfe Weiſel, wo die Ruſſen die Brückenſchiffe gefertigt und mit getheertem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten Decembers wurden die Truppen dem Rheine näher gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab, und war beſtimmt, zuerſt den Fuß auf das franzöſiſche Ufer zu ſetzen.

Blücher ſelbſt war mit ſeinem Staabe bei Weiſel eingetroffen. Als die Nacht herabſank, füllten ſich die engen Gaſſen des Städtchens Caub mit Truppen. Kopf an Kopf ſtanden ſie, und doch herrſchte eine Grabesſtille. Auf dem linken Ufer hätte man glauben ſollen, alles Leben in Caub ſei erſtorben; denn kein Licht war am Rheine ſichtbar, wo doch die ſtattlichen Häuſer ihre Fronte dem jenſeitigen Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Plätſchern der

leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernem Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg herabkamen, und nun erst hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten sich die Streiter am Rheine aus, um den nachrückenden Massen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, stießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's Jäger sprangen hinein. Pfeilschnell durchschnitten sie den Strom und erreichten das jenseitige Ufer. Kein Feind war sichtbar. Kein Schuß machte die Landung streitig.

Kundschafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Bacharach stehenden Franzosen abzuschneiden, während die Kähne rastlos neue Streiter den ersten nachführten.

Die Jäger kamen zu spät. Der Feind hatte sich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutschen war schon ansehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber die Franzosen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo sie noch ansehnlich sich durch die kleinen Detachements verstärkt hatten, benutzten sie das Dunkel der Winternacht, um der rasch sie verfolgenden Macht der Deutschen zu entgehen.

Kaum graute der erste Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geschlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greisen Helden zog.

Erst am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub und am andern Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Ueberall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreier. Selbst aus den fernen Dörfern eilte sie an die Landstraße, um sie zu sehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter diesen Zuschauern, die auch aus Erbach den Weg nicht gescheut, standen Zwei in leisem, aber lebhaftem Gespräche; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Uebergange Blücher's in das

Dorf kam, fiel ein Hoffnungsſtrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angſt um Engel ließ ihn nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für ſein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entſchluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entſchiedenheit, die ſelbſt nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters beſiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyranniſch behandelt," ſagte er feſt zu dem Alten, „und mich geknickt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallauer's, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte ſtarrte ihn an. Solcher Sprache hatte er ſich nicht zu ihm verſehen. Er wollte die ganze Gewalt ſeiner wilden und leidenſchaftlichen Weiſe einſetzen; aber Andres ſchwieg und handelte.

Er kleidete ſich an und ging mit Veit.

„Blücher iſt noch nicht in Simmern," ſagte Veit zu ihm, — denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen."

„So muß ich eilen!" ſagte Andres mit Beſtimmtheit.

„Aber was willſt du thun?" fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engel's Befreiung bitten," erwiederte dieſer mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzoſen ſie mitgenommen, wenn ſie nicht mehr in Simmern wäre?" warf Veit ein, weil dieſer Gedanke ihn ſelber quälte.

Andres ſah ihn an mit einem Blicke, der Veit erſchreckte.

„Das werden ſie nicht gethan haben," ſagte er. „Und wär' es geſchehen, ſo folge ich ihr nach, bis ich ſie finde."

Er wandte ſich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er ſtieß ſeine Hand weg und verſchwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in haſtiger Eile Simmern erreicht, war ſein erſter Gang nach dem Schloſſe. Er traf den Wärter. Eine Zentnerlaſt

fiel von ſeinem Herzen, als dieſer ihm ſagte, die Gefangenen ſeien noch alle da.

Frohlockend ſtürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarſchall einzog.

Schon neigte ſich der helle Wintertag zum Abende, als Blücher, umgeben von ſeinem Staabe, in dem Saale des Hauſes ſtand, wo er abgeſtiegen war. Ein Tiſch ſtand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen ſeiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarſchall ſtand der Bürgermeiſter der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Menſch, dem Bauernſtande angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menſchen?" fragte er den Bürgermeiſter der Stadt.

Dieſer bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Perſon und Familie deſſelben.

„Was willſt du, mein Sohn?" fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme ſeines Herzens ſchilderte er das Ereigniß.

Blücher ſtampfte mit dem Fuße und rief: „Iſt es wahr, Herr Bürgermeiſter?"

Dieſer konnte die Angaben inſofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in ſeinen Amtsbereich einſchlug, ſo blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte ſich Blücher an Andres. „Bürgſt du mir für die volle Wahrheit deiner Ausſage?" fragte er, und in ſeinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte ſeine Rechte aufs Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!"

Blücher winkte einem Adjutanten, ſagte ihm einige Worte, und dieſer entfernte ſich mit Andres.

Kaum vermochten ſie auf dem Wege nach dem Schloſſe durch die Soldatenmaſſen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelſchlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche ſich der Stadt näherten.

Endlich erreichten ſie das Schloß. Als der Wärter den Offizier ſah, klirrten ſchnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tode. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei“ deutſch aus dem Munde des Offiziers in ſein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es ſtehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in ſein Herz.

„Wo iſt Engel?“ fragte Andres.

„Wie,“ lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Feſſeln?“

„Wahrlich, ein Engel ſchmachtet hier,“ ſprach der Schmied. „Ihr ſollt ſelber ſagen, ob ich lüge.“

Der Adjutant befahl das Mädchen zu befreien.

Und als ſie nun heraustrat, bleich zwar, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, du verſtehſt dich auf Beurtheilung. Ich ſtimme dir unbedingt bei.“

Aber wie bebte ſie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als ſie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir ſind frei, mein Kind! Wir ſind frei! Und ſiehſt du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott ſtrafe mich, wenn ich das ihm jemals vergeſſe!“

Engel's dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine Gluth bedeckte ſein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann ſah ſie ſich forſchend um.

„Aha,“ ſagte der Schmied, „ich merke wohl auch, daß noch etwas fehlt.“

„Wo ſind denn die beiden Deſerteure?“

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich ſie dem Feldmarſchall vorſtellen,“ ſagte der Offizier. „Er wird ſie noch über

Einiges befragen wollen. Euch aber," fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimat nahe iſt; denn hier drängen ſich die Truppen dieſe Nacht unglaublich."

Engel flüſterte dem Schmied etwas zu.

„Werden ſie auch gewiß frei?" fragte dieſer darauf treuherzig den Offizier.

„Dieſer lachte. „Alter," ſagte er, „glaub's auf mein Wort. „Nun machet, daß Ihr fortkommt."

Der Schmied zog Engel fort, die leiſe widerſtrebte. „Komm' nur," ſagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutſchen Wort, das iſt mehr werth, als franzöſiſche Eide. Morgen kommen ſie uns nach, glaub's nur feſt."

Und ſie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der ſtille geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel ſo kalt geweſen, kehrten ſie auf weiten Umwegen heim, wo ſie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres ſchlich ſich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem ſie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engel's und des Schmieds erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarſchall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis ſie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und wegeilenden Ordonnanzen.

Endlich rief ſie der Adjutant, welcher ſie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken ſtanden ſie vor dem Manne, deſſen Namen ſchon ein Schrecken für die Franzoſen war. Er forſchte lange nach der Macht der Franzoſen im Rheinlande und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte ſein Bedauern, daß er außer Stand ſei, die gewünſchte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung ſeiner Ereigniſſe bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit deſſen, was ihm geſagt wurde. Dies Geſpräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimat.

Als ſie dieſe genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr Eure Fahne verlaſſen?“

Martini ſagte erregt: „Excellenz, es war unſre Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unſre Fahne weht vor unſern deutſchen Brüdern her.“

„Brav, mein Junge,“ ſprach Blücher, deſſen Züge ſich unwillkührlich erheiterten. „Das iſt die Sprache, die ich gerne höre. Gehet heim, Kinder, und macht dieſe Geſinnung in Eurem Berufe geltend.“

„Nein, Excellenz,“ rief Martini mit ſchnell auflodernder Begeiſterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!“

Blücher lächelte beifällig und muſterte des Jünglings ſchlanke Geſtalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber ſcheinen will, ſo kannſt du wenig ertragen, mein Sohn?“ ſprach er darauf.

„Ich bin ſtark, Excellenz,“ rief der Jüngling, „nur eine kurz überſtandene Krankheit läßt mich ſchwächlich erſcheinen.“

„Bravo!“ ſprach der Feldmarſchall und legte ſeine Hand auf Martini's Schulter. „Ich ſehe, dir iſt's ein Ernſt. Wähle dir eine Waffe!“

„Laſſen Sie mich unter den ſchwarzen Huſaren fechten!“ bat der Jüngling. „Ich war Huſar und habe bei Leipzig gegen ſie gefochten.“

„Gewährt!“ ſagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu ſagen. „Du bleibſt einſtweilen bei mir. Morgen wird ſich das Nähere finden. Aber,“ fuhr er fort, „wie ſteht's um deinen Kameraden?“

Schraudt machte ein Armeſündergeſicht und ſah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf,“ ſagte er lachend, „und das Vaterland ſcheint ihm nicht ans Herz gewachſen?“

„Excellenz," entgegnete Martini, „urtheilen Sie milde; er hat ſeit drei Tagen eine ſchöne Braut hier in der Nähe, die ſehnſüchtig ſeiner harrt."

„Ja, ja," lachte Blücher, „ſo ſieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angeſehen."

Einen Moment weidete er ſich an Schraudt's Verlegenheit, dann ſagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn du Hochzeit hältſt, dann trinke Eins auf meine und Eins auf deines braven Kameraden Geſundheit!"

„Darf ich gehen?" fragte Schraudt höchſt naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß" und wandte ſich zu den Offizieren, die unterdeſſen in lebhaftem Geſpräche um die Karten geſtanden.

„Willſt du wirklich wieder Soldat werden?" fragte leiſe der Solinger ſeinen Kameraden. „Was denkſt du nur? Es liegt ja nur an dir, ſo haſt du auch eine Braut; denn die Engel hat dich ganz erſchrecklich lieb!"

Martini erröthete. „Laß das," ſagte er tiefſeufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, ſo ſehe ich ſie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte ſie, daß ſie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr dieſen Ring, und ſag' ihr, ſie ſolle dabei meiner Liebe und Treue gedenken."

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieſer eilte raſch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er franzöſiſche Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht ſein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhauſe eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieſer endlich kam, einen Kittel einzutauſchen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

VI.

Wieder saßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in seliger Mutterfreude Engel's Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenschaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man sah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?“ fragte der Schmied.

„Drüben im Forsthause arge Geschichten,“ entgegnete Veit, indem er sich langsam niedersetzte. „Als gestern Abend der brave Andres in seines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über sein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Rasenden gesehen, so war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er schimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres sagte, er habe die Sünden seines Vaters gut zu machen begonnen, da ist der Alte aufgesprungen, hat in der Wuth auf seinen wehen Fuß getreten, als ob er gesund wäre, und hat eine Flinte von der Wand gerissen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzschnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geschlagen, und die Kugel fuhr in die Decke.“

„Großer Gott!“ riefen die Frauen voll Entsetzen.

Der Schmied saß da, wie eine Bildsäule; aber seine Augen rollten wie Feuerräder und seine nervigen Fäuste waren krampfhaft geballt.

„Hast du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?“ fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in seinem Innern stand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, sondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun? Aber der stand ruhig da und sagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band

jetzt durchgeſchoſſen, das mich an Euch knüpfte. Von heute an nennt mich nicht mehr Sohn.“

„Der Alte ſchäumte. Er wollte nach einer zweiten Flinte eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg und drückte ihn ſo kräftig in ſeinen Lehnſtuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutſtrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geſchah. Ich rufe nach Hülfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurückſank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redete der Menſch! Heute früh iſt er ganz hin; das Bein iſt gräulich entzündet. Ein Wundfieber raſet in ſeinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre: aber ich glaube, er verendet bald.“

„Mög' er zur Hölle fahren!“ rief der Schmied aus.

„Nein, nein,“ ſagte die Blinde, „ſo redet nicht, Gevatter; da redet kein Chriſt aus Euch. Gott ſei ſeiner Seele gnädig! Amen.“

Alle ſchwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile ſagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böſe Sinn iſt immer noch mächtig in mir. Ja, ich ſage auch: „Möge Gott ſich ſeiner erbarmen, um ſeines guten Andres willen.“

„Habt Ihr denn auch ſchon gehört, Cumpeer,“ wandte ſich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?“

„Nein,“ ſagte dieſer. „Marie hat mir nichts geſagt. Die hat immer die Augen voll Waſſer, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da ſitzen die Mädchen und ſeufzen alle beide, weil ſie nicht wiſſen, was aus den Burſchen geworden iſt. Ich ſage, ſie ſind frei und werden ſchon kommen; aber ſie glauben's nicht. So ſind ſie aber Alle! Ich denke: wie werden ſie frohlocken, daß ſich unſer Kreuz gewendet, unſer Leid ſich in Freude verwandelt hat; aber da ſitzen ſie nun heute Morgen an einem Stücke und ſeufzen, als ob ſie die Franzoſen alle Beide todtgeſchoſſen hätten. Und

doch ist's noch nicht halbweg Abend! Wie ist's denn mit dem Judas?"

„Ei," entgegnete Veit, „sein Vater fand ihn am Abend in seinem Bette, wo er sich stellte, als schliefe er. Ihr wißt, der versteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müsse er fort, er dulde keinen Judas in seinem Hause. Da ist er denn fort und hat sich in Bingen in die Post verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wissen."

„Auch gut," sagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn ist. Er sollte —"

„Haltet ein," besänftigte die Blinde, denn sie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten auflodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und seinem Gewissen."

„Ja, ja, gute Mutter," sprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben sein Gewissen nicht in mir steckt. Es mag übel darinnen aussehen, wahrhaftig übel!"

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen sie gewesen; wie Marie Engel's Stelle ersetzt habe, und wie sie zusammen geweint und sich zusammen getröstet hätten.

„Ach ja," sagte Marie, „sie hat immer gesagt: „sie kommen wieder;" und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es ist wahr geworden!" Aber dabei seufzte sie so tief, daß man wohl sah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals, damit die Männer die Thränen nicht sähen, die aus ihren Augen hervordrangen, und die sie zu beherrschen nicht im Stande war.

Die Blinde seufzte, denn ihrem scharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Brust hob und ihr Seufzer auspresse.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn; als er aber die Thür öffnete, schrie Marie laut und stürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden

zu Freudenthränen an der Bruſt des Geliebten und aller Schmerz war vergeſſen. Auch der Schmied ſprang auf und drückte ſeine Hand in rechter Vaterfreude; denn dieſe Rückkehr zeigte, wie treu ſein Herz und wie innig ſeine Liebe zu Marie ſei.

Aber dort in der Ecke ſaß Engel mit gefalteten Händen und über ihre lieblichen Züge legte ſich die Bläſſe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte!

Als der Freudenſturm einem ruhigeren Verkehre die Stätte räumte, und der Solinger neben ſeinem ſchönen Bräutchen ſaß und mit ſeinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo iſt denn Martini?“

Jetzt erſt blickten ſie Alle unwillkührlich auf die bleiche Engel, die ſchnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leiſes Schluchzen ausbrach, und das tiefſte Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Vorgang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit geſpannter Erwartung zu, und als er zum Schluſſe kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reiflein von Gold dar.

Sie nahm es, ſtand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtloſen Augen nach oben und ſagte leiſe: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!“ Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenſter konnte nagen hören. Niemand wagte, ſie zu unterbrechen. Der Schmied ſah ſtarr auf den Boden. In ſeinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Feſſeln der beiden Deſerteure gelöſt geweſen, ſo wäre Martini nicht Soldat geworden, ſagte er zu ſich ſelbſt. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte ſie heftig. Ach, an dem Mädchen hing ja ſein Herz wie am eignen Kinde. Engel's Freude war die ſeine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er ſich aber von Schraudt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen laſſen, ſagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich

es so recht überlege, so hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraudt damit nicht wehe thun; denn Einer ist nicht der Andere, und eine Braut ist ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders."

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen lassen. Sie stützte das Haupt in ihre Hand und sagte mit tiefer Bewegung:

„Es mag sein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andre Rücksichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, sie hat ihn so liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Wesen, und ich ahnete wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!"

„Ich hab' einen guten Glauben an diesen Menschen. Er wird nicht spielen mit einem so guten Herzen. Zwar macht sich das Stadtvolk nichts draus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänselt hat; aber so sieht er mir gar nicht aus."

„Wer kann das sagen, Schmied," erwiederte die Blinde. „Nun ist er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja so wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar schwachen Beinen steht."

Der Solinger sagte: „Ich stimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini ist ein feiner Mensch und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand absichtlich verborgen."

„Desto schlimmer," fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter nehmen. Sie schämen sich ihrer, und wär' sie ein noch besseres Kind, als meine Engel."

„Thut nichts," fuhr der Solinger fort; „er ist ein treues Gemüth. So verschwiegen er auch hier war, so wenig er seine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein sagte, so hat er doch im Gefängnisse mir gebeichtet, wie lieb er sie habe und wie er ohne sie nicht glaube leben zu können."

„Wären's nicht ſo Reden, wie ſie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die ſie leſen, ſo wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —“ die Blinde ſchwieg.

„Quält Euch nicht,“ ſprach der Schmied aufſtehend. „Er hat ihr ein Ringlein geſchickt, das bindet. Und ſollt's ſo ſein, daß er untreu würde, ſo ſpringt das Ringlein entzwei und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie iſt ein fromm und verſtändig Kind.“

Veit hatte ſtille zugehört. Er ſchüttelte den Kopf leiſe und ſah den Schmied bedeutſam an.

„Du,“ hob jetzt der Schmied an, indem er ihn feſt ins Auge faßte, „kannſt nicht gut ſchweigen. Du haſt hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren ſind. Zeig', daß du, wo's gilt, ein Schloß an deinen Mund legen kannſt. Hier im Hauſe iſt Weh genug. Laßt es dieſſeit der Schwelle, oder mit unſrer Freundſchaft hat's für immer ein Ende.“

Veit reichte ihm ſeine Hand. „Cumpeer,“ ſagte er, „ich kann ſchweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine ſolche Liebesgeſchichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in ſeiner Apotheke einen Balſam gemacht, der heilt Alles, — ich meine die Zeit. Was ſollte die Engel auch mit dem Stadtburſchen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn ſie auch nicht reich iſt, ſo hat ſie ein Geſichtchen wie Milch und Blut, eine Geſtalt wie eine Tanne und ein Herz wie ein Engel. Arbeiten hat ſie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird ſie ſchon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deſerteur.“

„Da haſt du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuſer,“ ſagte der Schmied; „aber die Engel iſt kein leichtſinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!“

„Laßt's ruhen,“ verſetzte Veit bedeutſam. „Ich weiß, was ich weiß, und ſind einmal zwei Augen zu, ſo werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt.“

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Geſichte, das ſo eigenthümlich drein ſah, daß der Schmied bei ſich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine ſtille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Bruſt, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tauſendmal hat ſie's beſehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, ſie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild ſie von ſich ſelber konterfeite, und ihrem Glücke.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engel's Thränen hervorriefen. Sie wollte ſie an ein Entſagen mahnen, weil ſie nicht an des jungen Menſchen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergeſagt; aber Engel's Züge trugen einen rührenden Ausdruck inneren Wehes, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich und das Auge blickte ſo traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Eſſe, und die klingenden Hammerſchläge, das ſchneidende Tönen der Feile zeigten an, daß ſich da eine friſche Thätigkeit rührte. So war's auch. Der Solinger regte ſich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundſchaft floß herein, wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeſchirre, das ſchnitt wie Gift, und ſeine Aexte und Beile waren gehärtet, daß man Steine damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden ſo zart wie Raſirmeſſer.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit geweſen und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber dieſe Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel ſo bleich und ſo ſtille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas ſo Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß ſie es alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Luſt, jede neckiſche Hänſelei der roſigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne liſtig den Schuh vom kleinen Fuße wegſtipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die ſanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde ſie tief bewegt und es perlte unwillkührlich eine Thräne in das Glas.

Schraudt nämlich ſtand auf und nahm ſein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," ſagte er, „von dem Feldmarſchall Blücher in Simmern entlaſſen wurde, da ſagte er: „Hältſt Du Hochzeit, Burſche, ſo trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden." Ich habe das Wort nicht vergeſſen, und ſo ſegne denn Gott den alten Marſchall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte ſein Glas.

„Bassa manelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da haſt Du eine gute Geſundheit getrunken! Wir wollen ſie alle mittrinken; aber ich will noch Eins zuſetzen: Mögen unſre deutſchen Brüder bald die alte Babel brechen und den Apollyon ſtürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt." Die Gäſte klangen freudig mit an und dieſer Trinkſpruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und welche der Gouverneur Juſtus Gruner in Koblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger ſeinem Schwiegervater vor und des Schmieds Herz hob ſich in ſeliger Freude, wenn die Franzoſen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engel's Herz, aber der alte Pathe ſagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!"

Auch jetzt theilte man ſich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee ſteht nahe bei Paris," ſagte Veit, deſſen Napoleoniſche Geſinnung ſehr abgenommen hatte. „Ich bin dort geweſen und kenne das Land. In Simmern ſagten ſie geſtern, bei Brienne ſei eine Schlacht geweſen."

„Ha ha!" rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!"

„Jubelt noch nicht zu frühe," warf Veit ein. „Er wird wohl ſeine ganze Macht auf Paris werfen und dort wird's blutige Köpfe ſetzen, ehe er weicht."

„Pah,“ rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde ſind des Haaſen Tod. Und ich glaube, der Muth iſt ihm geſunken. In Rußland hat er an Jeſum Chriſtum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Bassa manelko! könnt' ich dabei ſein, wenn ſie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher ſchon ſein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem andern bleibt.“

Die Blinde, welche der Schmied ſelber herüber in das Hochzeithaus geführt, ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Nicht ſo hart, Gevatter,“ ſagte ſie, „nicht ſo hart. Was können die viel Tauſend Unſchuldige dafür, die dort wohnen?“

„In ſolchen Zeiten, Mutter Wallauer,“ rief er, „muß der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippſchaft nichts.“

Der Schmied, welchen der Wein munterer als gewöhnlich machte, ſprach noch lange fort; aber wie der Faden eines ſolchen Geſprächs ſich oft wunderſam wendet, ſo geſchah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geſchichten des Dorfs und die kleinen Ereigniſſe des Lebens, welche in engern Kreiſen ſich um die Perſonen drehten, die hier ſaßen, und ſie freudig oder ſchmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?“ fragte der Schmied ſeinen Nachbar Veit. „Du meinteſt vor etwa acht Wochen, wenn er ſelbigen Abend erlebe, ſo lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!“

„Nehmt es nicht ſo ſtreng, Cumpeer,“ erwiederte Veit. „Ich meinte damals ſo, weil ich ſah, daß es ſtand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze.“

„Soll er denn davon kommen?“ fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe ſich auch der Docter anthut, der Fuß heilt nicht, und er iſt abgezehrt, daß es unglaublich

iſt, und ſo matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus ſein.“

„Wird auch ein ſchöner Engel im Himmel, der!“ ſprach leiſe der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach',“ fuhr er fort, „daß du ſeine Waldwärterſtelle bekommſt, aber hüte Dich vor ſeinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden.“

„Wollen ſehen,“ ſagte Veit abweiſend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er ſolle ſich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch dieſen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?“

„Der redet viel von der Engel,“ flüſterte Veit zurück, „und hat ſie entſetzlich lieb.“

„Hm!“ brummte der Schmied. „Er iſt ein treuer Burſche, und ich bin ihm gut, ſeit er uns befreit hat. Auch die Engel iſt ihm nicht feindlich geſinnt.“

„So?“ fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt iſt, freit er um ſie. Glaubt Ihr, daß ſie Ja ſagt? Mit dem Deſerteur iſt's doch nichts.“

„Das Erſte weiß ich ſo wenig, wie das Zweite,“ erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen iſt ein mordkurios Geſchöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinſt Du, es ſei nichts mit Martini?“

„Weil er nicht ſchreibt!“

„Veit! Veit!“ rief in dieſem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geſchwind, ich glaube, unſer Herr ſtirbt!“

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verſtört. Alle Gäſte ſahen ihn an. Er ſetzte ſich, trank ein Glas Wein und ſagte dann:

„Das war die ſauerſte Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele ſterben ſehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein ſo einen Tod ſah ich nie!“ Er ſchüttelte ſich und

fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürchterlich!“

„Hat er sich mit seinem Sohne ausgesöhnt?“ fragte Veit's Frau.

„Ja,“ sagte er, „der gute Junge stand an seinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er seine Hand und ließ sie nicht wieder los. Noch einmal sagte er: „Wallauer,“ dann endete ein Blutstrom seinen Kampf.“

Alle schauderten und schwiegen. Es wollte auch kein recht Gespräch mehr aufkommen und die Gäste schieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen später trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnstube, wo seine Frau diesen Abend fehlte. Marie und Engel aber saßen um den Lichtstock, der Schmied hatte sein Plätzchen eingenommen Schraudt aber stand zu Hause am Feilstock und arbeitete unter fröhlichem Gesange.

Der Schmied lächelte, als Veit seinen guten Abend geboten, und sagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar so fröhlich ist! Der Storch hat auf seinem Hause geklappert. Gelt?“

Veit lachte, innerlich froh.

„Ist's wahr?“ fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich ist's, wie der Cumpeer sagt,“ sprach Veit, „und weil das Taufkind die neunte Ader vom Göthchen kriegen soll, so möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als dich, Engelchen. Willst du unser Göthchen werden?“

Engel erröthete und sagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?“

Nun gab's Glückwünsche von allen Seiten.

„Aber,“ sagte der Schmied, „es ist nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer ist denn Pathe?“

„Dietrich's Andres," ſagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unſerm Göthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch ſagte ſie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umſtande, daß ſeit der alte Kümmel-Dietrich todt war, Andres mehr ſich ihr näherte. Er ſtand mit Schraudt in gutem Einvernehmen. War ſie Sonntags dort, ſo durfte ſie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm herzlich freundlich. Sie fühlte ſich ihm verpflichtet zu Danke. Auch war er nicht mehr der blöde, ſtille, unterdrückte Knabe, wie ſonſt. Seit ſein Vater geſtorben, zeigte er ſich ganz anders, ging unter die Menſchen und war gerne geſehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht ſtolz, ſondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil ſie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er beſcheiden, und ein ſittig Weſen zeichnete ihn aus. Still und in ſich gekehrt, konnte er ſtundenlang daſitzen. Sprach er aber, ſo war's ein verſtändig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engel's Seele widerſtrebte eine unbeſiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeſchoſſen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte ſie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu ſtehen, ſo wäre das ein Schimpf geweſen, den Andres um ſie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte ſeine heiße Liebe zu ihr und mochte ſie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte ſie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, ſcherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie ſo oft, aus der Pathenſchaft eine Hochzeit entſpringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engel's Geſicht. Unwillig ſah ſie den Alten an und ſagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzuſagen!"

„Warum denn, Kind?“ fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde gesühnt werden. Andres ist brav, das weiß Gott und die Welt.“

„Und wär' er noch einmal so brav, so will ich lieber ledig sterben, als seine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als seinen Reichthum theilen!“ sprach Engel mit einer Entschiedenheit im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl sah, hier müsse, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl besprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelägge.

Die Taufe war ein Fest. Marie kam frühe schon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen ins schöne Haar, sie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen so dastand in der ganzen Fülle ihrer Schönheit rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Bursche, ich würde mich in dich verlieben, so schön bist du,“ und küßte die Erröthende und Zürnende auf die süße Lippe.

Aber wer sie sah, fand sie zum Entzücken schön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf diesem reizenden Wesen, und als sie nach der Taufe zusammen saßen und die Frauen schäkerten und stichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redseliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der andern über Engel's schöne Züge, und Andres wagte es, ihr leise zuzuflüstern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit dir gespielt, liebe Engel, und war so froh bei und mit dir!“

„Es waren Kinderspiele,“ sagte Engel, der es so beklommen wurde.

„Wollte Gott,“ seufzte Andres, „sie hätten fortgedauert!“

Engel ermannte sich. „Andres,“ sagte sie, „damals hat sich der Tod meines armen Vaters zwischen uns gestellt und unser Spielen hörte auf. Er wird zwischen uns stehen bis ans Grab.“

„Bin ich schuldig an dem Unglücke?“ fragte er traurig.

„Nein,“ sagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich

daran denke, wenn ich dich ſehe. Ich weiß, wie gut du biſt. Ich achte dich von Herzen, — doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort.“

„Engel,“ ſagte er weich, „du weißt nicht, wie traurig du mich machſt!“

„Es thut mir ſo leid, Andres, aber ich kann nichts dafür,“ ſagte ſie. „Laß den Gedanken an mich fahren, dein — Weib kann ich nie werden!“

Es koſtete ihr unendliche Mühe, das ihm zu ſagen, aber ſie dankte Gott, als es geſagt war, einfach und beſtimmt; denn es war nöthig.

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnete, was es galt, ſah wehmüthig herüber; denn Andres ſtand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht ſichtbar werden laſſen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnete, wie es ſtand.

Engel blickte düſter in die Ecke des Zimmers und entfernte ſich auch bald. Ihr war das Herz ſo voll. Sie bedauerte den Armen; aber ſie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für ſie ein Glück ſahen in dieſer Verbindung, konnt ſie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du haſt ihm alle ſeine Hoffnungen genommen?“ fragte ſie.

Engel bejahte. „Marie,“ ſagte ſie, ihre Hand faſſend, „du biſt glücklich; aber ſage mir, hätteſt du, wenn dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den du nicht liebteſt?“

„Nie!“ ſagte Marie.

„Du haſt für mich geantwortet,“ ſprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einſam ſterben.“

„Ach, der arme Andres!“ ſagte Marie.

VII.

Wenn auch unbeachtet von den Meiſten, waren doch noch andere Ohren, als die Marie's, offen geweſen für das, was Andres mit Engel geſprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Andres zurückgewieſen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?“ fragte Dieſe, „ſie iſt doch ſo arm wie eine Kirchenmaus!“

„Ich glaub', ſie iſt ſtolz auf ihr Geſichtchen und meint, ein Graf käme,“ ſagte ſpöttiſch Jene.

„Sie hat noch den Deſerteur im Kopfe,“ ſprach eine Dritte. „Aber da kann ſie lange warten, die Einfalt!“

„Heutzutage,“ ſprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur den heirathen, den ſie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Aecker der Väter zuſammenlagen, oder die Wieſen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Burſche eins, dann ſagten die Alten zu einander: Hör' 'mal du, unſre Kinder könnten ſich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.“

„Das mein' ich,“ ſagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unſere Eltern meinten anders, und ſiehe da, er iſt wohl zufrieden und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergeſſen, und wir führen die glücklichſte Ehe. Aber heutzutage wollen ſie's machen, wie die Herrenleute. Da leſen ſie die Romanbücher und dadurch kriegen ſie die Flöhe in die Ohren.“

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie ſie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen ſprach. Viele ſagten es ihr ſelbſt und der Erfolg war, daß Engel ſich überall zurückzog und einſam mit der Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles geſagt, ſprach nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres

bemitleidete, der ſeinen Kummer ſtille trug, aber dem Leben ganz abſtarb.

Auch Engel's Seele wandte ſich mehr und mehr der heitern Seite des Lebens ab. Sie mied die Geſellſchaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag-Abenden wohl in befreundeten Häuſern ſich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geſchloſſen, das Friedensdankfeſt gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob," ſagte einſt der Schmied zu ſeinem Schwiegerſohne, „entweder iſt der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit einem Menſchenherzen ſpielen, wie Buben mit dem Ball."

Der Solinger ſagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken ſoll; aber für ſeine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einſtehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen."

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter," ſagte der Schmied betrübt. „Haſt du nicht wahrgenommen, wie bleich ſie iſt, wie trüb ihr Blick?"

Schraudt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das iſt eine kurioſe Geſchichte," ſagte ſie. „Eben iſt eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie iſt ganz fremd und ſtädtiſch angethan. Wie ſie hinein kommt und die Engel anſieht, lächelt ſie und doch ſtehen ihr Thränen in den Augen, und ſie ſagt: „Du biſt alſo das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?" Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr ſaß, und das Fragewort ſtirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz ſtarr daſteht, fällt ihr um den Hals, küßt ſie und weint.

„Was iſt das?" fragt da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und ſagt, ſie ſei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint ſie fort und

fort, und ihre Augen hängen an unſerer Engel gerade ſo, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anſchaut.

„Da faſſ' ich mir ein Herz, weil ich ſehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und ſage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn ſeht nur, Engel ſtirbt ſchier vor Angſt.“

„Er lebt,“ ſagte die Mutter, „aber —“

„Da kann ſich Engel nicht mehr halten. Sie ſtürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was ſoll das „Aber?“

„Du gutes Kind,“ ſagte die Frau und küßte ſie auf die Stirne, „er iſt ein Krüppel geworden, der ſich nicht mehr ernähren kann.“

„O, ich kann arbeiten,“ ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er ſoll nicht darben, ſo lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn,“ ſpricht ſie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiederſehe.“

„Was meint Ihr, was nun geſchieht?“ —

Der Schmied war aufgeſtanden, Schraudt hatte ſein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen ſtarrten Marie in einer Spannung an, die nach Löſung des Räthſels verlangte.

„Nun, nun!“ ruft der Schmied: „Halt uns nicht hin!“

„Die Thüre geht auf,“ ruft Marie aus, „und — Martini ſtürzt herein, blühend, geſund und umſchlingt das Mädchen.“

„Sie will ſich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel, kennſt du mich denn nicht?“ Und nun erſt erkennt ſie ihn.“

Marie wiſcht ſich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!“ ruft der Schmied, zieht ſein Mützchen ab und faltet die Hände zum ſtillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!“ ruft Schraudt aus, der das Ende nicht erwarten kann.

„Nichts weiter!“ ſagt Marie. „Ich bin weggelaufen, um es Euch zu ſagen.“

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von ſich. Sein Arm umſchlang ſie und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer andern Seite ſaß ſeine Mutter.

Abends erſt kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte ſpät heim, wo er das Fabrikgeſchäft ſeiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an dieſem Abend ſegneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfriſt beſuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber ſie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied ſchaukelte ſtolz ſeinen Pathen auf ſeinen Knieen, Engel's Erſtgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförſter geworden und in der Schmiede wohnte das reinſte Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preiſen konnte. „Der rothe Judas aber," ſagte er zu Engel, „ſchleicht herum und ſieht immer auf den Boden. Weißt du warum? Engel! ich will dir's ſagen: Er ſucht ſein gutes Gewiſſen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden."

Eine rheiniſche

Schmugglergeſchichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon sein eisernes Scepter über die schönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines schwang. Dort ist meine Heimat. Wo die Berge sich thürmen, wo der Strom wild daherbraust, wo die Ritterburgen von den Höhen herabschauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachsen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte sich wundern, daß ich selbst jenseit der Hälfte meiner Tage mit unbesiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückschaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit steht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, so frisch und scharfgezeichnet, als hätte ich sie gestern erlebt. Unter diesen Eine, die sich mir vor Allem mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Ist's ein Wunder? Der, welcher besonders darin als handelnd auftritt, war unser Nachbarssohn, war, wenn er auch durch Verhältnisse und Alter mir ferne stand, mein Liebling; denn er wußte ja so viele schöne Mährchen und Geschichten, so schauerliche und grausige, daß mir mehr als eine Gänsehaut ankam, und ich mich enger an ihn schloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hause mir sie erzählte; er wußte alle Vogelnester im Umkreise einer halben Stunde; er konnte gar schöne Weidenpfeifen im Frühlinge machen und schmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Klostermauer am Rhein, und warf er das Netz, wenn ich ruderte, so brach es schier von der Menge der silberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren, mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, so frisch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der schlausten „Schlummerer," und verstand es, die Grünröcke zu hänseln, wie vor ihm und nach ihm kein Andrer. Daß er nicht

Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer" genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der französischen Herrschaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern" — genannt, fast der einzige Verdienst der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schifffahrt stockte. Es war aber auch der einträglichste und zugleich schwierigste Erwerb.

Die Produkte der überseeischen Colonien und der englischen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgestapelt. In dunkler Nacht sie herüberzuschaffen und möglichst schnell tiefer in das Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorsichtigste und schlaueste Weise geschehen: denn zahlreiche Posten von Douanen, „Grünröcke" vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien solcher Douanen umgaben, wie eine ineinandergreifende Doppelkette das linke Rheinufer. Die erste Linie stand am Rheine; die zweite, die sogenannte „schwarze Brigade," stand etwa eine Meile hinter dieser im Lande und beide waren scharf und wachsam. „Das Schlummern" wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern" ließen, konnten dies auch; denn wieviel es sie auch kostete, der Gewinn war dennoch höchst bedeutend. Mag dies Eine als Maaßstab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffe vier und zwanzig Kreuzer kostete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In diesem Verhältniß lag die ungeheure Macht der Versuchung, welcher selbst rechtliche Männer nicht widerstehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organisirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaisers, zur Alles verschlingenden Hauptstadt — Paris.

Ueberall in den Uferorten bestanden Schmugglerbanden, eng

unter sich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälse; aber die schlauesten und kühnsten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douan konnte sich rühmen, einen erwischt zu haben, und doch wurde vielleicht nirgends mehr geschlummert. Mochte es sein, daß, wie man zu sagen pflegte: „Der Kaiser selbst den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsstücken des Kaisers Bild geprägt war: so konnte dies doch nicht immer sein, da die „Grünröcke" sehr oft ihre Stationen wechseln mußten; die List und Schlauheit that mehr, als die Bestechung.

Ich war durch Conrad's Erzählungen jederzeit genau mit diesem Schlummerwesen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angesehen und die Geschichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben weil sie Thatsache, darf ich die handelnden Personen nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortssitte, dort fast jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war sehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß ist sehr gut. Der Rhein war schon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Frost hatte das Eis zu einer so starken Brücke werden lassen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum steten Gedächtniß.

Gegen den Jahresschluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der fast einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigsten Decembers. Ein scharfer Ostwind pfiff durch die engen Gassen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein schien; denn die Wolkendecke des Himmels war so dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurm der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten

die Zecher heim und als überall die Lichter erloſchen, wurde es ſo ſtille auf den Gaſſen, wie wenn die Stadt ausgeſtorben wäre.

Jetzt ſchlichen Männergeſtalten leiſe in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen“ nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnſtube, hoch über der Straße wie alle Wohnſtuben der Untergaſſe gelegen, weil der Rhein ſo oft aus ſeinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit ſeinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zuſammen haushielt, ſo reichte der Raum aus. Die Laden waren ſorgfältig geſchloſſen. Stoffel hatte ſo tüchtig eingeſchürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrſchte.

Bräunchen ſaß im lederbezogenen Großvaterſtuhl, rauchte ſeine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabake, den Stoffel nur Skaferlatti No. I. nannte und erwartete ſeine Genoſſen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthür und bald trat ein großer, ſtarker Mann herein, deſſen ſchwarzes Bart- und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen“ gebracht. Faſt auf dem Fuße folgte ihm ein andrer, ſchmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes“ begrüßten. „Setzt Euch,“ ſagte Bräunchen, ohne daß er aufſtand, und beide rückten geräuſchlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hauſe die Rolle der Hausmutter machte, ein Tiſchchen mit Ziegenbeinen hinſtellte, nebſt einer Maaß Wein darauf und nach Landesbrauch, nur einem Glaſe.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, ſchenkte Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: Proficiat! Beide thaten ihm darauf Beſcheid, die Pfeifen wurden geſtopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht,“ ſagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen engliſcher Seidenſtoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müſſen nach Paris in der kürzeſten Zeit, weil die Winde zur See ſie zurückhielten. Es gibt einen Verdienſt, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müſſen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in ſechs Bündeln verpackt ſind.“

„Das thut sich leicht," sagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen." Alle waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte darauf Schnuckes.

„Darüber," sprach Bräunchen, „hab' ich mir so einen Plan gemacht, den ich Euch mittheilen will. Alles ist draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand schlagen lassen, wir setzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hosen an und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns sieht."

„Ja, ja," sagte ironisch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge scheel ist, und mit dem andern nichts sieht!"

„Sei still," sprach Bräunchen; „du hast immer etwas auszusetzen an dem, was nicht aus deinem eigenen Gehirne sprang. Ich schlage dich aber mit der Erfahrung. Gestern Nacht sind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen und nicht hundertfünfzig Gänge von uns stand der Douane Bauer und sah uns nicht. Was sagst du nun?"

„Donner!" rief Schnuckes, „das war so einer von den Streichen, wie sie der Conrad liebt. Hab' Respect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuschen, und wer die Natur des Flusses kennt, muß sie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in diesen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die starkfallende Wassermasse wirft das Eis übereinander oder schiebt es mit großer Gewalt unter- oder ineinander, so daß Zacken empor stehen und es ganz leicht ist, daß Gestalten, wenn ihr Aeußeres mit der Farbe des Eises übereinstimmt, sich unbemerkt dazwischen bewegen können. Auf diese Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewiesen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig sei."

„Willst du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?" fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer ist der Schlauste von allen Grünröcken hier, der schon in der kurzen Zeit seines Hierseins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Andern

zuſammen, die Jahre hindurch ſchon hier herumſchnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?“

„Das wär' ſo eine Frage für Einen, der geſtern auf die Welt gekommen,“ ſagte Schnuckes.

„Meinſt du, das Bräunchen ließe ſich ſo leicht fangen?“ Bräunchen lachte ſpöttiſch und ſchwieg eine Weile; dann nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde, klopfte ſie aus und ſagte, indem er das Meſſer mit dem geſchnitzten Buchsbaumſtiele aus der rechten Hoſentaſche zog und ſein Röllchen Skaferlatti zu ſchneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längſt vergeſſen! Ich bin mit Conrad am Kreuzſteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein ſchlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häuſern des Mannwegs herüber, ſteigen über den großen Schieferbruch weg und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henſchhauſen. Iſt es dort im Dorfe juſt, ſo legen wir beim alten Fenſterfeifer ab.“

Dieſer Plan war gut ausgedacht und auch mit einer ſo großen Sicherheit ausgeſprochen, daß Niemand etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Poſten ſtehen?“ fragte der Schwarze, „der Bauer?“

„Das mag Conrad erkunden,“ ſagte Bräunchen und Stoffel ſetzte hinzu; „er kann es auch am Beſten, denn des Bauer's Marie iſt ja ſein Mädchen.“ Dieſe Pille reichte Stoffel abſichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrad's Oheim; er beſaß gewaltigen Bürgerſtolz, und der Umgang ſeines Bruderſohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabſcheuten Duanen — war ein Schuß, der ihm ins Herz traf.

„Was ſagſt du da?“ fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Glut begann ſich über ſein ganzes, breites Geſicht auszudehnen. Er lehnte ſich vor bei dieſer Frage und ſah Stoffel'n ſcharf ins Geſicht.

„Ich ſage, was die ganze Stadt weiß,“ erwiederte Stoffel.

„So ſoll dich und die ganze Stadt —“ ſchrie der Schwarze und ſchlug auf den Tiſch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen;

aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte schon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm ein: „Still!“ zugedonnert, daß er erschreckt zusammenfuhr und schwieg, denn er hatte Respekt vor Bräunchen. „Meinst du, alter Narr,“ fuhr der darauf fort, „der Conrad sei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen sich schier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen; dessen Schönheit jeder sieht, und dessen häusliche Tugenden Jedermann bewundert.“

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel,“ lachte Schnuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!“

Diese Bemerkung zog die Sache ins Komische und Alle lachten; selbst der Schwarze, dessen Hitze ohnehin schnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schnuckes,“ sagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe. Bei meiner Seele! unsre Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, sie habe bildschöne Mädchen; aber seit das Mädchen hier ist, müssen alle die Segel streichen. Nähm' sie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um sie freien.“

Das Gelächter wurde durch diese halb ernst, halb scherzhaft gehaltene Aeußerung noch allgemeiner und der beginnende Unfriede starb im Keime. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verschoben, wo die allgemeine Lustigkeit die Aufmerksamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken sollte.

Seit dem letzten Herbste war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein schlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bauer, und war aus dem Elsaß. Er hatte an verschiedenen Orten schon gestanden, und war berüchtigt wegen seines scharfen Auges, wegen seiner amtlichen Strenge und unbestechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt schmuggelte. Wenn auch nicht jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer,

ſo pflegte man ſich doch die Kattune, die Tücher und andre Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffe, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbſt das war ſtraffällig; indeſſen ſahen die meiſten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Viſitiren eine ſolche kleine Quantität geſchlummerten Gutes, ſo lachte er und ſagte: „Da haben Sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müſſen!“ und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich ſtrenge. Dabei führte der Mann einen ſittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köſtliches Linnengebilde in ſeiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine beſonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinſte Achtung in der Stadt. Mehr als er, ſprach indeſſen beim männlichen Theile der Stadtbewohner ſeine Tochter Marie an.

Marie war, als ſie nach Bacharach kam, juſt ſechzehn Jahre alt und wer ſie ſah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge ſah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern ſo mild, ſo lächelnd, ſo ſchuldlos und warm, ſo bezaubernd heraus, daß ungeſtraft Niemand in ſeine ahnungsreiche Tiefe ſchauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war ſo, als ob man immer etwas noch nicht Geſehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten ſich kunſtlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beſchriebe? Conrad's Wort bezeichnet das genauer. Er ſagte leiſe zu ſich, als er ſie zum erſten Mal ſah: ſie iſt ein Engel! und wahrlich das war ſie. Wie ſchön ſie ſei, ahnete ſie nicht; wie gut ſie ſei, ſagte ihr ſeelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Weſens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm ſie ſei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig ſie ſei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie raſtende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verſchneiden; aber Marie

hatte für Arme ſtets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu ſein alleſammt und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt Ihr das ſchöne Douanen-Mädchen ſchon geſehen?“ fragten ſich die Burſche der Stadt. Conrad wandte ſich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte ſie geſehen und ihr Bild ſtand wachend und im Traume vor ſeiner Seele. Er ſah ſie alle Tage, ja alle Stunden, denn ſie wohnte neben ihm.

Wenn die andern Burſche ihr zu Gefallen liefen, ſo mied er ihre Nähe. Seltſam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch ſuchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer ſtand, um das Schauſpiel zu ſehen, erſchien auch Marie in Conrad's Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen und alle Fragen richtete ſie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erſt rechten Beſtand, als Conrad's Mutter erkrankte und Marie ſogleich nachbarlich nach ihr ſah und ſie pflegen half.

Die gute Wittwe war ſchwer erkrankt und das Leiden zog ſich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar ſehr angeſtrengte Conrad ſchlafen konnte. Da gewann ſie auch die Mutter lieb. Mußte ſie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und beſorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus ſeiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und ſäubern und fegen, ſo vermochte er doch nicht für eine Kranke ſo zu ſorgen, wie dies ein weibliches Weſen kann.

Sah er die Liebliche ſo ſchalten und walten in ſeinem Hauſe mit ſorglichem Fleiße, ſo konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke ſeine Seele beſchlich, wie ſchön es wäre, wenn ſie als ſeine Gattin ſo wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde ſagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe ſchwieg. —

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einſt, als die

Mutter wieder geneſen war, fand ſich's, daß Marie an Conrad's Bruſt lag, von ſeinen Armen umſchlungen, an ſein Herz gepreßt, und die Lippen ſich berührten im erſten, ſeligen Kuſſe einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, ſelbſt im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen beſondern Zweck habe, und zwar einen gemeinſamen.

Keuſche Liebe iſt ſcheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnete die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt ſich heimliches Glück nicht gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die ſchärfer ſahen, als die von Marien's Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die böſen Zungen in den Wirthshäuſern meinten: der Conrad habe gut ſchlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Poſten ſtehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der ſtrenge Mann einmal von einem dienſtfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauſte ſein Zorn auf, wie ein verheerender Waldſtrom daherbrauſt, und ſeine Worte trafen Marien's ſanftes Herz mit zerſchmetternder Gewalt. Er drohte mit ſeinem Fluche, wenn ſie nicht das Band löſe, das ihm ein Greuel ſei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen ſie, die nie gewußt was väterliche Härte ſei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauſcht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermeſſen, das ihr Herz erfüllte, das ſich ſo glücklich gefühlt in ſeiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnte nichts — bis er ihre thränenmüden Augen ſah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es haſſe? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergeſſen, daß es im Mai ganz anders

iſt, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß ſie nicht zu löſchen iſt, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß ſich ſenken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Koſen ſüßer iſt, als das geſtattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Poſten ſtand? Er war Soldat geweſen und rechnete auf unbedingten Gehorſam; aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrad's vollem Herzen. Da mußte des Vaters Härte ungerecht erſcheinen, wie ſie es denn auch war. Sie ſahen ſich noch, wie vor, nur heimlich und, da Jedermann wußte wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwiſchen Beiden ſah, ſo ſchwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Marien's Seele unausſprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederſchießen würde, wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne geſagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn ſo gutmüthig er auch ſonſt war, ſo glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war ſeine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbeſcholtenen Mann über Alles koſtbar war.

O wie oft beſchwor Marie ihren Conrad, von dem unſeligen Gewerbe zu laſſen!

„Ach," ſagte er dann, „womit ſoll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das iſt Alles — und — es iſt ſo wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schiffahrt aber liegt darnieder!"

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in ſeiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde, ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn ſorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es ſchien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit

allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbst gegen sie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In seinem Dienste wurde er sehr strenge, ja schonungslos, selbst das Kleinste ließ er nicht mehr durch, sondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Marien's Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verstohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele düstre Tage entschädigten, sie hätte sich mögen ein Plätzchen da wünschen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgange.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge schwamm häufig in Thränen und jenes bezaubernde, seelenvolle Lächeln schwebte nicht mehr auf der frischen Lippe. Auch von Conrad war der frische, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernst und düster und sein Blick stierte oft zielles ins Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In solchen Minuten dachte er der Zukunft seiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der sich aus der Brust losrang, legte Zeugniß ab, wie düster die Aussichten waren, die sich ihm darboten.

Nach jenem Abende bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieser kaum rasten, bis er zu seiner Schwägerin, Conrad's Mutter, kam, um die er sich sonst eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," sagte er, als er sich am andern Morgen zu der Wittwe niedergesetzt, „der Conrad soll ja ein Gehänge mit dem hübschen Douanenmädchen haben?"

„Er hat sie lieb," sagte die Frau — „und sie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unsrer Familie diese Schande machen will?" —

„Schwager," sagte die Wittwe, als ich hart auf dem Siechbette lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir sah,

da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein.“ —

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei,“ lachte er, „die warf eine Bratwurst nach einem Speckstück!“

„Das ist nicht wahr,“ sagte die Wittwe; „denn was sie an mir that, das hat sie auch an andern Kranken der Nachbarschaft gethan.“

„Aber ein Douanenmädchen!“ hob der Schwarze wieder an, der einige Beschämung verdecken wollte. —

„Hat nicht Christus auch die Zöllner an sich gezogen, und die Juden sagten: sie seien alle Sünder? Ja, er hat sogar einem derselben den Vorzug vor einem hochmüthigen Pharisäer gegeben. Seit wann seit Ihr denn so stolz, Schwager?“

„Unsre Familie hat keinen Makel!“ sagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist,“ erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale starb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einst meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde segnen, in der sie es würde.“

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer so sehr dagegen ist;“ sagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das ist ein Andres und sehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verstrickt habt, Schwager.“

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entschlüpfen konnte.

„Was soll man denn machen?“ fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzose hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, ist ein übles Geschäft. Hat man's darin der Meisterschaft nahe gebracht, so kommt der Hungertod, und der soll herber sein, als jeder andre. Ihr wißt recht gut, wie es um uns steht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen ist etwas zu verdienen. Mehr wie sonst in sechsmal. Wo ist der Conrad?“

„Ich weiß es nicht," ſagte die Wittwe ſeufzend und der Schwarze machte ſich eilend aus dem Staube; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leiſen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in ſeiner reichen Gnade ihrem Conrad einen andern Lebensweg eröffne; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich ſchützen wolle!

Der Schwarze ſuchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem ſeiner Jugendgenoſſen, gerade dem, der auserſehen war, den Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsſtücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angſt einem ſolchen Gang entgegen geſehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es laſtete ihr wie ein Zentner auf der Seele.

Conrad war gutes Muthes. Er hoffte von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Poſten, ſo blieb er gewiß morgen zu Hauſe.

Am Abend ſah er ſie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen ſah er ſie nur von ferne, wenn ſie dahin ſchwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt ſah er wieder in das ſchöne Auge; jetzt durfte er ſeinen Arm ſanft um ſie legen, und ihr Kopf ruhte an ſeiner Schulter. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen. Nachdem ſie lange gekoſt, fragte ſie, wann wieder geſchlummert wurde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr ſeinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das iſt eines jener ſeltſamen Räthſel des Menſchenherzens — hörte ſie mit einem gewiſſen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben ſo großer Kühnheit, als Liſt, ſelbſt ihren Vater getäuſcht.

Sie dankte Gott, daß es ſo gut abgegangen, und faßte Muth, daß es auch nun glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle ſtand und das künſtliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beschreiben, den sie gingen. Sie war im Herbste mehrmals zum Einkauf ihrer Wintervorräthe in Henschhausen gewesen und kannte genau jenen Schieferbruch, an dessen Wand der Pfad vorüberführte, den sie zu gehen hatten. Sie beschwor ihn, doch ja vorsichtig zu sein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, besonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, sehr gefährlich sei.

Lächelnd versprachs der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und schlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin.

Bauer saß am Webstuhle und folgte mit kunstgeübter Hand der Vorschrift des schönen Musters. Er war heute wieder einmal freundlicher mit seiner Marie umgegangen, und dieser milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das so schmerzlich dies Gut vermißt, dessen sie sich sonst ungeschmälert erfreut.

Der alte Mann freute sich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und sehnte sich recht sehr, einmal eine Nacht im Bette zu schlafen. Freundlich plaudernd saßen Beide schon um sieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an der Thüre leise klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer nichts Andres als einen Fang ahnend, sprang auf, seinen Vorgesetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leise bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweisen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erschrecken war groß. Dies Kommen, zu dieser Stunde, diese Kleidung — sagten ihr mehr, als das Hinausweisen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen sein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke sei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem widerstrebte ihr besseres Gefühl. Eine Angst, eine Unruhe ergriff

ſie, die ſie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerſpringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andre. Die Beſprechung der beiden Männer währte lange. Endlich ſchied der Lieutenant und Bauer rief ſeiner Tochter.

Ueber das Geſicht des Vaters war eine Freude ausgegoſſen, der ein reiches Maß von Grimm beigemiſcht war.

„Heute, denke ich," ſagte er, indem er ſein Gewehr lud, und zwei Kugeln aufſetzte, „heute, denke ich, ſollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' ſie dieſer und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Chriſtenmenſch, der Ruhe nach den vielen Strapatzen zu pflegen, aber, Proſt die Mahlzeit! Hat ſie der Teufel geritten, daß ſie einen Hauptpaſch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie."

„Was iſt denn, Vater?" fragte mit anſcheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es iſt, einfältiges Ding, das kannſt du dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe engliſcher Waaren, das iſt uns verrathen. Heute ſind die hieſigen Schlummerer hinüber, um ſie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um ſich bei dem Schnee unſichtbar zu machen; aber wir wollen ſie ſchon kriegen. Am Rheinufer ſteht kein einziger Poſten. Das macht ſie ſicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen ſie in den Rücken. Wir und die ſchwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henſchhauſen. So kommen ſie zwiſchen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, ſo iſt's ein Wunder, und deren geſchehen heuer keine mehr!"

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte ſich raſch fertig machen mußte, um mit den Genoſſen und dem Lieutenant aufzubrechen; denn ſie wankte der Thüre zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm ſein Schnappsfläſchchen, hing den Mantel um,

ſetzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweife auf, und eilte mit einem haſtigen: „Gute Nacht!“ hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, ſank das Mädchen auf einen Stuhl nieder, und das zum Platzen volle Herz mußte ſich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durcheinander. Er war verloren, das ſah ſie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tode oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Vließingen waren ſein ſicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenſchaft gerieth. Und wie ſollten ſie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berge entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangſt, die ihr den kalten Todesſchweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hülfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopfe.

Auf! rief ſie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß die Stunde ihres Kommens. Gott ſchütze mich! Ihr Auge ſtrahlte in einer heiligen Begeiſterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock und, ſich entſinnend der Liſt der Schmuggler, nahm ſie ein ſchneeweißes Bettuch, um ſich darein zu hüllen, wenn ſie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen ſollte.

Seit dieſer Entſchluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angſt. Sie konnte ja, wenn ſie an dem Schieferbruche war, ſie auf einem andern Wege in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde ſo doch das Leben und die Freiheit von ſechs Menſchen und — Conrad's gerettet, ihres Conrad's, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach ſie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt kam ſie aus der Stadt in das Freie. Raſch wie das geſcheuchte Reh flog das Mädchen die Heerſtraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, ſo dunkel es auch war.

Als ſie die Gegend erreichte, welche der „Hahn“ genannt wird, und Caub nun gegen ihr über lag, ſtand ſie ſtille, ſich zurecht

zu finden. Ihrem ſcharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch ſich befand.

Die Kälte war ſchneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher ſelbſt ihre warme Kleidung keinen Widerſtand leiſten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte ſie, die Rettung des Geliebten. Wie konnte ſie an ſich denken? Wie ſollte ſie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg ſehr gut geweſen; aber nun erſt begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerſtraße zwiſchen Caub und Bacharach beſteht theils aus ſchroff abgemeiſelten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuhe Höhe haben, theils aus abſchüſſig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haſelnußhecke oder ein Dornſtrauch eine Handhabe für den, der die unſägliche Anſtrengung wagen wollte, ſich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen ſichern Stand hatte. Weiter oben mehrten ſich die Geſträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einſt vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerſpaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden ſein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, iſt ſiebzig bis achtzig Fuß hoch und wenigſtens ebenſo breit. Ein Fußpfad führt an dieſer höchſt gefährlichen Stelle, die gerade in der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Abſturz nur einige Schlehen-Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen und vor Schwindel es keiner über ſich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit ſolchen Gefahren, läßt ſie als ſolche gar nicht gelten und ſchreitet, ſein Liedlein fröhlich ſingend, ſo gleichgültig vorüber, als ginge er auf breiter, ſicherer

Straße seinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieser Nacht, dies der Weg, den das vom Froste durchschauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künste erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Wesen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hindernisse einer Wanderung, wie diese, gewöhnt war, sollte nun die abschüssige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeschaudert, nur Marie nicht mit ihrem starken, liebevollen Herzen.

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haselhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte sie diese und schwang sich empor — aber sie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie versuchte zum zweiten Mal hinauf zu steigen, und dieses Mal war sie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böschung der Straße; aber sie mußte ausruhen von der Anstrengung, die es ihr gekostet. Es schlug eben auf dem Thurme von Caub drei Viertel. Das konnte vor zehn sein, und um zehn Uhr brachen sie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geschundene Hand — Alles vergessen. Ohne Aufschub stieg sie mit Hülfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unsäglichen Mühen und zum Tode erschöpft erreichte sie die Halde. Ein kalter Schauder überlief sie, als sie die jähe, hohe Felswand sah, an deren oberem Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke stand. Erwärmend aber durchdrang sie wieder das Bewußtsein, daß sie sich nicht irre gegangen, daß sie bei der rechten Stelle angelangt sei, wo sie nun sicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub schlug es eben zehn Uhr. Als sie die Klänge hörte, raffte sie sich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie sollte sie die Höhe erklimmen? Sie sah sich rings um mit spähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte sie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erschöpft. „Conrad ist in Gefahr!“ sagte sie laut; gerade als ob sie durch dies magische Wort den erschöpften

äußern Menschen habe aufrichten wollen. Und er hob sich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher standen, als auf der andern, und hier zog sie sich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnee's, denn nicht selten griff die Arme in die spitzigen Dornen eines wilden Rosenstockes. Dennoch zauderte sie nicht, und endlich stand sie oben, wo der Pfad vorüber führte; aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte sie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte sie sich und setzte sich nieder, weil ihre Beine sie nicht mehr trugen — aber zu heißem Gebete schlangen sich die blutenden Hände ineinander und das Auge suchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern schien herab zur Erde. —

Auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Tagesstunden waren Conrad und seine Genossen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der erste. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Last auf das Herz. Wie er sie kürze und sich leicht mache, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und sog ein Schöpplein des süßen, duftigen Cauber's nach dem andern.

Viele Gäste kamen, tranken und schieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunksucht vom Besitzer eines segelreichen Rheinschiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieser Mensch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos sich so lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche desselben, seine Ruhmredigkeit und Plauderſucht. Darauf bauend, nahm er sich vor, ihm seinen Zweck abzulauschen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er ſtieß mit ihm an und ſagte: „Der alte Schlummerer ſoll leben, der allzeit die Grünröcke geprellt!“

Der Schwarze lächelte ſelbſtgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufſtehen, wollten ſie mich fangen. Ich habe das eilfte Gebot gut gelernt.“

„Man ſollte wahrhaftig meinen, du könnteſt blaupfeifen, Alter! Nun treibſt du's doch ſchon manches Jahr, und nie wurdeſt du erwiſcht.“

„Narr,“ ſprach lächelnd der Schwarze, „die Kunſtſtückmacher pflegen zu ſagen: Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei. Liſt und Schlauheit iſt auch keine.“

„Das mag wahr ſein,“ erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat ſie in ſo reichem Maße wie du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen.“

„Heute nicht;“ ſagte der Schwarze; „wir ſind ſchon unſerer ſechs; aber das nächſte Mal will ich deiner gedenken.“

„Gings den andern neulich gut?“ fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!“ rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue Liſt probirt, die ich erſann.“

„Du biſt ein verſchlagener Schelm! Worin beſtand ſie denn?“

„Ei, ſie legten ſchneeweiße Kleider an, da ſahen die Grünröcke ſie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das iſt gut, beſonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder ſo machen?“

„Verſteht ſich! Was einmal als bewährt angeſehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das iſt wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechſen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiſerin ſelber tragen wird!“

„So geht's! Unſereins plagt ſich, trägt ſeine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;“ bramarbasirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntausend Franken Werth!“

„Wie dem sei, es ist doch ein saures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langscheid zu.“

„Den Weg nehmen wir heute nicht!“

„Welchen denn? Er ist doch der nächste?“

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen im Hahn über, schlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henschhausen, wo wir beim alten Fensterseifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke werden auch das Ihrige thun. Da ist's just, und man kann etwas wagen.“

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?“

„Dafür ist gesorgt, Alterchen. Wir haben alle Eisspornen an, und spitzbeschlagene Eisstöcke. Da kann man fest auftreten und hat einen sichern Gang.“

Das Gespräch wurde hier durch neuankommende Gäste unterbrochen. Es nahm nun eine andere Richtung und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergessen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß sich der, der ihn so arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in seinem weinseligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieser verlorne Mensch einen Mißbrauch von seinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erst, als sich die Nacht schon mit schnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Mensch, welcher dem Schwarzen sein Geheimniß abgefragt, sich aus der Schenke entfernt, als er nach Hause eilte und sich umkleidete. Ohne Säumen schlug er den Weg nach Oberwesel ein, wo er über die geschlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Hast lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Donanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erste Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?“ fragte der Lieutenant.

„Einen köſtlichen Fang, Herr,“ rief der Verräther. „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris beſtimmt ſind.“

„Parbleu!“ rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutſch ſprach. „Aſt du ſikere Nachrich?“

„Gewiß! die Bacharacher Hauptſchlummerer, ihrer ſechſe, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wieviel gebt Ihr?“ —

„Swanſik Francs!“ rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffe und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenſtoffe, vielleicht noch Koſtbareres!“

„Canaille!“ zürnte der Lieutenant, „Sie ſoll vierſik Francs aben, aber nix mehr!“

„So iſt mir's ſchon recht,“ ſagte der Schiffer; „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Taſche habe.“

Fluchend ſchritt der Franzoſe zum Schreibpulte und holte das Geld, und erſt als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, ſich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, dieſesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Priſengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung. Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und ſchon um neun Uhr lagen die Douanier's am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten ſich flüſternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirgs in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen ſtand, durch welche unbemerkt zu ſchlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre —; und dort unten ſaß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchſchauert vom Froſt und innerer Angſt und Furcht, und lauſchte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein

hungerndes Wiesel, das schnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raschelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagnisses sich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung sich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen seines Zaudern empfing ihn Bräunchen. So ungern er sie sonst hinnahm, und so heftig er zu widersprechen pflegte, diesmal schwieg er mäuschenstille; denn das Gewissen schlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er sich an. Die Eisspornen wurden angeschnallt, die Eisstöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen über die Schultern befestigt und mit den besten Wünschen des Kaufmannes schlichen sie sich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche sie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überschreiten hatten.

„Es ist kein Licht droben in der Hütte," flüsterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylvesterabend halten," sagte dieser, „und gewiß besser wie wir, denn es ist furchtbar kalt. Der Wind schneidet mir schier die rechte Backe weg. Wie herrlich säße sich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glase warmen Weines?" —

Bräunchen, der vorne ging als der Erste, warnte durch ein leises: „St!" denn es war Regel, daß nie gesprochen werden durfte, wenn sie schmuggelten.

Jetzt erreichten sie die Heerstraße. Tief zur Erde gebückt, krochen sie leise über sie hin, so leise, daß selbst die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angestrengt sie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie sie auch nur der Sohn der Berge

in den Bergen hat, stiegen sie den Abhang hinauf, wandten sich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erscheinung wahrhaft gespenstisch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, stiegen sie bergan. Der Weg war ungemein schwierig von dieser Seite her; aber mit Hilfe der zweckmäßigen Eisspornen und Eisstäbe legten sie dennoch eine ansehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichste Stelle, den schmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, senkrechten Felswand des verlassenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Andern gehen, und jeder genau in die Fußtritte seines Vordermannes treten, welcher vorsichtig mit dem Stabe untersuchte, ehe er seinen Fuß einsetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängstetes Herz, hatte nun schon Marie dagesessen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz schwerer; denn sie blieben ja so lange aus. Sollten die in der Hütte versteckten Douanen sie gefangen genommen haben? Sie schrack zusammen bei diesem Gedanken. Allmählig aber empfand sie die schneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten sich und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte sich ihrer. Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtseins dazwischen. In einem solchen sprang sie auf. Sie erwachte dadurch gleichsam aus diesem Halbschlummer, und erinnerte sich, gehört zu haben, daß dieser Zustand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte sich gewaltsam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeschreiblich groß. Sie mußte sich wieder setzen.

Jetzt vernahm sie Tritte im krachenden Schnee und neues Leben durchzuckte sie. Starr sah sie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Gestalten. Sie warf das weiße Linnentuch, das sie um sich geschlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderste des Zuges, der jeden Tritt untersuchen mußte, sah starr vor sich zur Erde. Jetzt gewahrte er

plötzlich einen dunkeln Gegenstand vor sich, blickte auf und — sah mit Entsetzen eine menschliche Gestalt entgegentreten.

„Verrath!“ schrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!“ Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergessend, stürzten alle die Felswand hinab. —

Marie sah das Entsetzliche und sank leblos zur Erde.

Noch so lebhaft wie heute entsinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben, nicht entsinnen kann. Ueberall standen die Leute zusammen und aus den Gesichtern sprach ein düstrer Ausdruck. Neben uns, im Hause Conrad's, und noch eins weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunsche, fragte er: „Haben Sie schon von dem entsetzlichen Unglücke gehört?“ Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen eilf Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuser, klopfte und bat um Gotteswillen um Beistand, es sei ein entsetzliches Unglück geschehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle sich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der selbst aus mehreren Gesichtswunden heftig blutete.

„Er führte sie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Personen, schrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So stille als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, dessen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen.“

„Wer ist's denn?“ fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarssohn!“ sagte er mit einer Thräne im Auge.

Diese Nachricht erschütterte uns heftig, und ich brach in

ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug;“ fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die schöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß sowohl um den Schmuggelgang als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben, denn sie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte sie Bräunchen nicht, als sie ihm entgegen trat, meinte sie sei ein Douane, wandte sich um und stieß Conrad zuerst hinab, stürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaschen wollte, und von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen, stürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden sein, und als die Douanen endlich von der Höhe herabstiegen, fanden sie sie erstarrt da liegen. Schnell wurde sie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er sie für todt. Sie sei erfroren, sagte er. Aus ihrer Ohnmacht scheint sie nicht wieder erwacht zu sein!

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem Einen wankte ein Mütterchen, aufgelöst in Schmerz; hinter dem andern ein Douane, dessen Gesicht Todesblässe deckte, dessen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte und nie flossen mehr Thränen, nie sah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froste zu schwierig war, in Ein Grab gesenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geschieden.

Bauer verließ den Dienst. Er war tiefsinnig geworden und kehrte in seine Heimat zurück. Conrad's Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unsichtbar geworden. Erst nach einem

Vierteljahre erſchien Einer nach dem Andern wieder; aber wie ſahen ſie aus! Narben bedeckten die Geſichter und andere Gebrechen blieben bis ans Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zuſammenhang, der nach ſeinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Roſen und andre Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Aus der Schmiede.

Eine rheinische Dorfgeschichte.

Jugenderinnerungen gleichen in ſpäteren Lebenstagen dem Abendroth, das noch langehin ſeinen verklärenden Schein auf die ruhende Landſchaft wirft, wenn die Sonne längſt hinabgeſunken iſt.

Auch ich blicke oft ſehnſüchtig in dieſes Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieſes milden Scheines bei herannahender Dämmerung. Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier feſthalten will. —

Wo ſich die Höhen des Hunsrückens abdachen zum tiefen Rinnſal des Rheines, ziehen ſich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem ſchönen Flußthale. Gießbäche durchrieſeln ſie. Die Sonnenſeite der Berge iſt vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendſeite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obſtbäumen in der Nähe der Dörfer zu ſchauen iſt, unter denen rieſige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Dieſe Dörfer, aus uralter Zeit herſtammend, ſind der Art in dieſe Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreiſtöckiger Häuſer in das Feld tritt.

Nichts iſt köſtlicher, als das Leben in dieſen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings ſie durchweht. Schaaren von Singvögeln bewohnen die dichten Büſche, welche an Säume der Bäche wachſen oder droben auf den Felſen, die hin und wieder gruppenweiſe aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland emporſtarren. Die zahlreichen Obſtbäume der Abendſeite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnſtätten. Das iſt ein Singen und Jubiliren überall, wie man's kaum ſonſtwo hören kann. Blühen dann die Obſtbäume und grünen die Felder; bekleidet ſich die Rebe mit ihrem ſammtenen Grün und trägt die Abendluft die Duft-

wellen ihrer Blüthen durchs Thal, und die Burſche und Mädchen gehen unten den Weg hin und ſingen harmoniſch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz ſo mannichfach ergriffen, ſo tief und innig, ſo harm- und ſchuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich iſt, auch im Kreiſe der geprieſenſten Kunſt. —

In ſolch einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leiſem Seufzen und mit heißer Sehnſucht dorthin blicke? Es waren meine ſchönſten Tage, und manchen ſchönen, manchen prophetiſchen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal keſſelartig erweitert. Die uralte Kirche ſtand auf einem inmitten des Thals aufſteigenden Felſen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das ſich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben ſich rings um den Felſen ſenkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Feſtigkeit, ſondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche, oder vielmehr den noch ältern, viereckten Thurm mit ſeinen Schießſcharten für den Bogen- und Pfeilſchuß anſah, mußte ſich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerſt eine Burg geſtanden.

In ſpäteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerſtört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und ſtatt des wilden Kriegsrufs hallten aus ſeinen Luken die Glocken ihre mächtigen Töne in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche wäre, außer durch das Thor, völlig unzugänglich geweſen, wenn nicht auf der Weſtſeite ein ungeheurer Schutthaufen einen freilich ſteilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen, Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgeſtiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Ausſicht durch das zum Rheine ſich fortſetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal unter

dem ſchönen Hollunderbaume geſeſſen, der ſo herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauſcht, die in ſeiner Krone ſaß und ſchlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus ſtand, darinnen das liebe, ſanfte Mutterherz meiner ſegnend gedachte.

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr geſehen. Sein Stamm hatte wenigſtens anderthalb Schuh Durchmeſſer und ſeine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenſter hinauf, und war kein dürres Aeſtchen an ihm. —

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateiniſche Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; ſie — ledern — regelreich — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich ſie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfeſt zu machen in meinem Gedächtniſſe; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landſchaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrſchte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und bald lag das Alles unbeachtet und die Bilder einer phantaſtiſchen Welt umſchwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück, ſo wünſchte ich ſie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatiſchen Regeln und das friſche Bubenherz ſind zwei Dinge, die nicht Friede ſchließen werden, ſo lang es beide auf Erden gibt! —

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen ſo träumeriſch ſummten und die Nachtigall ſchlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Beſuch ins Pfarrhaus kam und alſo freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief ſpornſtreichs in die — Dorfſchmiede. Sie

lag dem Pfarrhauſe, das etwas zurück von der Straße des Dorfes ſtand, ſchief gegenüber und beſaß an und für ſich nichts Reizendes; denn ſie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es ſich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Eſſe, den mächtigen Blaſebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet geweſen ſein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einſeitig und lehnte ſich mit ſeinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's ſchwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben ſo mächtig anzog in dieſem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und ſein Geſelle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht ſchöner hätten zuſammenleſen können, die doch die beſten Körner ſuchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von rieſiger Größe, ein Junggeſelle von ſiebzig Jahren. Wenn auch das Alter ſeinen Nacken gebeugt, ſein Haar zu Schnee gebleicht, ſeine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in ſeiner ſehnigen Fauſt noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernſt lag auf ſeinen Zügen, ich möchte ſagen, ein wehmüthiger Ernſt. Ich habe ihn nie lachen ſehen; allein ſein weiches Gemüth ſtand im entſchiedenen Widerſpruche mit ſeinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger Burſche geweſen ſein; denn ſelbſt jetzt noch war er ein ſchöner Greis und der Kohlenſtaub, der ihn manchmal über Gebühr ſchwarz färbte, mochte ſein edles Geſicht nicht entſtellen. Nie iſt eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie ein Fluch über ſeine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lang in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang ſehen mit ſeiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquoll; mit ſeinem langſchooßigen Kamiſol von dunkelblauem Tuche; mit ſeinen einſt gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirſchledernen Kniehoſen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurz-

fell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem meſſingnen Krappen geſchloſſen.

Ihm gegenüber ſtand Jörg, der Geſelle, ſeiner Schweſter Kind und ſein Pathe, eine ebenſo hohe Geſtalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er ſah bleich, obwohl er ſehr ſtark war. Er war eine ſtille, leidende, ſchweigſame Natur, und es ſchien, als habe der Umgang mit ſeinem Oheim und Pathen deſſen eigenthümliches Weſen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eiſen glühte, ſprachen ſie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernſt. Gottfried erzählte von ſeiner Wanderſchaft gar mancherlei intereſſante Dinge, und wenn er ſie auch bisweilen wiederholte, ſo gab er ſie jedesmal mit denſelben Worten, und dieſer Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weiſe der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdieß wußte er viele Mährlein und Geſchichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund. — — —

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerſchlägen der beiden Enacksſöhne die Funken ſprühten. Viel hundertmal ſaß ich auf der mürbe gewordenen Bank, ſtille und aufmerkſam, und horchte auf Gottfried's Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierſtunden Schlüpfe aus Pferdehaaren, und Meiſenkarren im Herbſte, um die Vögel zu fangen, die ich ſo liebte und deren Lockſchlag ich täuſchend nachzuahmen verſtand. Auch ein Gewinn von Jörg's Unterricht. —

Noch ein Umſtand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er ſaß oft an Sonntagnachmittagen ſtundenlang unter dem Hollunderbaume an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das ſchöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zuſammen, und dieſes Zuſammentreffen ließ mich andre Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben ſitzen ſah, ſchlich ich leiſe an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brom-

beerranken und wollte meinen alten Freund überraſchen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke ſchnell. Gottfried ſaß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greiſes rieſelten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange. —

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß ſie aber das Auge eines alten Mannes, ſo haben ſie mich im innerſten Grunde der Seele erſchüttert; denn wenn nach all' den ſtählenden Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greiſenauge weinet, ſo muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz ſein, der ſie auspreßt. —

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leiſe zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küſter meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben geſehen, beſchäftigte mich lebhaft. „Caspar," ſagte ich, „ihr habt ja das Kirchhofthor offen gelaſſen!" —

„Weiß wohl, Musje Wilhelm," ſagte er. „Der Schmied iſt noch drauf."

„Was macht denn der da?"

„Ei, weiß er denn nicht," ſagte Caspar, „daß der Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das ſchöne eiſerne Kreuz ſchmiedete, das darneben ſteht?"

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entſann mich aber wohl, es geſehen zu haben.

„Liegt vielleicht ſeine Mutter da begraben?" fragte ich.

„Nein," ſagte Caspar, „es iſt das Grab ſeines Schatzes."

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die ſonſt durch die ſich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen miteinander dem Orte zu und ich folgte in einiger Ferne, ſtieg wieder den Schutthaufen hinan und ſtand

bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried schon verlassen hatte.

Das Kreuz fesselte jetzt meine Aufmerksamkeit. Es war aus Schmiedeisen gefertigt, so zierlich, geschmackvoll und schön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte übersehen können. Abgesehen von der besonderen Beziehung, verdiente es die vollste Aufmerksamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es stand fast wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht steht etwas auf der Rückseite, und zog es zu mir. Da stand mit lateinischer Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!“

Es ist doch gut, sagte ich zu mir selbst, daß es eine lateinische Grammatik gibt, denn ohne sie würde ich ja das nicht haben lesen können; aber dieser altkluge Gedanke war schnell verraucht und das, was hier vor mir stand, gab der Seele des Knaben eine andre Richtung. Ich befestigte das Kreuz wieder und setzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten sich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich sie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beschäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zusammenstellungen, und manche Aeußerung des Greises wurde mir verständlich, die mir früher dunkel geblieben.

So hatte ich ihn einmal gefragt: Gottfried, warum seid Ihr doch allezeit so nachlässig gekleidet?

„Das bringt so das Handwerk mit sich,“ sagte er; darauf aber setzte er seufzend hinzu: „Für wen sollte ich mich denn putzen?“ —

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er so still war? Habt ihr keine Kinder, Gottfried?

„Ach, du närrisches Kind,“ sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet gewesen.“

Warum denn nicht? fragte ich wieder.

Er schwieg eine Weile und seufzte tief auf; dann sagte er weich: „Es wird sich ja doch Jemand finden, der dem alten

Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehst du, der ist mein Kind.“

Ich habe ihn aber später nie mehr so albern gefragt; denn ich merkte, wie ihn das verstimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr sprach.

Das schien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu stehen.

Ich mußte mich indessen gedulden.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Pensum zu lernen. Drüben im Pfarrhause war ein Universitätsfreund meines Bruders eingerückt, den seine Seele lieb hatte. Sie plauderten zusammen und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es so stille, wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder spielten vor dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloster gestanden haben sollte.

Ich setzte mich stille auf die wurmstichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eisen platt schlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte seine kleine Pfeife, die er „Nasenwärmer“ nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaser und das Rohr ein Stück Hollunderholz, daß er sich selbst grobweg zurechtgeschnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Gespräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eisenstange wieder in der Esse lag, sprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermijes (Jeremias Wagner) euch so spinnefeind ist?“ Gottfried erwiederte nach einigen Minuten sinnenden Schweigens:

„Das ist eine alte und lange Geschichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einsamen Lebens. Ich will sie dir erzählen, du möchtest sie sonst vielleicht von Andern entstellt hören; denn es sind noch Leute genug da, die es wissen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wissen.“

Ich ſpitzte meine Ohren; denn jetzt wurden ſicher meine Räthſel alle gelöſt. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht ſiebzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da ſagte mein Vater ſelig zu mir, ſagt er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der iſt ein guter Freund von mir, und ſag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt ihnen guten Tag ſagen und Sie ſollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfell; denn erſtlich biſt du ſehr lang und zum Andern wirſt du um Johannistag von der Zunft los- und freigeſprochen und dahero Geſell.“ Das kann ich dir ſagen, Jörg, daß die ſchönſte Kirchweihmuſik ſo nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt nicht, was das hieß: „Jung ſein und Geſell werden;“ denn das verdammte Franzoſenzeug hat alle Ordnung zerſtört mit ſeinen Patenten. Holt ſich nicht jeder Jung ein Patent und ſetzt ſich als Meiſter und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott ſich erbarm', ſie kommen weit in der Nähe herum und das iſt Alles. Erſt auf ein Meiſterſtück werde man Meiſter und zwar auf rechtem Weg und in geſetzten Jahren.“

„Path' die Stange glüht!“ ſagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken ſprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als ſie wieder in der Eſſe lag, ſagte Jörg: „Path', ihr habt mir das ſchon oft recht genau auseinander geſetzt mit dem Zunftweſen zu Pfälzerzeiten und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andre, nämlich, wie es euch in Bingen ging und ſo weiter. Das iſt mir noch ganz unbekannt.“

„Wie du willſt, Jörg, wie du willſt. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war juſt um die Kirſchenzeit als ich nach Bingen ging ſelbiges Mal; aber hier im Thal waren ſie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zuſammen, nehm's unterm linken Arm, und ſchlend're ſo über den Markt,

weil's gerade Mittwoch war. Da ſaßen denn die Mädchen vom Gau, hübſche Mädchen, Jörg, meiner Treu! Aber ich war dazumal auch ein hübſcher Bub' und die Mädchen ſahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war."

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich ſie anſah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, ſo ſchön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, ſag' ich dir, und gar nicht ſo keck, wie die Andern, die Einem in die Augen hineinſahen, als wollten ſie einem ins Herz hinein ſchauen. War ſie alt, ſo war ſie ſechszehn Jahre. Als ich ſie anſehe, ſchlägt ſie ihre großen, blauen Augen nieder. Denk' ich, von der kaufſt du ein Pfund Kirſchen, kaufſt dir einen Weck dazu und gehſt an den Rhein, unter die Bäume und hältſt dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und ſage zu ihr: „Du hübſches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirſchen!" Mein Seel! Jörg, ſie wurde röther, als ihre Kirſchen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und ſag' zu dem Mädchen: „die ſollen mir noch einmal ſo gut ſchmecken, als die der Andern." Da ſah mich das Mädchen gar ſchelmiſch an, lächelte gar herzig und ſagte: „Warum denn?"

„Weil ſie vom ſchönſten Mädchen ſind, das ich noch geſehen habe," ſagt' ich, „und das ich, meiner Treu, nimmer vergeſſen werde."

„Da hätt'ſt du aber einmal ſehen ſollen, wie ſie anlief! Ihre Kirſchen waren ſo roth nicht, und halb ärgerlich ſagte ſie: „Geh' nur, du Spötter! Utze (ſpotte) über die Mädchen deines Dorfes!"

„Utz' ich, ſo ſollen die Kirſchen mir Gift ſein!" ſag' ich drauf.

Sie ſieht mich freundlich an, aber ſagt dann: „Geh' doch, die Leute ſehen ja auf mich!"

Bös war ſie aber nicht. Ich gehe die Salzgaſſe hinab, kaufe mir beim Emmerſchied einen Weck und ſetze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen ſtand vor meinen Augen und jede Kirſche, meint'

ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, ist sie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — sie ist fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — sie ist fort, und ich wußte nicht wie sie hieß, nicht wer sie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurück kam, und die fragte, die noch da waren, lachten sie mich aus, daß ich gerne ging und schwieg. Das ist gar spöttisches Volk, die vom Gau.

„In selbigem Sommer hab' ich mehr denn zehnmal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können.

„Endlich sagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken dir die Binger Schoppen im Kopf, oder hast du dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all'! und damit Holla!" —

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt und das Jungvolk sagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!" Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen, wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten

ihn nicht leiden, obgleich er der reichſte Burſch' im Dorf und ſein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!" —

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken ſprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Rieſe Goliath.

Darauf ſetzte ſich Gottfried auf das Amboskloß und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib, noch Kind, und ſaß auf ſeinem Geldſacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menſchen Freund, war auch keiner der ſeine."

„Ich hab' ſchon von ihm gehört," ſagte Jörg; „ſie nannten ihn nur den Erbſenſpalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garſtiger Menſch, und als er zu ſterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das ſeiner Katze, die er am liebſten hatte, weil ſie ihn nichts koſtete. Er beſaß die ſchönſten und die beſten Weinberge im Thal und die beſten Aecker und Wieſen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie geſagt, er ſtarb und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht ſteinreich geweſen. Ich war ſeit acht Tagen losgeſprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Geſell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit ſeiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh ſteh' ich am Fenſter, da geht des Lipſen Thür auf und — mein ſchönes Kirſchenmädchen von Bingen kommt heraus in blütheweißen Hemdärmelchen, friſch wie eine Roſe, und hat einen Eimer, um Waſſer zu holen. Mir ſchlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da ſieht ſie mich und erröthet wieder wie dazumal, aber ſie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kuraſch. Sie ſieht ſich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wiſſen, daß der Nachbarſchaftsbrunnen in unſerm Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Waſſer für ſie.

„Du biſt gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?" fragte

ich sie; und sie nickt mit verlegenem Lächeln und lispelt ein leises Ja."

„Wie heißt du denn?"

„Lieschen," sagt sie.

„Ich heiße Gottfried," sagte ich darauf und ins Ohr hab' ich ihr geflüstert: „Viel tausendmal hab' ich an dich gedacht seitdem, denn du Hexe hast mir's angethan!"

„Sie lachte laut auf und lief so schnell mit ihrem Eimer davon, daß sie sich das Wasser über Schuh und Strümpfe schüttete.

„Daran bist du Schuld!" rief sie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Gesichtchen, sondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weise gestorben war, trugen wir Jungbursche den Alten und Lieschen reichte die Rosmarinsträuße. Mir gab sie den größten und schönsten. Ich sah recht deutlich, wie sich der Mijes, der auch in der Nachbarschaft war, darüber ärgerte; denn der Neidsack hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, so wurde ein stattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch schön Fuderchen Wein im Keller, den sich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über dies und das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Flor am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in stetem Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; darum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thür und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie

gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: „Esset doch, trinket doch!“ wurde ich allemal ein wenig am Wamms gezupft. Du magst dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen.

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum saß ich, da war sie auch schon da.

„Du ißst ja gar nichts, Gottfried,“ sagte sie. „Gelt, wenn's Kirschen wären?“

„Freilich Lieschen; Kirschen, die du gäbest.“ —

„Geh' mit nach Weinheim, so sollst du sie haben.“

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich dich Mittwochs in Bingen gesucht!“

„Geh,“ sagte sie, „du machst mir was vor!“

„Bei meiner Seele nicht!“ sagte ich.

„Ich glaub's ja,“ rief sie halblaut, „schreie nur nicht, denn der Blatternarbige (sie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er ist auch herausgegangen.“

„Ach, wie erschrack ich,“ fuhr ich fort, „als ich dich heute so unvermuthet sah —!“

„Bin ich denn so garstig,“ schmollte sie, „daß die Leute vor mir erschrecken?“

„Ach, so nicht, Lieschen, so nicht,“ sagte ich; „es war ein freudiges Erschrecken. Wie hätte ich gerade an dich da denken sollen. Du bist ja noch tausendmal schöner geworden, als du damals warst, da du mir die Kirschen wogst. Wo warst du aber, daß du den ganzen Sommer und Herbst nicht mehr auf den Markt kamst?“

„Bei meiner Base in Flohnheim," entgegnete sie.

„Da wirst du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?"

„Ei," rief sie, mich schalkhaft anlächelnd, „wer wird auch so an die Buben denken? Was bildest du dir ein?"

„Aber ich habe stets an dich gedacht und bin so traurig gewesen, als ich dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Lust am Leben verlor."

„Ei, wer wird so thöricht sein!" lachte sie.

„O du leichtsinnig Mädchen," rief ich trauernd aus, „du weißt nicht, was es heißt, sich recht lieb haben."

„Muß ich dir das denn sagen?" flüsterte sie kichernd.

„Hast du mich denn lieb, Lieschen!" fragte ich dringend und stürmisch.

„Sie schwieg; aber sie ließ mir ihre Hand."

„Geh', sag's, Lieschen," flehte ich.

„So was sagt man nicht;" rief sie schelmisch und wollte fort. Ich hielt sie.

„Lieschen," sagte ich, „ist ein Schmied in Weinheim?"

„Gewiß!"

„Braucht er einen Gesellen?"

„Das weiß ich nicht; warum denn?"

„Ich will hinkommen, um dich alle Tage zu sehen, und wenn ich umsonst bei ihm arbeiten müßte."

„Das kannst du sparen; denn mein Vater zieht hierher und dann sind wir ja Nachbarsleute und sehen uns alle Tage hundertmal."

„Heida!" rief ich, „so bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!"

„Ziehst du gerne her, Lieschen?"

„Wenn — du — da bleibst!" raunte sie mir ins Ohr und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause.

„Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen bis die Gäste weggegangen

und machte mich dann auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried; Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast du's gehört?“ — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu und sie that, als sähe sie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück, und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte dies und das und ich gab ihr immer besonders freundlichen Bescheid; denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht.“

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden und sie sah es gerne, daß ich viel mit der Mutter sprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu sagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich schöne Weinberge bekommen würde und einst eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte schalkig dabei und dachte gewiß sein Bestes. Endlich erreichten wir den Rhein und unsre Wege schieden sich. Ich mußte links, sie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden schon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen sie. Ich stand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ginge ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich ſie ſehen konnte, blieb ich ſtehen. Mehrmals ſah noch das liebe Mädchen ſich nach mir um, bis der vortretende Berg ſie mir entzog, und ich ſtille und traurig meinen Weg dahinging. —

„Doch, Jörg, wir vergeſſen die Stange. Sie glüht weiß, wir müſſen ſchmieden!“ —

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifſtange mußte gerundet werden. Als ſie wieder in die Eſſe gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirſt mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich ſang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müſſe das Kloſtergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte ſich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen ſei. Er ſah mich oft forſchend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, ſcherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter-Jacob's Frau iſt. Seit ich Geſell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich ſo zu necken, und als er's wieder einmal verſuchte, wies ich ihm zwei Fäuſte, vor denen er Reſpect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschen's Eltern in des alten Lipſen Haus zu uns ins Dorf zogen. Das war eine Geſchichte, von der man in allen Spinnſtuben plauderte. Da wußten ſie genau, was die Alles mitgebracht; wieviel Zinn, wieviel Getüche, wieviel Korn, Spelt und wieviel baar Geld. Du weißt, Jörg, wie das ſo geht und wie ſie in den Spinnſtuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man ſich denn auch, ich habe ſo fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall die Hand geboten und ſei darob bei den Alten gut angeſchrieben und das Lieschen ſähe ſich die Augen faſt aus nach mir. Wenn das Lieschen Waſſer ziehen wolle am Nachbarſchaftsbrunnen in unſerm Hofe, dann laſſe ich Ambos und Eſſe im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch ſeien wir jetzt zu einer Spinnſtube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten ſie nicht ganz unrecht dabei; denn ich

that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Waſſer ziehen. Da ſich Lieschen's Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, ſo gab's in unſerer ſehr geräumigen Stube eine Spinnſtube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifſt, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich ſtets neben Lieschen ſaß; wenn die Alten mit einander redeten, ſo flüſterten wir mit einander und freuten uns ſchon auf die Kirchweih', wo ich ſie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie ſchön das Lieschen wäre. Viele meiner Alterskameraden gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meiſten aber der reiche Mijes.

„Ei," ſagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das ſchöne Lieschen. Das ſoll er ſich vergehen laſſen! das Mädchen iſt für mich; denn ich allein bin ſo reich wie ſie, und ſo einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt ſie vollends nicht." —

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der ſich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es geſagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's geſagt, das, ſeitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit ſo trübem und traurigem Auge anſah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn ſtellen, ſo wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du mir hin, wir begegnen uns an der Kirchweih' ſchon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich ſah Lieschen alle Tage zwei-, dreimal am Brunnen und konnte mit ihr koſen; ich ſah ſie jeden Abend in unſerm Hauſe, wie ihre Finger den feinen Faden dreheten und ſie die friſchen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und du weißſt, am erſten Sonntag im Mai iſt unſere Kirchweih'. Schon früh rotteten ſich die Kirchweihburſchen zuſammen. Als auch ich mich dazu geſellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die andern Burſche

hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr. Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen und Gläsern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeschenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgelooſt wurde und trugen die Liſte und die Nummern nebſt einem Dintenfaß zum Einſchreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unſere Flaſchen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durchs Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuſer der erwählten Mädchen. War Einer aufgeſpielt, ſo ging der Burſch hinein, holte das Mädchen und dieß ſteckte ihm den Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschen's Haus anlangte, mußten mir die Muſikanten ihren allerſchönſten Tanz aufſpielen und, das muß ich ſagen, der Lenz von Taub, der die Clarinette blies, ſpielte aus dem FF heraus, daß man ſchon auf der Gaſſe hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschen's Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgeſetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem ſchönen Kinde die Kirchweih' halten zu dürfen. Sie gaben's zu und Lieschen holte den Prachtſtrauß, den ſie an meinen Hut ſteckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerſchönſte von allen auf der Kirchweih'.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, ſie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; ſie flöge nur ſo herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken ſollen, daß die Freude ſo ſchnell enden ſollte! —

„Alle Leute ſahen auf uns Zwei und ſagten laut, wir ſeien das ſchönſte Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen ſchämte ſich ſchier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber ſchlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich ſah's ihm wohl ſchon lange an, daß er mein Lieschen gerne ſah; und jemehr ihn das Mädchen von ſich wegſtieß, deſto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich! —

„Einmal kam er zu mir und ſagte: „Gottfried, laß mich einmal mit deinem Schatze tanzen.“

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leiſe: „Sag' Nein! ſag' Nein!“

„Da ſteigt mir der Kamm; ich denke an ſeine giftigen Worte und ſage ſpottend: „Aufs Jahr, Mijes, aufs Jahr! Jetzt will ich ſelber mit Lieschen tanzen“

„Da hätteſt du ſeine Wuth ſehen ſollen! —

„Simpel,“ rief er, „Kapuziner! Du haſt wahr geredet! Aufs Jahr tanz'ſt du nicht mit ihr!“

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, ſpringe ich auf ihn zu und ein mörderiſcher Schlag ſtürzt ihn zu Boden. Alles ſpringt auf und will abwehren. Das war aber zu ſpät. Der Mijes rafft ſich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufſpritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt.“

„Er iſt todt, er iſt todt!“ ſchreien die Frauen durcheinander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldſchützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn ſogleich nach Bacharach vor das Oberamt!“ ruft er, und einem Andern befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führte mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er iſt todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarſte Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried,“ ſagte der eine Flurſchütz, „deine Freude endet ſchlimm! Ich wollte dir wünſchen, du wärſt über dem Rhein, denn in Lorch iſt es Mainziſch und du haſt nicht weit ins Reich.“

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen und ich konnte fahren, wie ein Fiſcher. Kaum erreichten wir das Rheinufer, ſo war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten ſich um, und gingen ruhig heim, und ich durchſchnitt mit dem Kahne die Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen aufs Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief ſo ſchnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Bandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann ſchenkte er mir Geld und ſchickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewiſſen iſt eine erſchreckliche Macht. Es iſt wohl, wenn eine Schuld darauf laſtet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr ſagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unſerm Wandgetäfel raſtlos nagte. Ach, Gott, wie war ich ſo elend! Nachts ſchloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, ſo ſcheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleiſchte mein Herz. Lange konnte es ſelbſt mein damals faſt rieſenſtarker Körper nicht ertragen und in der Stadt Frankfurt fiel ich aufs Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtſtrahl in meine Seele, denn ein frommer Geiſtlicher trat an mein Bett und gab mir Troſt. Ich genas langſam und erſt im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu ſammeln zur Weiterreiſe; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Frevelthat. Gott allein, der in das Herz ſchaut,

kannte mein Leid. Er allein ſah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Heſſen- und Sachſenland, bis in die Berge Schleſiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reiſete ich durch das Tyrol nach der Oberpfalz und dann durch Würtemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft troſtlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, ſtatt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich ſo elend gemacht hatte. Keine Tanzmuſik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderſchaft das Heimweh. Das kam ſo. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Bandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schickſale wußte, weil er ſchon damals, als ich bei ſeinem Vater Hülfe ſuchte, auf der Wanderſchaft geweſen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimat wieder zu ſehen, die ſich in jedem ſeiner Worte ausdrückte, das ſtete Plaudern vom ſchönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich mit ihm zu reiſen nach der Heimat.

„Alle Gründe, welche ich entgegenſetzte, widerlegte er und ich mochte wohl merken, daß er ſich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimat für mich; denn der brave Burſch zog ſich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerſtehen und ſagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebenſowohl der Reue über meine im Zorne verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerſtörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schweſter, die damals noch ein Kind geweſen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Bandemer weinte mit mir, er war eine gute

Seele. „Du armer Gottfried," sagte er, „nun begreife ich dein stilles Leid und deine Sehnsucht nach der Heimat und deine Furcht, sie wieder zu sehen; aber wart', du sollst von ihr hören. Bleib' hier. Ich schreibe dir gleich und schreibe dir Alles. Und er ging hin, wohin ich so gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte." —

„Das Eisen glüht," sagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerem Kampfe. Diesesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zusammengeschweißt werden und das kostete manchen herben Schlag und mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf das Amboßklotz, stopfte seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisendraht, den er zu diesem Zwecke immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Gluth schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maaß des Elendes zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zuviel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Andern Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lorch, von Heinrich

Bandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz auf weiß zu sehen, was ich im Geiste so lange schon gesehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß," schrieb er, „und Christus zum Trost, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Ostern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweih' in Deinem Dorf abwarten und dann hinüber fahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und sind noch bei guter Gesundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit dessen Nachen Du damals durchgingst. So bin ich denn am ersten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu deinem Vater sagte: „Meister, ich bringe einen schönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geschickter Obergesell in Arbeit steht." Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die fast zusammenfiel, als sie hörte, Du lebest noch; denn sie haben Dich alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geschrieben hast auf deiner Wanderschaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müssen, was ich nur wußte, und sie haben Freudenthränen vergossen und mir gesagt, ich solle Dir schreiben, Du solltest gleich, cito kommen, daß Dir dein Vater die Schmiede übergäbe, sintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meister, darf er denn kommen, der arme Gottfried?" Hat er gesagt: „Wer wehret's ihm denn? Der Mijes ist ja nicht todt, wie er meint, sondern frisch und gesund, und freiet an seinem Lieschen und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut soll Handstreich und Verlobung sein oder ist schon gewesen. So er aber kommet, nimmt's ihn sicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, so rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komm.

„Dein getreuer Kamerad

Lorch am Rhein,
den 3. Mai in diesem Jahr. Heinrich Bandemer."

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tausendmal gelesen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich dir kaum zu sagen. Alle Noth wich vom Gewissen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott gepriesen, daß er mich erlöst von meiner Angst und Qual. Die Jahre, durch welche ich sie getragen, waren vergessen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen seine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröstete mich dabei, das nämlich, daß zwischen Handstreich und Hochzeit bei uns meist ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköstigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und so kam ich wohlfeil und schnell in die Heimat."

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geschah mit aller umständlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif stellenweise abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geschlagen und zuletzt aufgelegt und festgenagelt. Es war eine schwere Arbeit und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie setzten sich auf dem Amboßklotze neben einander, und auf Jörg's Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir fast laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondlose Herbstnacht legte sich so recht sackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhause Lieschen's war es so helle. Ich mußte einmal zum Fenster hineinsehen, ob ich sie erblickte. —

„In der Stube war's sehr lebendig. Der Bäcker stand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen saßen am Tisch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Rasselgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeittage die

Braut dem Bräutigam vor die Bruſt zu ſtecken pflegt. Der Mijes ſaß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen ſah ich nicht. Endlich ging die Thür auf und ſie trat mit dem Lichte herein.

„Faſt hätte ich laut aufgeſchrieen. Wie war ſie verändert! Die Wangen waren bleich, das ſchöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einſt ſo lebenvolle Geſtalt war ein Anſchein der Erſchlaffung, des Krankſeins, über das dennoch ſo ſchöne Geſicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch ſelbſt den Gleichgültigſten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da! —

„Sie ſetzte ſich in eine Ecke, daß ich ſie ſehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte ſie nicht; auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge ſie das Alles gar nichts an. Eine Weile ſaß ſie ſo und ſtarrte vor ſich hin; dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit der Schürze. Sie mußte wohl ſchluchzen; denn mehrmals ſah Mijes nach ihr hin, ſtand dann auf und trat zu ihr. Er legte ſeinen Arm um ſie; aber ſie entwand ſich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; ſie drückte ihn von ſich. Zuletzt ſtand ſie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug geſehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhauſe zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern faſſen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübſches Mädchen geworden, die mir weinend am Halſe hing. Kaum aber war der erſte Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten ſie mir, wie es drüben ſtand.

„Sie hatten mich Alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder geneſen war, machte er ſich an Lieschen; aber ſie ſtieß ihn mit Abſcheu von ſich. Mijes ließ ſich nicht abſchrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete ſie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, ſo machte ihm der Vater

Lieschens ein freundlich Geſicht. Ueberdies war er der reichſte Burſch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipſen Bruder. —

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig miteinander und das arme Lieschen litt erſchrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und ſagte: „Läg ich doch im ſtillen Grabe, ſo wär' ich bei ihm!" Alles wurde verſucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater ſelbſt harte Behandlung. „Ich fürchte," ſagte meine Mutter, „ich fürchte, ſie trägt ſchon ihr Todtenhemd; denn ſie iſt ſo bleich, ſo abgezehrt und hüſtelt immer ſo trocken. Ihr Auge iſt nie ohne Thränen. Denke dir nur, als ſie ihr Jawort gegeben und ihren Handſchlag, was ſie ihr abgequält haben, da iſt ſie ohnmächtig und darauf ſchwer krank geworden. Als ſie ſich wieder erholt, da iſt der Bandemer von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns deinen Gruß gebracht, Gottfried." —

„Habt Ihr's ihr denn nicht geſagt?" fragte ich mit angſtvollem Beben.

„Gewiß," ſagte die Mutter.

„Und was ſagte ſie?"

„Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen ſpringen. „Es iſt zu ſpät," rief ſie aus, „es iſt zu ſpät!" Seitdem iſt alles Leben aus ihr gewichen, ſie iſt nur noch ein Schatten; und morgen iſt Hochzeit. —

„Ich ſaß da, den Kopf in die Hand geſtützt, und eine Thräne jagte die andere. Eſſen konnte ich nicht, ſchlafen konnte ich nicht.

„Am andern Morgen ſtand ich früh am Fenſter, da kam ſie heraus mit dem Waſſereimer und ging auf unſern Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich ſtürzte die Treppe herab, in den Hof, auf ſie zu. —

„Als ſie mich ſah, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergeſunken ſein, hätte ich ſie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An meiner Bruſt erwachte ſie. Lieber Jörg, laß mich ſchweigen von

dem Leid, ſchweigen von der Freude, die miteinander rang in unſern Seelen. Endlich ſprang ſie auf und rannte hinaus und heim. Ich ſah ſie nicht mehr dieſen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, ſo ſtolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam ſein kann, der ſich ſeines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, ſeine Eltern, ſeine Pathen, ſeine Verwandten. Auch Lieschen's Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, ſammt den Brautjungfern. —

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen und ſie kamen heraus, zuerſt die geſchmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte ſie unendlich ſchön. Sie ſah mir ins Auge und nickte mir zu. Mir ſchwindelte. Ich ſah nicht den Bräutigam mit ſeinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tiſch und weinte laut. Ueberall ſchoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle dieſe Schüſſe mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch ſo da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen ſtanden gruppenweiſe bei einander und erzählten ſich etwas mit dem Ausdrucke des tiefſten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangſt, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte ſie ſich einen Tod angethan? — oder was war geſchehen, daß die Leute ſich ſo entſetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Haſt du ſchon gehört, Gottfried, was geſchehen iſt? — Denke dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer ſie fragt, ob ſie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, ſagt ſie feſt und laut: Nein! Mit Entſetzen fragt der Pfarrer noch einmal, und ſie ſagt darauf: Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott ſage ich, Nein; denn ich will lieber ſterben, als ſeine Frau werden.

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater raset schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie!

„Ich sah durch's Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang.

„Ich will dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschen's Vater mich sah. Ich ertrug Alles stille und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde." —

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte stille. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Bläße wechselte auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben sie mich geplagt," sagte sie, „aber ich hielt dir die Treue. Zuletzt sagten sie, du seiest todt. Da lag mir nichts mehr am Leben und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —." Sie schwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Brust. Bald darauf überfiel sie ein Frost, daß sie zitterte. Sie mußte sich zu Bette legen. — Jörg — sie stand nicht mehr auf!" —

Rasch sprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank saß, weinte fast laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich dir's zu Ende erzählen," sagte er fest.

„Lieschen erkrankte schwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette. Der Doctor sagte, sie sei nicht zu retten, es sei

die galoppirende Schwindſucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung ſei. Aber es war ſchrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und dieſe ſtieg ſogar mit jedem Tage. Sie ſprach immer von unſerem Zuſammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiederſehen und Zuſammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beſchloſſen. Sie iſt längſt im Frieden und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erſchreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft ſank mit jeder Stunde, und doch währte es noch ſechs volle Wochen, ehe die Seele ſich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder ſo lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, ſchien ſie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, ſie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß ſie ungehorſam geweſen. Ihre Mutter zog ſie an ihr Herz. Dann bat ſie mich mit unausſprechlichem Liebeston, ſie in meinen linken Arm zu nehmen: ſie wolle, ſagte ſie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entſchlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerſte!"

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die ſchwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er ſich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das ſchöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifſt du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie ſtarb an meiner Bruſt — begreifſt du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zuſtande der Betäubung. So ſtark ich auch war, die Anſtrengungen der ſechs ſchrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erſte Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hauſe ſchlich und auf ihrem Grabe ſaß. —

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas.